

Winterfeuer

Von *Cúthalion*

1. Winternacht

Es ist stockfinster, und es ist kalt. *So kalt.*

Ich friere entsetzlich. Ein schneidender Wind fährt unter meinen Pullover; es fühlt sich an, als würde mir jemand einen Schwall Eiswasser über Brust und Rücken gießen.

Ich kann kaum etwas sehen. Dicker Nebel wirbelt vor meinen Augen und meine Ohren dröhnen. Ich merke, dass meine Füße mich mit stolpernden, unsicheren Schritten vorwärts tragen, aber ich weiß nicht, wohin. Meine Knie sind weich und ich taste mit ausgestreckten Armen verzweifelt nach Halt. Endlich bleibe ich stehen, keuchend und zitternd vor Angst.

Mein Blick klärt sich etwas. Vor mir ist Wasser. Ich sehe die Oberfläche in der Dunkelheit glitzern, wo sich Licht gelblichweiß darin spiegelt. Es muss Nacht sein. Allmählich kann ich Bäume erkennen, kahle Blumenrabatten und sorgsam angelegte Wege. *Ein Garten?* Wenn es ein Garten ist, dann scheint er um diese Zeit völlig verlassen zu sein. Es ist still, bis auf ein unaufhörliches, an- und abschwellendes Rauschen im Hintergrund, das ich nicht identifizieren kann.

Ich wage wieder ein paar Schritte und kann noch etwas deutlicher sehen. Unter meinen Füßen ist jetzt überfrorenes Gras; es kracht leise, als lief ich über Glassplitter.

Wo bin ich? Und wie bin ich hierher gekommen?

Plötzlich nimmt die Stille ein jähes Ende. Schräg links von mir erhebt sich dröhnender Lärm, der erst immer lauter wird und dann plötzlich abbricht. Weiße und blaue Lichter, gleißend hell, blenden schmerzhaft meine Augen, und Schritte nähern sich. Dann steht jemand vor mir, eine hohe dunkle Gestalt, ein Mann, und er spricht mich an. Seine Stimme ist entsetzlich laut; meine Ohren dröhnen immer noch, und ich verstehe nicht, was er sagt. Es klingt wie eine vage vertraute Fremdsprache. Ich hebe hilflos die Hände, und plötzlich greift die dunkle Gestalt nach mir. Panik überspült mich wie eine erstickende Flutwelle. Ich wende mich ab und versuche wegzulaufen... ein jämmerlicher Versuch, und ich komme nicht weit.

Nach ein paar Schritten knicken mir die Knie ein und alles wird schwarz.

(Aus dem Polizeibericht vom 14. November 2003)

Gegen 23.30 Uhr wurde von Anwohnern in der Nähe des Teiches im Stadtpark eine unbekannte Frau beobachtet und telefonisch gemeldet. Die Einsatzstreife fand eine Frau Mitte Zwanzig vor, die orientierungslos dicht am Teichufer umherirrte. Beim Versuch, sie anzusprechen, wandte diese sich zunächst zur Flucht und verlor dann das Bewusstsein. Die Personalien konnten mangels Ausweispapieren nicht festgestellt werden. Die Streife alarmierte einen Krankenwagen, der die Unbekannte gegen 0.00 Uhr ins Kreiskrankenhaus transportierte.

(Eintrag Notaufnahme Kreisklinikum, 15. November 2003, 0.30 Uhr)

Um 0.10 Uhr wurde eine Patientin Mitte Zwanzig eingeliefert. Die Frau war nicht ansprechbar. Blutdruck und Körpertemperatur wiesen auf einen Schockzustand hin und die Blutanalyse ergab einen starken Eisenmangel. Die Identität der Patientin ist momentan noch nicht festzustellen; bis zum Aufwachen und der erst anschließend möglichen Erstellung einer Anamnese wurde die Patientin ins Haupthaus überstellt (Innere Abteilung, Zi. 124)

Als ich die Augen öffne, stürmt eine reinweiße Welt auf mich ein. *Über mir, neben mir, unter mir.* Ich bewege eine Hand und die Handfläche streicht über glatten Stoff. Offensichtlich hat man mich zugedeckt. Und man hat mir etwas anderes angezogen.

Ich blinzele, stütze mich auf die Ellbogen, versuche mich aufzusetzen. Ein mächtiges Schwindelgefühl lässt mich in die Kissen zurücksinken; ich schließe die Augen und schlucke den Speichel herunter, der sich in meinem Mund sammelt.

Vereinzelte Erinnerungsfetzen treiben durch meine halbe Betäubung. Ich heiße sie dankbar willkommen, obwohl ich sie nicht einordnen kann.

Noch nicht.

Ein anderes Bett, ein anderes Zimmer. Aber die Wände, die mich dort umgeben, sind grau, nicht weiß. Der Raum hat keine Fenster, und auf dem Tisch neben dem Bett brennt eine Kerze in einem Leuchter. Und dort sind Menschen. Sanfte Hände, die mich berühren. Jemand hebt meinen Kopf und gibt mir zu trinken... der Geschmack von Johanniskraut und Weidenrinde, die scharfe Bitterkeit durch Honig gemildert. Und Stimmen über mir, leise und besorgt.

„Wird sie sich erholen?“

„Wir helfen ihr, so gut wir können. Aber sie ist schwach.“

Wo war das? Ein Kloster? Eine alte Burg? Ich weiß es nicht. Aber es kommen noch mehr.

Gras unter meinen bestiefelten Füßen. Ein tödlich grauer Himmel. Und das Donnern vieler Pferdehufe, das den Boden erzittern lässt.

Eine steinerne Stadt, alt und ehrwürdig schön, aber seltsam verlassen und offenbar teilweise zerstört. Eine hohe Mauer, dahinter eine endlos grüne Weite. Aber überall brennen Feuer und die Luft ist voll von schwarzem Qualm. Er treibt in Schwaden dahin und verdeckt die Aussicht auf das schmale, silbrige Band des Flusses am Horizont.

Ich starre mit weit geöffneten Augen an die weiße Decke. Das nächste Bild ist das deutlichste von allen, es trifft mich wie ein heftiger Schlag.

Ich stehe auf einem weiten Feld, das einstmals grün und schön gewesen sein muss. Jetzt ist es verwüstet und aufgewühlt. Überall liegen Leichen, der Geruch ist unerträglich. Meine eigene Körperlichkeit wird mir plötzlich bewusst; meine Knie zittern, mein rechter Arm hängt nutzlos herunter, und Blut tropft von meinen Fingerspitzen. Ein einzelner Reiter starrt aus dem Sattel auf mich herunter. Sein Gesicht ist rauchgeschwärzt, und er trägt ein stark mitgenommenes Kettenhemd. Sein langes, schwarzes Haar ist zerzaust und staubig. Ich schaue zu ihm auf. Der Schmerz in meinem Arm wirft mich fast um. Und trotzdem fange ich an zu lachen. Und der Reiter lächelt, die Zähne verblüffend weiß in dem schmutzigen Gesicht.

Was für Träume! *Vor allem dieser letzte.* Und er war so deutlich wie ein gestochen scharfer Film, der vor meinem inneren Auge abläuft. Ich spüre plötzlich einen heftigen Durst; mein Mund ist trocken. Ob hier wohl irgendwo ein Glas Wasser steht? Ich drehe mich zur Seite, und in diesem Augenblick öffnet sich die Tür.

Die Frau, die hereinkommt, ist fast genauso weiß wie das ganze Zimmer. Es muss sich um eine Ärztin handeln; sie trägt einen Kittel, der aussieht wie frisch gebügelt, ein Stethoskop hängt um ihren Hals. Meine Augen bleiben an den Kugelschreibern hängen, die in ihrer Brusttasche stecken und halten sich daran fest. Sie zieht sich einen Stuhl neben mein Bett, setzt sich und fühlt mir mit professioneller Routine den Puls.

„Sehr schön.“ sagt sie. „Viel besser als heute nacht. Wie geht es Ihnen?“

„Ich... ich weiß nicht.“

Der Klang meiner Stimme, heiser und eigenartig guttural, überrascht mich. Das Seltsamste ist, dass ich mich darüber wundere, wie sich die Worte anhören. Es ist, als spräche ich eine andere Sprache, ohne wirklich zu wissen, welche.

„Die Polizei hat Sie im Stadtpark gefunden, gegen Mitternacht. Sie sind offenbar in der Nähe des Teiches herumgeirrt. Haben Sie eine Ahnung, wie Sie da hingekommen sind?“

„Nein.“

„Können Sie mir sagen, wie Sie heißen? Sollen wir jemanden für Sie benachrichtigen?“

„Ich.. ich bin Sabrina... Sabrina Steinenberg.“

Wenigstens eine Sache, der ich mich sicher bin. Ich heiße Sabrina.

„Schön, Frau Steinenberg. Wir haben keine Ausweispapiere bei Ihnen gefunden. Können Sie mir sagen, wo Sie waren, bevor Sie im Stadtpark entdeckt wurden?“

„Ich... ich habe keine Ahnung.“

„Schon gut.“ Die Ärztin tätschelt beruhigend meine Hand. Ihr Gesicht ist müde und nicht mehr ganz jung, aber sehr freundlich. „Das kommt sicher alles wieder. Sie haben jedenfalls keine Kopfverletzung, so weit wir feststellen können, also hat es sicher nur mit der Erschöpfung zu tun. Aber wir haben etwas anderes gefunden. Ihr rechter Arm ist vor nicht allzu langer Zeit gebrochen worden. Das muss ein offener Bruch gewesen sein, und eine tiefe Fleischwunde, wie von einem langen Messer. Können Sie mir sagen, wie das passiert ist?“

Ich starre sie an. Dann, mit einer hastigen Bewegung, zerreiße ich mir das Krankenhaushemden von der Schulter und starre auf meinen Arm. Eine lange, rote, gerade erst verheilte Narbe auf der hellen Haut, wulstig und frisch.

Ein krachender Schlag, und ich liege mit dem Gesicht nach unten und schreie vor Schmerz in die aufgewühlte Erde. Über mir steht mein Tod, einen Dolch in der Hand.

Nein. Oh nein.

Der lächelnde Reiter. Er hebt mich aufs Pferd, ich spüre den zerschrammten Kettenpanzer im Rücken, rieche Blut, Verzweiflung und das Sterben von Tausenden am Körper des Mannes, der mich behutsam gegen seine Brust drückt, während sein Pferd in einen langsamen Schritt fällt.

Das ist nicht wahr.

Und plötzlich ist alles wieder da, jede Einzelheit, jedes Bild, jede Erinnerung. Mein Kopf fällt nach hinten, ich kralle die Hände in den Ausschnitt meines Nachthemdes und höre jemanden in wahnwitziger Verzweiflung aufschreien. Und dann wird mir zum zweiten Mal innerhalb von kurzer Zeit schwarz vor Augen.

2. Zwei Tagebücher

Sie haben mich verlegt. Dies ist nicht mehr das Krankenhaus, in dem ich zuerst aufgewacht bin. Irgendwann zwischen der seltsam surrealen Begegnung mit der Ärztin und diesem Augenblick haben sie mich woandershin gebracht.

Ich habe einen säuerlichen Geschmack im Mund und ein pelziges Gefühl auf der Zunge. Von dem Bett aus kann ich das Fenster sehen. Draußen geht die Sonne auf und wieder unter, Sonnenstrahlen geistern durch das Zimmer, erst bläulich rosa, dann weiß. Abends färbt sich das Licht rot und verschwindet, während ich still liege, den Kopf in das Kissen gedrückt, und versuche, nicht zu denken.

Sie machen es mir leicht – nicht zu denken, meine ich. Sie haben mich mit einem Tropf ruhig gestellt, und als ich das erste Mal halbwegs zu mir kam, war ich außerdem an dem Bett festgeschnallt. Während der ersten Tage, die ich hier war, zog sich die Zeit wie ein elastisches Band. Ich starrte mit halb geschlossenen Augen auf das Fenster, und registrierte gleichgültig, dass es vergittert ist – elegant geschwungenes, schwarzes Schmiedeeisen, aber ein Gitter bleibt ein Gitter, wie elegant auch immer.

Seit heute morgen habe ich zum ersten Mal das Gefühl, richtig wach zu sein. Ein Arzt kam mit einer Schwester herein; sie haben den Tropf entfernt. Der Arzt hat mich angesprochen. Ich habe einsilbig geantwortet, meinen Namen genannt, und schließlich bekamen wir so etwas wie ein Gespräch zustande. Anscheinend befürchten sie nicht mehr, ich könnte mich während eines Anfalls verletzen oder auf das Pflegepersonal losgehen; nach unserem kurzen Gespräch hat der Arzt die Gurte gelöst und kurz meine Schulter getätschelt.

Als ob er mich damit trösten könnte.

Draußen geht wieder die Sonne unter. Ich stemme mich hoch, schlage die Decke zurück und setze vorsichtig die Füße auf den Boden. Als ich aufstehe, dreht sich das Zimmer in einem übelkeitserregenden Wirbel; in hoher Ton summt in meinen Ohren und ich halte mich krampfhaft am Kopfteil meines Bettes fest. Als das Zimmer zur Ruhe gekommen ist, gehe ich zum Fenster hinüber. Der Himmel ist von einem prachtvollen Purpurrot.

Hinter dem Haus liegt ein kleiner Garten mit weiß gekiesten Wegen, die sich um winterkahle Beete herumschlängeln. Drei, vier sorgsam beschnittene Apfelbäume recken ihre blattlosen Äste in den Himmel. Dann kommt ein Zaun (er ist hoch und sieht sehr stabil aus) und hinter diesem Zaun erstrecken sich abgeerntete Felder bis zum Horizont. Ganz weit hinten ist ein größerer Wald zu sehen. Eine Straße gibt es auch; Autoscheinwerfer tauchen auf wie Glühwürmchenlichter, ziehen einen Bogen und verschwinden wieder. Es sind nicht viele. Diese Klinik muss ziemlich abgelegen sein.

Ich gehe langsam zum Waschbecken an der Wand und drehe den Hahn auf. Erst ist das Wasser lauwarm, dann erfrischend kalt. Ich fahre mir mit nassen Händen durch die Haare und über die Wangen; als ich aufblicke, sehe ich mich im Spiegel.

Augen, die zu groß sind für das Gesicht. Kränklich blasse Haut und eine seltsam spitz wirkenden Nase. Strähnlige Haare, die schlaff und wirr bis über den Rücken hinunterhängen. Ein fest verschlossener Mund... als müsste er ein Geheimnis gewaltsam zurückhalten.

Der letzte Spiegel in dem ich geschaut habe, war aus poliertem Messing. Seine Hände hatten mein Haar spielerisch zu einem Zopf geflochten, und ich löste die Flechten wieder auf, während ich mich wie gebannt betrachtete. Mein Arm war weiß bandagiert und die Wunde pochte, aber in diesem Moment spürte ich die Schmerzen nicht. Er trat hinter mich, noch immer nackt, und seine warme Hand umfasste meine bloße Brust.

„Du bist so schön. Ich kann kaum fassen, was für ein Geschenk du mir gemacht hast.“

Ich starre mich an und spüre, wie ich anfangen zu zittern.

„Wann musst du gehen?“

Seine Hände liebkosten mich, sein Atem strich warm über meine Haut.

„Das Heer bricht heute Mittag auf.“

Ich zuckte heftig zusammen.

„Ich will dich nicht gehen lassen.“ sagte ich. Mein Körper war starr und angespannt.

„Wir haben noch eine Stunde.“

Er konnte so leicht in der Schlacht sterben.

„Eine Stunde...“

Ich beiße mir auf die Lippen und schließe die Augen.

„Eine Stunde ist viel...“

Seine Stimme war warm und tief, ich konnte das Lächeln darin hören. Ich spürte, dass er den Gedanken an den Weg zum Schwarzen Tor gewaltsam in sich verschloss. Er wollte mich schützen, und ich liebte ihn dafür so sehr, das mir das Herz wehtat.

„Lass mich nicht los. Ich will nicht, dass du gehst.“

Ich lege eine Hand auf meinen Mund und spüre die Tränen, die mir unaufhaltsam über das Gesicht laufen. Mühsam taste ich mich zum Bett zurück, steif und hölzern wie eine alte Frau. Ich lege mich hin und ziehe mir die Decke über den Kopf.

„Lass mich nicht los.“

Ich krümme mich im Bett zusammen. Der Schmerz ist fast unerträglich. Am Ende hat er mich nicht losgelassen. Der von uns beiden, der schließlich losließ, war ich.

Mittlerweile bin ich schon ein oder zwei Wochen hier – ich kann es nicht einmal genau sagen, obwohl auf den Gängen ein paar Fotokalender hängen. Die Ärzte sind sehr geduldig; fast jeden Tag sitze ich in einem weiß gestrichenen Sprechzimmer und beantworte Fragen. Jedenfalls wird das von mir erwartet.

Natürlich sage ich ihnen nicht die Wahrheit.

Ich sage nichts davon, wie die Realität, die über fünfundzwanzig Jahre lang mein Leben ausgemacht hat, sich von einem Tag zum anderen aufgelöst hat und verschwand. Ich erzähle nichts davon, wie sich die Worte plötzlich fremd anfühlten in meinem Mund... von dem Schock, als ich begriff, dass ich mühelos und selbstverständlich eine völlig andere Sprache sprach, die ich nicht einmal kannte. Dass meine Jeans und mein handgestrickter Pullover verschwunden waren... und dass ich statt dessen weiche Lederstiefel und fremdartig geschnittene Hosen aus Leinen trug, und eine Tunika, die über der Brust mit Hornknöpfen geschlossen wurde.

Was ich ihnen vor allem nicht sage, ist das Unfasslichste an der ganzen Sache – dass dies nicht etwa eine Zeitreise war, die mir da zugestoßen ist. Die hätte ich vielleicht noch in mein Weltbild einordnen können. Statt dessen habe ich mich über Wochen in einem Universum bewegt, das es nicht gab, das es niemals gegeben hat und niemals geben wird.

Jedenfalls hatte ich das bis dahin geglaubt.

Die Ärzte haben mir vorgeschlagen, ein Tagebuch zu führen. Der Psychiater, der sich seit Tagen bemüht, eine Art Gesprächstherapie mit mir zu führen, hat mir ein Buch mit leeren, weißen Seiten gegeben. Ich soll hineinschreiben, was mich bewegt, meint er. Alles, woran ich mich erinnere, soll ich festhalten, damit sich irgendwann ein Gesamtbild ergibt, das einen Sinn macht. Nachdem er das gesagt hat, meldet sich sein Pieper; er entschuldigt sich und geht hinaus. Ich lasse meinen Blick müßig durch das Zimmer wandern und entdecke in einem Regal hinter seinem ausladenden Schreibtisch einen ganzen Stapel der gleichen Bücher wie das, das ich in der Hand halte. Ich stehe schnell auf, schleiche so schnell wie möglich zu dem Regal, nehme ein weiteres Buch, schiebe es hinter den Hosenbund und lasse die lange, dunkle Bluse, die man mir gegeben hat, lose darüberfallen. Als der Arzt zurückkommt, wechseln wir noch ein paar Worte und er reicht mir mit großer Geste einen Kugelschreiber. Ich verabschiede mich, gehe hinaus und fühle auf dem ganzen Weg in mein Zimmer den kühlen Druck des Einbandes auf meiner Haut.

Mittlerweile sind sie zu dem Schluss gekommen, dass ich an schwerer Amnesie leide, und ich werde sie in ihrem Glauben lassen. Diese Lüge ist genauso aus der Verzweiflung geboren wie das letzte Mal, und auch damals ist sie mir nützlich gewesen. Es spielt keine Rolle, ob ich mich wirklich nicht daran erinnern kann, was ich die letzten drei Monate getan habe. Hauptsache, ich kann jedermann davon überzeugen, dass ich es tatsächlich nicht weiß.

Aber es muss – genau wie dort – jemanden geben, dem ich die Wahrheit sagen kann. Und unter meinen wenigen Verwandten und Freunden gibt es nur eine, der ich vielleicht erzählen kann, was mir passiert ist.

Ich habe Faith in einem internationalen Journalisten-Forum kennen gelernt, und wir haben uns auf Anrieb sehr gut verstanden. Wir stellten fest, dass wir ähnliche Interessen haben, und fingen an, uns nach unserer Heimkehr regelmäßig Mails zu schicken. Sie hat eine meiner Artikelserien redigiert, und ich halte sie für einen der klügsten und humorvollsten Menschen, den es gibt. Die Tatsache, dass wir uns noch nie gesehen haben, ist ein zusätzlicher Vorteil. Ich werde nicht gezwungen sein, den Zweifel in ihrem Gesicht zu sehen, während ich ihr meine Geschichte erzähle... oder gar das Entsetzen und die wachsende Überzeugung, dass ich zu Recht in dieser psychiatrischen Klinik gelandet bin. Wenn sie dieses phantastische Bekenntnis liest, wird sie in Amerika vor ihrem Computerbildschirm sitzen – gesetzt den Fall, ich komme rechtzeitig wieder an mein Laptop und kann mich noch daran erinnern, wie man es benutzt.

Vielleicht reiße ich auch die Seiten heraus und stecke sie in einen Umschlag. Hauptsache, ich kann es aufschreiben, und sie liest es irgendwann. Denn erzählen muss ich es jemandem, sonst verliere ich tatsächlich noch den Verstand.

Also sitze ich an diesem Abend an dem schmalen, wackligen Tisch am Fenster, und vor mir liegen zwei Bücher. Das eine – das, was ich den Ärzten geben werde – enthält ein paar karge Sätze. *Ich*

kann mich kaum erinnern. Von Zeit zu Zeit treiben Namen vor meinem inneren Auge vorbei, aber sie verschwinden immer gleich wieder. Ich wünschte, ich wüsste, was ich in den letzten drei Monaten getan habe. Hoffentlich sind sie damit zufrieden.

Natürlich stimmt kein Wort davon. Ich weiß genau, wer ich bin. Ich weiß, wo ich herkomme. Und ich weiß, wo ich war.

Liebe Faith, schreibe ich (und ich hoffe, mein Englisch lässt mich nicht im Stich), liebe Faith, ich muss dir etwas erzählen. Möglicherweise wirst du mir nicht glauben, aber ich muss es trotzdem versuchen.

Ich halte inne. Ich bin es nicht mehr gewöhnt, wie früher mit einem Stift zu schreiben; wahrscheinlich wird mir nach drei Seiten die Hand entsetzlich weh tun. Ich entscheide, dass das keine Rolle spielt, und schreibe weiter.

Es fing alles vor etwa drei Monaten an; ich war mit einer Recherche beschäftigt und war auf dem Weg in die Stadtbücherei...

3. Erinnerungen

Schreib was über Tolkien. hatte der Chefredakteur der Zeitung, für die ich zuweilen arbeitete, am Telefon gesagt. Ich konnte das ironische Grinsen in seinem Gesicht beinahe sehen. *Sie haben diese Filme über seinen Riesenschinken gedreht, und der Werbeaufwand, den die betreiben, ist gigantisch. Der erste Film bricht alle Kinorekorde und ist über ein Dutzend Mal für den Oscar nominiert. Erklär unseren Lesern doch mal, woran das liegt. Du musst das doch wissen, nicht?*

Aber sicher doch. Und jetzt war ich an einem farbeglühenden Septembertag auf dem Weg in die Bücherei. Ich kannte die Bibliothekarin und sie liebte Tolkien ebenso sehr wie ich, wenn nicht noch ein bisschen mehr. Sie hatte reichlich Sekundärliteratur auf Lager, und auch manche der Neuerscheinungen, die ich mir noch nicht gekauft hatte. Meine Ausgabe des „Herrn der Ringe“ war zwölf Jahre alt, die anderen Bücher von ihm, die ich besaß, kaum jünger.

Die Bücherei war in einem alten, verwinkelten Fachwerkhaus untergebracht; an jedem Fenster standen bequeme Stühle und kleine Tischchen, auf die man seine Lektüre ablegen konnte. Ich ließ mich in einer Nische nieder und schlug die Tolkien-Biographie von Humphrey Carpenter auf, die ich aus einem Regal gezogen hatte. Das Buch öffnete sich an einer offenbar vielgelesenen Stelle. Humphrey Carpenter schrieb über einen sehr wichtigen Zeitabschnitt in Tolkiens Leben... der kurze, idyllische Teil seiner Kindheit, den er und sein Bruder mit ihrer Mutter im ländlichen Sarehole nahe Birmingham verbracht hatten. Meine Augen blieben an einem Satz hängen: *Sie fiel in ein diabetisches Koma und starb Stunden später.* Der Tod von Mabel Tolkien hatte ihren Sohn tief verstört, und die kurze glückliche Zeit vor ihrem Ende hatte ihn für den Rest seines Lebens geprägt.

Ich las den Satz wieder und wieder; plötzlich brannten meine Augen und ich spürte, wie mir die Kehle eng wurde.

Und plötzlich war ich wieder dreizehn, und ich saß an einem Tisch, der liebevoll gedeckt war... aber ein Stuhl blieb leer. Wir saßen einander gegenüber, mein Vater und ich, und wagten nicht, uns anzusehen. Meine Mutter war einen Monat zuvor bei einem dieser sinnlosen Autounfälle ums Leben gekommen, die man hinterher nie so richtig erklären kann. Warum hatte die alte Frau bloß ausgerechnet in diesem Moment mit überhöhter Geschwindigkeit aus ihrer Ausfahrt hervorzupreschen müssen – nämlich, als meine Mutter gerade mit einem vollen Einkaufskorb daran vorbeikam? Sie hatte wohl bremsen wollen, statt dessen aber das Gaspedal erwischt, und sie fuhr meine Mutter einfach über den Haufen. Sie war sofort tot. Und für meinen Vater brach seine ganze Welt zusammen.

Er verstummte fast völlig. Ich hätte jemanden gebraucht, der mit mir sprach, der mich in den Armen hielt und tröstete, aber mein Vater war einfach nicht dazu imstande. Nachts konnte ich ihn im halbleeren Ehebett bitterlich weinen hören, aber die schreckliche Wucht seiner Trauer schreckte mich ab; es war als sei ich für ihn unsichtbar geworden. Eine energische Tante nahm die Sache endlich in die Hand; als mein Vater die Einladung zu einem Ärztekongress erhielt und sie erleichtert akzeptierte, wurde ich in einen Zug gesetzt und in Richtung Norddeutschland verfrachtet, zu meiner Großmutter.

Einige Tage vor dem Tod meiner Mutter hatte ich angefangen, den „Herrn der Ringe“ von Tolkien zu lesen, und in den langen Wochen des Kummers und der herzzerreißenden Einsamkeit hatte ich mich immer wieder hinter dieser Geschichte verschanzt. Mochten die Tolkien-Gegner über Eskapismus spotten... noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich eine Fluchtmöglichkeit so nötig gehabt. Frodo Beutlin, der kleine tapfere Hobbit mit seiner schier unlösbaren Aufgabe, wurde mein bester Freund. In den langen Nächten, wenn das Schluchzen meines Vaters durch die Wand zu mir drang und ich mich mit Buch und Taschenlampe unter meiner Bettdecke verkroch, schloss ich eine Art Handel mit der Vorsehung: Wenn es meinem Helden gelänge, den Ring des Feindes tatsächlich in den Schicksalsberg zu werfen, dann würde mein Vater mich wieder wahrnehmen, und wir könnten einander endlich den Trost spenden, den wir beide so dringend brauchten. *Ganz bestimmt.*

Während der Eilzug Richtung Norden ratterte, saß ich in meine Abteilecke gedrückt und arbeitete mich durch den dritten Band. Ich las, wie Frodo ins Auenland zurückkehrte, nachdem seine Aufgabe endlich erfüllt war, und wie er von dort, erschöpft und lebensmüde, zu den Grauen Anfurten ging. *Und ich kann nicht mitgehen!* sagte Sam im Buch zu seinem Herrn. *Verlass du mich doch bitte nicht auch noch!* flüsterte eine verzweifelte Stimme in meinem Herzen.

Ich erreichte den Bahnhof, ein kleines, holsteinisches Nest weit hinter Hamburg, als es schon dämmerte. Ich stieg auf unsicheren Beinen aus dem Zug und sah meine Großmutter, die ganz allein in der kleinen Station auf mich gewartet hatte. Ihre langen, eisgrauen Haare waren zu einer geflochtenen Krone aufgesteckt; sie trug einen knöchellangen, schwarzen Rock und ihre himmelblaue Lieblingsjacke, die meine Mutter erst zum letzten Weihnachtsfest selbst für sie gestrickt hatte. Sie saß auf einer niedrigen Holzbank, und als sie mich erkannte, lächelte sie ihr vertrautes, geliebtes Lächeln und breitete die Arme aus.

„Hallo, *min lütte Deern*“*. sagte sie. „Da bist du ja endlich.“

Ich ließ meine Reisetasche fallen und ging auf sie zu; als ich sie erreicht hatte, war ich buchstäblich am Ende meiner Kraft. Das nächste, was ich weiß, war, dass ich mitten auf dem Bahnsteig vor der Bank hockte, den Kopf in ihrem Schoß vergraben, und dass ich weinte wie noch nie zuvor in meinem Leben. Ich weinte um meine tote Mutter und meinen Vater, der mit ihr gestorben zu sein schien, und ich weinte um mich selbst, während sie mir den Kopf streichelte und leise, fast stimmlos vor sich hinsummte.

Und so eigenartig das klingt – ich weinte auch um Frodo Beutlin, der mir so sehr ans Herz gewachsen war, und der vor meinem inneren Auge hinter den Horizont segelte, an Bord eines Elbenschiffes, dessen weiße Segel in der Dämmerung verschwammen.

Die Erinnerung, die mich in der Bücherei überfallen hatte, verfolgte mich den ganzen Rest des Tages. Ich aß abends eine Kleinigkeit, dann setzte ich mich an meinen Schreibtisch, klappte meinen Laptop auf und versuchte einen ersten Entwurf des Artikels.

Ich bekam nicht einmal einen Satz zustande. Fast eine halbe Stunde starrte ich blicklos auf den leeren Bildschirm und erinnerte mich an immer noch mehr. An das reetgedeckte Haus meiner Großmutter, das mitten in einem bienensummenden Garten stand und die vielen Kräuter, die sie dort zog und trocknete. Sie betrieb einen schwunghaften Handel mit selbst zusammengestellten Tees und versorgte die halbe Nachbarschaft ihres Dörfchens damit (Die andere Hälfte wechselte zuweilen die Straßenseite, wenn meine Großmutter sich näherte und kreuzte verstoßen die Finger hinter dem Rücken. Meine Großmutter machte sich nichts daraus, und so manche Frau, die sie tagsüber nicht grüßen wollte, kam nach Einbruch der Dunkelheit, um sich von ihre die Karten legen zu lassen).

Ich lernte bei ihr, dass man Weidenrinde zum Fiebersenken benutzt und wie man aus Ringelblumen eine zähe, stark duftende Salbe herstellt. Nach ein paar Wochen konnte ich die echte von falscher Kamille unterscheiden und brachte einen recht ordentlichen Beruhigungstee mit Kapuzinerkresse und Johanniskraut zustande. Und wenn ich mit meiner Großmutter nicht gerade Kräuter pflückte, dann lag ich auf der Wiese hinter ihrem Haus, kaute an einem Sauerampferstengel und las den „Herrn der Ringe“ ein zweites und ein drittes Mal.

Mein Vater meldete sich nur ein paar Mal telefonisch, und wir redeten auch nur denkbar kurz miteinander. Nach jedem dieser Telefonate vergrub ich mich noch tiefer in mein Fluchtbuch. Offenbar hatte mich das Schicksal betrogen – der Ring war ins Feuer geworfen worden, aber mein

Vater – inzwischen vom Ärztekongress zurück und in seiner Praxis bis zum Hals in Arbeit vergraben – ließ mich immer noch nicht an sich heran. Meine Großmutter hielt sich klugerweise zurück, nur einmal sagte sie: *„Immer sutje, Deern*.* Er braucht seine Zeit.“ Ich sah sie an, dann klemmte ich mir *„Die zwei Türme“* unter den Arm und ging mit hängendem Kopf hinaus auf die Wiese. *Ich brauche keine Zeit,* dachte ich, *ich brauche ihn, und er lässt mich im Stich.*

Vier Monate später war ich dann zu ihm zurückgefahren und wir hatten uns mühsam wieder aneinander herangetastet. Ich wiederholte das abgebrochene Schuljahr, hielt ein paar Jahre die Position als Klassenbeste und machte meinen Abschluss. Mein Vater, der damals schon krank gewesen war, hätte es gern gesehen, wenn ich seine Praxis übernommen hätte. Ihm zuliebe studierte ich zwei Jahre lang Medizin, aber als er starb, gab ich den Versuch auf. Er hatte mich gut versorgt zurückgelassen; ich behielt unser Haus und fing an, als freie Journalistin zu arbeiten.

Als letzter von allem kam er. Seine Mannen zogen hinein. Die Ritter zu Pferde kehrten zurück, und in ihrer Nachhut das Banner von Dol Amroth und der Fürst. Und in seinen Armen vor sich auf seinem Ross hielt er seinen Vetter Faramir, Denethors Sohn, den man auf dem Schlachtfeld gefunden hatte.

Ich zuckte zusammen. Das Zitat aus der *„Rückkehr des Königs“* kam mir so deutlich in den Sinn, als säße jemand neben mir und würde es laut vorlesen. Und wieder erinnerte ich mich; wie ich auf der Wiese hinter dem Haus meiner Großmutter lag, die Szene las und meine Tränen wegblinzeln musste.

„Faramir! Faramir!“ riefen die Leute weinend auf den Straßen. Aber er antwortete nicht, und sie trugen ihn die gewundene Straße hinauf zur Veste und zu seinem Vater.

Entnervt schaltete ich den Laptop ab und trank das Glas Wein aus, das ich mir eingegossen hatte, um gewissermaßen meine Inspiration zu beflügeln. Frische Luft... vielleicht würde ein Spaziergang helfen.

Ich zog einen handgestrickten Pullover über meine Hemdbluse und schlug den Weg zum Stadtpark ein. In dem verschlafenen Städtchen, in dem ich lebte, konnte eine Frau ohne weiteres auch zu nachtschlafener Zeit dort herumlaufen, und genau das hatte ich vor. Als ich den Park erreichte, war es fast Mitternacht, und die Straßenlaternen spiegelten sich gelb und weiß im Wasser des Teiches. Die Luft war feucht und kühl.

Ich umrundete den Teich ein paar Mal, aber ich war müde und fing an zu frösteln. Wahrscheinlich würde ich heute Abend sowieso nichts mehr schreiben. Ich konnte genauso gut nach Hause gehen und mich ins Bett legen.

Ich drehte mich um und machte ein paar Schritte, aber plötzlich war unter meinen Füßen nicht mehr der weiß gekieste Weg, sondern kurzes Gras. Mir wurde schwindelig, und zwar so heftig, dass ich den Halt verlor. Vor mir hatte ich eben noch eine Parkbank gesehen, und ich versuchte, mich daran festzuhalten... aber sie war verschwunden. Plötzlich fand ich mich auf Händen und Knien wieder, von starkem Brechreiz geschüttelt. Ich würgte und schloss die Augen. Das Gefühl, das ich in diesem Moment empfand, ist nicht ganz leicht zu beschreiben... es war, als würde ich aus mir selbst herausgerissen und durch einen langen Tunnel fallen. Dann wurde ich – obwohl ich mich immer noch nicht bewegte – mit voller Wucht aus diesem Tunnel ins Leere geschleudert... zurück in meinen Körper hinein.

Ich zitterte so heftig, dass meine Zähne aufeinander schlugen. Mein Knochengerüst vibrierte wie eine Bogensaite. Noch immer war mir entsetzlich übel, und ich fragte mich verzweifelt, wie ich es in diesem Zustand nach Hause schaffen sollte. Aber immerhin ließ der Schwindel nach und ich konnte meine Umgebung wieder wahrnehmen.

Das erste, was mir auffiel, war, dass sich der Geruch geändert hatte. Der Park roch zweifelsohne *grün*, der vielen Bäume und Sträucher wegen, aber man nahm auch noch die Nähe der Straße wahr, selbst wenn nachts vergleichsweise wenige Autos darauf fuhren. Der Geruch, den ich jetzt in der Nase hatte, war fremd und neu, und erstaunlich *unverbraucht*. Ich weiß, das klingt seltsam, aber besser kann ich es nicht ausdrücken.

Dann öffnete ich die Augen, richtete mich langsam auf und sah mich um.

Vor mir erstreckte sich, so weit das Auge reichte, eine grasige Landschaft ohne Häuser und Straßen, überwölbt von einem bleigrauen Himmel. Weit am Horizont waren verschwommen Berge zu erkennen. Und dieses Land war buchstäblich *leer*.

„Was um Himmels Willen...“

Jetzt stand ich auf den Beinen, schüttelte den Kopf und drehte mich langsam einmal um mich selbst, um mich zu orientieren. Auch hinter mir setzte sich die grasige Ebene bis an den Horizont fort. Diese Gegend schien völlig unbesiedelt zu sein.

Wie war ich hierher gekommen? War das ein Traum? Aber wie sollte das möglich sein – schließlich hatte ich nicht im Bett gelegen und geschlafen! Das letzte, was ich wusste, war, dass ich im Stadtpark vor dem Teich gestanden hatte und mich gerade auf den Heimweg machen wollte.

Ich rieb mir mit einer Hand über das Gesicht, und das war der Moment, in dem ich merkte, dass ich nicht mehr die Kleidung trug, in der ich an diesem Abend meine Wohnung verlassen hatte. Statt des bunt gestrickten Ärmels, den ich zu sehen erwartet hatte, sah ich dunklen Stoff und darunter einen weißen Hemdsärmel. Für einen Augenblick erstarrte ich, dann schaute ich einigermaßen fassungslos an mir herunter.

Jeans, Pullover und Turnschuhe waren verschwunden. Meine Füße steckten in weichen Lederstiefeln, die Beine in einer engen Hose aus einer Art Wollmaterial. Außerdem trug ich ein Hemd und darüber eine hüftlange Tunika. Zusätzlich war ich in einen fast knielangen Umhang gehüllt. Er hatte eine Kapuze, die über meinen Kopf gezogen war, und als ich nach dem Verschluss tastete, fand ich eine Art Brosche oder Fibel, die den Umhang am Hals zusammenhielt. Bei Versuch, sie zu öffnen, stach ich mir in den Finger.

„Au!“

Es tat weh, aber jetzt war ich sicher, dass das hier kein Traum sein konnte, denn ich wurde nicht wach - weder fand ich mich in meinem Bett wieder noch im Stadtpark.

Endlich brachte ich die Nadel auf, hielt den Mantel mit der freien Hand unter meinem Kinn fest und betrachtete die Brosche.

Sie maß etwa fünf Zentimeter im Durchmesser, war geformt wie eine Raute und sah aus wie mattiertes Silber, aber dafür war sie zu leicht. *Möglicherweise Zinn*. In die Oberfläche war ein Baum mit reich verästelter Krone graviert, und oberhalb der Krone hatte eine geschickte Hand sieben winzige, weiße Kristallsteinchen wie Sterne in das Metall eingesetzt.

Ein Baum und sieben Sterne.

In diesem Augenblick spürte ich, wie der Boden unter meinen Füßen sanft zu beben begann. Ich wandte mich nach Osten – jedenfalls nahm ich an, dass es Osten war, denn zur Orientierung fehlte mir die Sonne – und sah eine Gruppe von Reitern in schnellem Trab, etwa fünf oder sechs Mann. Sie waren noch ungefähr fünfzig Meter von mir entfernt, aber in meiner Verwirrung hatte ich sie bis jetzt einfach nicht gehört. In dem Augenblick, als ich aufsaß und sie endlich bemerkte, hielt die Gruppe plötzlich an. Und während ich noch zu ihnen hinüberstarrte, sah ich, dass einer der Reiter in meine Richtung zeigte.

Angst machte mir die Kehle eng, aber ich blieb stehen, ohne mich zu rühren. Wo hätte ich mich auch verstecken sollen?

Die Reiter setzten sich wieder in Bewegung und kamen direkt auf mich zu.

4. Schrecken in der Finsternis

Der Anführer der Männer brachte sein Pferd direkt vor mir zum Stehen. Das Pferd war riesig, mit roten Nüstern, und seine Flanken dampften in der kalten Luft. Der Reiter war ebenfalls nicht gerade klein. Wenn er beabsichtigt hatte, mich einzuschüchtern, dann war ihm das gelungen.

Ich legte den Kopf in den Nacken, um ihn anzusehen, und unsere Augen trafen sich; seine waren grau wie ein Sturmhimmel, groß und aufmerksam in einem auffallend schön geschnittenen Gesicht. Sein von dunklem, schulterlangen Haar umrahmtes Gesicht war streng und zeigte eine gewisse

Härte; aber während ich seinen prüfenden Blick erwiderte, spürte ich, wie mich unerwartet ein Teil meiner Angst verließ. Plötzlich schoss mir ein Zitat meiner amerikanischen Freundin Faith durch den Kopf. Einmal hatten wir uns über einen Kinofilm unterhalten und sie hatte einen Satz über den Helden der Geschichte fallen lassen: „*He is one of the good guys.*“*

Wo immer ich hier war, wer immer diese Leute sein mochten, dieser Mann war kein Feind. Obwohl ich spürte, dass seine Männer mich gespannt beobachteten und nur auf ein Zeichen von ihm warteten, mich in Gewahrsam zu nehmen, fühlte ich mich trotz all meiner Verwirrung sicher.

„Wer bist du, Junge?“ fragte er. „Und was machst du hier, ganz allein?“

Junge? Sah er denn nicht, dass... Mir fiel ein, dass die Kapuze mein Haar verbarg. Ich war nicht sehr groß und mein Körper wirkte eher knabenhaft als weiblich. *Vielleicht war das ganz gut so.*

„Ich weiß es nicht.“ sagte ich. „Ich habe nicht die geringste Ahnung, Herr. Ich... ich irre schon seit Stunden durch diese Gegend, und ich kann nicht sagen, wie ich hierher gekommen bin.“

Mir war reichlich unwohl bei dieser – wenn auch kleinen – Ungenauigkeit. Aber was hätte ich ihm auch erzählen sollen? *Ich bin vor ein paar Minuten aus dem Nichts aufgetaucht?* Immerhin blieb ich so nahe an der Wahrheit, wie ich konnte. Mein Instinkt sagte mir, dass es ein großer Fehler gewesen wäre, diesen Mann zu belügen.

Er hob verblüfft die Augenbrauen.

„Hast du keine Begleiter gehabt? Und wo ist dein Pferd? Du willst mir doch nicht erzählen, du bist hier zu Fuß unterwegs!“

Ich zuckte die Schultern und breitete die Arme in einer Geste der Hilflosigkeit aus. Ein plötzlicher Ruck ging durch die Männer, die den Anführer umgaben und dann kam das kurze, zischende Geräusch eines halb gezogenen Schwertes. Ich erstarrte mitten in der Bewegung und hielt die Luft an.

„Lass deine Waffe stecken, Mablung.“ Der Anführer wandte leicht den Kopf und zu meiner größten Erleichterung hörte ich ein schwaches Lächeln in seiner Stimme. „Wir kämpfen nicht gegen halbe Kinder, und wie ein Diener des Dunklen Feindes sieht er nicht gerade aus.“

„Danke, Herr.“ sagte ich. „ich will Euch nicht betrügen, und ich schwöre bei Gott, ich bin keine Gefahr. Um die Wahrheit zu sagen, ich fürchte mich zu Tode.“

Das war nur allzu wahr. Und es stimmte umso mehr, als dass ich plötzlich begriff, dass mit meiner Sprache irgend etwas nicht stimmte. Ich konnte nicht sicher sagen, was... aber es war, als hätte jedes Wort einen völlig neuen, fremden Klang. Besonders auffällig war das bei *Gott* - ich hatte vier weiche, melodische Silben anstelle der einen gesagt, die letzte offen und deutlich betont.

Was um Himmels Willen war mit mir passiert?

Der Mann über mir sah die Panik, die zweifellos in diesem Moment in meinen Augen aufblitzte, und sein hartes, müdes Gesicht entspannte sich ein wenig.

„Wo immer du herkommst, du versuchst sicher nicht, mich zu täuschen. Weißt du wenigstens, wie du heißt?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Na schön.“ Er straffte sich und winkte einen der Reiter heran, der sein Pferd neben mich lenkte.

„Damrod, nimm den Jungen hinter dich. Wir können nicht länger warten. Wir werden uns mit seinem Fall befassen, wenn wir die Stadt erreicht haben.“

Der Reiter streckte mir die Hand entgegen, ich ergriff sie, ohne nachzudenken und wurde mit kräftigem Schwung hochgezogen. Ich landete unsanft auf der Kruppe eines mächtigen Fuchses und prallte schmerzhaft gegen den Sattelrahmen.

„Halt dich fest.“ sagte der Mann, von dem ich kaum mehr zu Gesicht bekam als seinen breiten Rücken und das dunkle, zerzauste Haar. Gehorsam schlang ich von hinten beide Arme um ihn. Der

Fuchs setzte sich erst in Trab, dann in Galopp. Die Ebene flog unter uns dahin, und noch immer war nirgendwo auch nur ein Schimmer von Sonnenlicht zu sehen. Im Gegenteil, es wurde immer düsterer.

Ich schwöre bei Gott, ich bin keine Gefahr.

Ich flüsterte den Satz wieder und wieder vor mich hin wie eine Beschwörungsformel, ließ die Silben über meine Zunge rollen und kostete ihren Klang wie ein fremdartiges Aroma.

Ich schwöre bei Gott...

Wieder dieses weiche, viersilbige Wort, das fremd war und gleichzeitig eigenartig vertraut.

Gott... Gott...

Und dann wurde mir schlagartig klar, was ich wirklich gesagt hatte.

Ilúvatar.

Ich rang nach Luft, presste die Stirn gegen den Rücken des fremden Reiters und schloss die Augen.

Von diesem Augenblick an klafft in meiner Erinnerung eine Lücke von etwa zwei Stunden. Möglicherweise schaltete sich mein überlasteter Geist schlichtweg ab, um mich davor zu bewahren, den Verstand zu verlieren. Glücklicherweise funktionierten meine Muskeln trotzdem weiter und bewahrten mich davor, vom Pferd zu fallen.

Als ich halbwegs wieder zu mir kam, saß ich immer noch hinter dem Reiter. Meine Schultern und Arme schmerzten vor Überlastung, von meiner Kehrseite und meinen Schenkeln ganz zu schweigen; ich war seit Jahren nicht mehr geritten und bekam das jetzt drastisch zu spüren. Mittlerweile war es nahezu völlig dunkel.

Ich schluckte und räusperte mich, weil ich meiner Stimme nicht traute.

„Wo sind wir? Wie lange ist es schon Nacht?“

„Es ist nicht mehr weit bis zur Stadt.“ sagte der Mann, den Kopf leicht nach hinten gedreht. Ich sah immer noch nicht viel mehr von ihm als eine stoppelbärtige Wange im Zwielflicht. „Und normalerweise würde es erst in einer Stunde dunkel werden... wenn der Feind den Tag nicht mit seinem üblen Zauber verfinstert hätte.“

Bevor ich mich zurückhalten konnte, war mir die nächste Frage schon herausgerutscht.

„Welche Stadt?“

Das willst du in Wirklichkeit gar nicht wissen! protestierte eine panische Stimme in meinem Hinterkopf.

„Minas Tirith.“ sagte der Mann, eine leichte Verwunderung in der Stimme.

Minas Tirith.

„Und wer... und wer ist Euer Anführer?“

„Herr Faramir.“ antwortete der Reiter, und seine Stimme war stolz. „Der Sohn des Truchsessen.“

Ich biss die Zähne zusammen und hielt einen Schrei zurück; ich fühlte mich wie taub. Mein Verstand begann sich vorsichtig wieder zu regen, und ich fing an, meine Erinnerung zu durchforsten. Wenn dies Faramir mit seinen Männern war, und sie waren auf dem Weg nach Minas Tirith... und wenn man bedachte, was der Reiter eben über den Feind und seine Verfinsterung des Tageslichtes gesagt hatte... dann konnte ich eigentlich nur einen Schluss ziehen. Und der jagte mir einen Schauer des Entsetzens über den Rücken.

„Ist es wahr, dass du dich an nichts erinnern kannst, Junge?“ fragte der Reiter plötzlich. „Und dass du nicht einmal weißt, wer du bist?“

Ich seufzte.

„Es ist wahr.“ sagte ich, heilfroh darüber, dass ich ihm dabei nicht in die Augen sah.

„Das muss sehr verwirrend für dich sein.“ sagte der Mann.

Verwirrend? Er hatte keine Ahnung, wie verwirrt ich wirklich war.

Plötzlich fiel der Fuchs aus dem Galopp erst in Trab, dann in Schritt. Ich versuchte, meine steifen Glieder zu entspannen und neigte mich zur Seite, um an ihm vorbeizuspähen.

Dicht vor uns erhob sich ein gleichmäßiger Mauerwall, der sich zu beiden Seiten weiter erstreckte, ohne dass ich ein Ende sehen konnte. An mehreren Stellen blitzten Fackeln auf; offenbar war die Bastion von Wachen bemannt, und überall waren Ausbesserungsarbeiten im Gange. Leise Grußworte flogen hin und her, dann ritten wir durch ein sauber gemauertes Tor im Schutzwall. Weit vor uns erhob sich ein kaum sichtbares Bergmassiv; in der Ferne konnte ich, wenn auch schwach, hoch aufragende Gebäude erkennen.

Plötzlich schoss ein verästeltes Blitz aus dem tiefdunklen Himmel und in seinem grellweißen Licht leuchtete die Stadt auf wie ein bleiches Traumbild. An ihrer Spitze schimmerte ein schlanker Turm wie eine Nadel aus reinem Silber.

„Das ist Minas Tirith.“ sagte der Reiter, und ich erinnerte mich plötzlich wieder an seinen Namen – Damrod. „Die Stadt der Könige von Gondor.“

Ich öffnete den Mund, um zu antworten, aber im nächsten Augenblick überschlugen sich die Ereignisse. Ein grausiges Kreischen ertönte hoch über unseren Köpfen – eine schrille böse Stimme, und andere Stimmen, ebenso furchteinflößend, gaben ihr Antwort. „*Nazgûl! Nazgûl!*“ schrie jemand laut und entsetzt... möglicherweise Faramir. Gleichzeitig bäumte sich der Fuchs auf, stieg höher und höher und ich spürte, wie ich gemeinsam mit Damrod den Halt verlor.

Ich prallte mit voller Wucht auf taufeuchtes Gras, rollte mich hastig zur Seite und spürte die Erschütterung, als der Körper des Mannes neben mir aufschlug. Gleich darauf merkte ich mehr als dass ich es sah, wie Damrod sich aufrichtete, und wieder ertönte der Klang eines halb gezogenen Schwertes. Die Angst schlug über mir zusammen wie eine eisige Flutwelle. *Ich wusste, etwas stieß geradewegs auf uns herab.*

„Runter!“ keuchte ich erstickt. „*Bleibt unten!*“ Ich ertastete seine Schulter und stieß ihn mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, auf den Boden zurück. Dann segelte eine geflügelte Gestalt so dicht über unsere gebeugten Köpfe hinweg, dass die Luft heftig aufgewirbelt wurde. Ich hörte meinen eigenen Schrei, seltsam schrill und dünn, und ich presste mein Gesicht blind vor Panik in die Erde. Der Nazgûl entfernte sich ein kleines Stück, dann wendete er und kam wieder zurück. Plötzlich spürte ich, wie Damrod sich noch einmal aufrichtete, und dann lag er halb über mir und schützte meinen Rücken, meinen Kopf und meine Schultern, während die Bestie ein zweites Mal keine zwei Meter über uns hinwegschoss.

Und dann...

... dann sah ich aus den Augenwinkeln, wie eine einzelne, strahlend weiße Gestalt dicht an uns vorbei galoppierte. Nach Luft ringend hob ich den Kopf und starrte; blendend helles Licht ging von einem Stab aus, den die Gestalt hochhielt, und noch einmal war das Kreischen der Nazgûl zu hören, diesmal aber leiser und schwächer, als hätten sie den Mut verloren.

Ich setzte mich auf. Mir war schwindelig und übel, und ich hatte Grashalme und Erde im Mund. Ich spuckte aus und wischte mir mit unsicherer Hand über das Gesicht.

„Bist du verletzt, Junge?“

Damrods Stimme, dicht neben mir. Ich spürte seine Hand, die sich auf meinen Arm legte, und das heftige Zittern, das ihn von Kopf bis Fuß durchschauderte, sprang auf mich über. Ich hätte gern geantwortet, aber ich wagte es nicht. Ich wusste, wenn ich jetzt den Mund aufmachte, würde ich

anfangen zu weinen. Glücklicherweise bestand er nicht auf eine Antwort und nahm auch seine Hand nicht weg; beides war ein Segen.

Schattenhafte Gestalten bewegten sich rings um uns her, und ein paar Minuten später kamen zwei Reiter aus der Dunkelheit auf uns zu. Einer davon war Faramir; sein Gesicht war kreidebleich und er schwankte leicht im Sattel. Der andere war ganz in Weiß gekleidet, schneeweißes Haar und ein langer Bart fielen über sein Gewand und er hielt den Stab immer noch erhoben. Ein ruhiges Licht ging davon aus; es umgab ihn wie eine kristallene Gloriole und erleuchtete die Stelle, wo wir immer noch im Gras knieten. Echtes Staunen fegte meine Angst und meine Erschöpfung beiseite. Ich kam auf die Beine und schaute zu ihm auf, zu ihm und zu dem gewaltigen, wunderschönen Pferd, auf dem er saß. Dann hörte ich, wie Damrod neben mir verblüfft nach Luft schnappte und begriff, dass mir beim Sturz vom Pferd die enge Kapuze vom Kopf gerutscht war. Ich war immer stolz auf mein kupferrotes Haar gewesen; in den letzten Jahren hatte ich es bis fast auf Tailenlänge wachsen lassen, und jetzt war es zum ersten Mal für jedermann sichtbar.

Der Blick des weißen Reiters bohrte sich in meinen, und er beugte sich leicht im Sattel vor, um mich genauer anzusehen.

„Ein Junge, sagtet Ihr, Faramir?“ Es war eine klare, tiefe Altmännerstimme, in der etwas mitschwang wie Musik. „Ihr seid offenbar doch hinters Licht geführt worden. Wenn mich meine Augen nicht täuschen, ist dies hier ja wohl ein Mädchen!“

*„Er ist einer von den Guten.“

5. Wanderer zwischen den Welten

Mein Gesicht brannte, und ich musste all meinen Mut zusammennehmen, um Faramir anzusehen, während ich mir mechanisch Grashalme vom Umhang bürstete.

„Es tut mir leid Herr, wirklich.“ sagte ich leise. „Aber ich weiß nicht einmal, wer ich selber bin, und noch viel weniger konnte ich wissen, wer Ihr seid. Und als Ihr mich für einen Jungen gehalten habt...“

„...da hast du mir einfach nicht widersprochen. Ich verstehe.“ Faramir versuchte zu lächeln, aber es gelang nur teilweise. Ich betrachtete ihn, und was ich sah, gefiel mir gar nicht. Er war nicht nur blass; er sah aus wie jemand, der die Grenzen des Erträglichen schon vor langer Zeit erreicht hatte, und der jeden Moment drohte, sie hinter sich zu lassen. Ich dachte an seinen Vater und mir sank das Herz.

„Wir müssen die Männer in die Stadt bringen, Faramir.“ sagte Gandalf. Er sah mich immer noch durchdringend an, und für einen schwindelerregenden Augenblick hatte ich das Gefühl, als schauten diese dunklen, erbarmungslosen Augen geradewegs hinein in meinen Geist. Instinktiv hob ich eine Hand und schüttelte leicht den Kopf; der Blick wurde weniger intensiv und zog sich dann zurück.

Gandalf ließ den Stab sinken und nahm die Zügel.

„Normalerweise führt ein Schlag auf den Kopf dazu, dass man sich an nichts mehr erinnert.“ sagte er nüchtern, und dann, zu Damrod gewandt: „Weißt du, wo in Minas Tirith die Häuser der Heilung sind?“

„Ja, Herr.“ Damrod verbeugte sich leicht.

„Bring das Mädchen dort hin und sag den Heilern, dass sie sie untersuchen sollen. Ich komme in ein paar Stunden nach, wenn ich mit dem Truchsess gesprochen habe.“

Er wendete Schattenfell und ritt langsam auf das Stadttor in der Ferne zu, Faramir an seiner Seite. Die Männer folgten zu Fuß; das gedämpfte Licht von Gandalfs Stab war wie ein Wegzeichen. Damrod und ich blieben noch einen Moment stehen.

„Ich hoffe, ich habe Euch vorhin nicht wehgetan, Fräulein.“ sagte Damrod nach einigem Zögern verlegen. „Ich habe Euch recht grob angefasst. Ihr müsst entschuldigen, ich wusste ja nicht...“

„Ach, du meine Güte, Damrod!“ platzte ich heraus. „Habt Ihr schon vergessen, dass ich Euch zuerst mit der Nase auf den Boden gedrückt habe, damit dieses ...*Ding* Euch nicht den Rücken aufschlitzt? Könnt Ihr Euch nicht vorstellen, ich wäre immer noch ein Junge?“

„Ich fürchte, nein.“ Ein belustigtes Lächeln schlich sich in seine dunkle Stimme und im Halbdunkel sah ich, wie seine Zähne aufblitzten.

„Dann eben nicht.“ Ich grinste ihn an, und mir wurde endlich etwas leichter zumute. „Aber eines sage ich Euch: Fräulein oder nicht, mir tut jeder Knochen im Leibe weh. Mag sein, dass Ihr Euren Fuchs vermisst... ich jedenfalls weine dem Biest keine Träne nach.“

Ein unterdrücktes Glucksen kam aus der Finsternis, dann folgten wir dem Zauberer in die Hauptstadt von Gondor hinein.

Es war ein langer Weg die gewundene Straße hinauf durch Minas Tirith, bis wir die Häuser der Heilung endlich erreicht hatten; sie lagen im sechsten Kreis der Stadt an der Südmauer, dicht unterhalb der eigentlichen Veste, in der die Truchsessin residierten.

Damrod führte mich durch nachtschöne Gärten voller Kräuterbeete. Ich roch Minze, Rosmarin und Lavendel; vermutlich bauten die Heiler hier einen Gutteil ihrer eigenen Medizin an. Dann öffnete er eine schwere Holztür mit Eisenbeschlägen und wir standen in einem dämmerigen Vorraum. In Kerzenhaltern an den schlichten, grauen Wänden brannten etwa ein halbes Dutzend Kerzen, und als Damrod die Tür hinter uns zumachte, kam uns ein älterer Mann in einem langen, dunklen Gewand entgegen.

„Was kann ich für Euch tun?“

Damrod überbrachte Gandalfs Auftrag, und bevor ich in ein anderes Zimmer gebracht wurde, um untersucht zu werden, streckte er mir nach kurzem Zögern die Hand hin.

„Lebt wohl, Fräulein.“ sagte er.

„Oh bitte, nicht schon wieder.“ Ich verdrehte die Augen und wurde mit einem amüsierten Grinsen belohnt.

Hier, im Licht der Kerzen, konnte ich ihn zum ersten Mal richtig sehen, und mir gefiel, was ich sah. In gewisser Weise ähnelte er Faramir... ein gutes, klares Gesicht mit ausdrucksvollen grauen Augen, und tiefdunkles, leicht gewelltes Haar, das bis auf die Schultern herabfiel. Er war hochgewachsen, aber nicht übermäßig groß, und muskulös wie ein Athlet.

„Wohin geht Ihr jetzt?“ fragte ich. Ich kannte ihn erst ein paar Stunden, aber plötzlich bedauerte ich, ihn möglicherweise nicht mehr wiederzusehen.

„Ich werde mich bei den Wachleuten der Veste melden“ sagte er. „Ich glaube nicht, dass wir mit Herrn Faramir wieder nach Ithilien zurückkehren können. Der Herr der Stadt wird entscheiden, wo er uns einsetzt.“

Dann sei Ilúvatar euch allen gnädig. Ich sagte es nicht laut, aber ich dachte mit Schrecken an die sinnlose Verteidigung von Osgiliath, die Faramir auf Befehl von Denethor befohlen hatte, und ich fröstelte. Damrod musste den Schatten gesehen haben, der über mein Gesicht huschte, und er runzelte die Stirn.

„Was ist denn?“

„Gebt auf Euch acht.“ sagte ich möglichst leichthin und drückte ihm die Hand. „Ich würde Euch gern einmal wiedertreffen.“

Er lächelte und verbeugte sich.

„Ich werde Euch besuchen, wenn ich kann.“ versprach er, drehte sich um und ging. Ich blieb in dem kerzenereuchteten Raum stehen, starrte auf die Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte und fühlte mich fast so allein gelassen wie damals nach dem Tod meiner Mutter, als mich meine energische Tante in den Zug nach Norden gesetzt hatte.

„Kommt, Fräulein.“

Ich fuhr herum; der Heiler stand immer noch auf der selben Stelle und wartete geduldig.

„Kommt.“ wiederholte er. „Wir wollen sehen, ob wir herausfinden können, was mit Euch passiert ist.“

Das wüsste ich auch gern. dachte ich bedrückt, dann folgte ich ihm.

Ich wurde sehr gründlich untersucht, und obwohl es in den Häusern der Heilung keines der moderneren Instrumente gab, die ich aus zwei Jahren Medizinstudium und aus modernern Arztpraxen kannte, war ich ziemlich beeindruckt. Ich hatte das Gefühl, als könnte sich ein Kranker, der hier behandelt wurde, glücklich schätzen.

Sie fragten nach Übelkeit und Kopfschmerzen und wollten wissen, ob ich vielleicht doppelt sah; auch überprüften sie jeden Zentimeter meines Kopfes auf Verletzungen und Beulen. Natürlich fanden sie nichts. Geduldig gab ich ihnen immer die selbe Antwort: *Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung. Ich kann mich nicht erinnern.* Der ältere Mann, der mich in Empfang genommen und die Untersuchung auch geleitet hatte, war sichtlich bekümmert.

„Ich wünschte, wir könnten Euch besser helfen, Fräulein.“ sagte er endlich. Immerhin gab er mir eine Arnikasalbe für die blauen Flecken, die ich mir beim Sturz von Damrods Pferd geholt hatte und bot mir ein Zimmer in den Häusern an, da ich buchstäblich nicht wusste, wohin ich sonst hätte gehen sollen. Ich war ihm mehr als dankbar.

Das Zimmer war klein und spartanisch eingerichtet, aber es hatte ein bequemes Bett. Ich schlüpfte erleichtert aus meinen zerknitterten, verschwitzten Kleidern, betupfte meine Blessuren vorsichtig mit der süßlich duftenden Salbe und zog das weiße Leinennachthemd über den Kopf, das man mir gegeben hatte. Ich kroch unter die sauberen Woldecken und schlief fast auf der Stelle ein.

Krallen gruben sich in meinen Rücken und rissen mich aus dem feuchten Gras hoch in die Dunkelheit. Ein ohrenbetäubendes Kreischen zerriss mir das Trommelfell, dann löste sich der brutale Griff plötzlich und ich fiel in ein schwarzes Nichts... und fiel... und fiel... und fiel...

Ich schoss im Bett hoch und rang nach Atem; meine Stirn war schweißnass. Auf einem kleinen Tischchen stand ein Öllämpchen als Nachtlicht; die kleine Flamme brannte ruhig und stetig und gab dem Zimmer wenigstens etwas Helligkeit. Als ich mich zurücksinken ließ und spürte, wie das Zittern allmählich nachließ, klopfte es an der Tür.

Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war; meine Uhr war in einer anderen Welt zurückgeblieben, und hier gab es keine. Ich strich mir das feuchte Haar aus dem Gesicht und setzte mich wieder auf.

„Wer ist da?“

„Gandalf. Ich muss mit Euch reden.“

Ich zuckte zusammen. Einen besseren Moment hätte er sich kaum aussuchen können – ich war todmüde, hatte einen erschreckenden Alptraum hinter mir und von meinem Einfallsreichtum war kaum noch etwas übrig. *Kein guter Zeitpunkt für phantasievolle Lügengeschichten.*

„Ist das wirklich nötig? Kann es nicht bis morgen warten?“

„Kann es nicht. Meine Zeit ist knapp.“

Ich seufzte und rieb mir die Augen.

„Also gut. Kommt herein.“

Er betrat das Zimmer mit einem Kerzenleuchter in der Hand. Die Flammen zuckten, vergoldeten sein eindrucksvolles Gesicht und teilten es in wechselnde Flächen aus Licht und Schatten. Wortlos

stellte er den Leuchter auf den Tisch, drehte den Stuhl und setzte sich so hin, dass er mich genau ansehen konnte.

Nervös erwiderte ich seinen Blick, und die dunklen Augen griffen ebenso erbarmungslos zu, wie sie es vor ein paar Stunden vor den Toren von Minas Tirith getan hatten. Ich spürte, wie er meinen Geist erforschte, und diesmal machte ich nicht einmal den Versuch, ihn abzuwehren. *Was hätte es auch genützt?*

Endlich – nach schier endlosen Augenblicken – gab er mich frei. Ich holte tief und erleichtert Atem und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah er mich immer noch an, mit gerunzelter Stirn und schmal zusammengepressten Lippen, als stünde er vor einem Rätsel, das er nicht erwartet hatte.

„Wer seid Ihr?“ fragte er. Seine Stimme klang müde und heiser. „Und wo kommt Ihr her?“

Ich antwortete nicht. Was sollte ich ihm sagen? Wie sollte ich den verrückten Anachronismus erklären, den meine Gegenwart in Mittelerde bedeutete – nicht nur für ihn, sondern auch für mich? *Ganz besonders für mich.*

Er beugte sich vor und der einfache Holzstuhl knarrte protestierend.

„Ich weiß, Ihr habt Euer Gedächtnis nicht verloren. Wer oder was Ihr auch immer seid, ich bin sicher, Ihr wisst es genau. Als Ihr nach dem Angriff der Nazgûl mit Faramir gesprochen habt, wart Ihr besorgt – aber nicht wie jemand, der den kaum kennt, um den er sich Sorgen macht. Ich habe in Eurem Geist den Namen seines Vaters gesehen, und ihr habt mit Abscheu und Zorn an ihn gedacht. Ihr *kennt* Faramir – und Ihr kennt den Truchsess von Gondor. *Woher?*“

Ich hob hilflos die Hände und ließ sie wieder fallen. „Ich weiß nicht, wie...“ begann ich stockend. „ich weiß nicht, wie ich... wie ich Euch das erklären soll.“

„Versucht es.“

Ich schluckte. Mein Beruf hatte mich den Umgang mit Worten gelehrt, aber jetzt saß ich ihm stumm und ratlos gegenüber.

„Es fing an mit einem Spaziergang.“ sagte ich endlich. „Ich verließ... ich verließ mein Haus, weil ich nicht schlafen konnte und ging durch die Dunkelheit. Als ich müde wurde, wollte ich umkehren... aber dann ist etwas Merkwürdiges mit mir passiert.“

Wieder beugte er sich vor. Seine dunklen Augen waren hellwach und scharf.

„Was?“

„Ich fiel...“ sagte ich zögernd. „Ich fiel, und mir wurde übel und schwindelig. Unter meinen Füßen war nicht mehr der Kiesweg, über den ich gelaufen war, sondern kurzes Gras. Meine eigene Kleidung war verschwunden, und ich trug – *das hier.*“ Ich deutete auf die Kleidungsstücke, die in einer Ecke auf einem Haken an der Wand hingen und auf das zerknitterte weiße Hemd, das auf dem Boden lag. „Kurz danach begegnete ich Herrn Faramir und seinen Männern. Ich kannte sie nicht und fürchtete mich. Sie hielten mich für einen Jungen und ich ließ sie in dem Glauben. Und...“

Ich stockte wieder. Ein Hauch der entsetzlichen Panik kehrte zu mir zurück, die ich empfunden hatte, als mir plötzlich klar wurde, dass mir meine eigenen Worte fremd in den Ohren klangen. Erneut rieselte mir Eiskälte über den Rücken.

„Und?“

„Und ich sprach eine Sprache, die ich nicht kannte.“ sagte ich mühsam.

Sekundenlang erhellte sich sein Gesicht, als sei ihm plötzlich etwas klar geworden. Er hob eine Hand und rieb sich nachdenklich das Kinn. Wieder flackerten die Kerzen; das Licht tanzte über den reich bestickten Ärmel seines Gewandes und ließ seinen Bart schimmern.

Dann stellte er mir eine Frage.

„Wisst Ihr, was ein Hobbit ist? Habt Ihr schon jemals etwas von *Bilbo Beutlin* gehört? Oder vom Auenland?“

Ich traute meinen Ohren nicht. Sekundenlang starrte ich ihn fassungslos an, dann begriff ich, dass er immer noch auf meine Antwort wartete.

„Ja, das habe ich tatsächlich.“ brachte ich endlich mühsam heraus. „Bilbo Beutlin lebte in Hobbingen, in einem Wohnsitz namens Beutelsend. Vor... vor über sechzig Jahren habt Ihr ihn mit einem Trick in eine wahnwitziges Abenteuer gelockt. Er zog mit dreizehn Zwergen zum Einsamen Berg und forderte Smaug, den Drachen heraus. Er fand den Arkenjuwel und fast wäre ein Krieg darum entbrannt. Nach vielen Abenteuern ging er wieder heim, aber er galt seitdem unter seinem Volk als ziemlich seltsam.“

Gandalf schüttelte staunend den Kopf.

„Was wisst Ihr noch?“

Ich suchte seinen Blick und hielt ihn fest.

„Ich weiß, dass er noch etwas anderes gefunden hat als den Arkenjuwel.“ sagte ich leise. „In einer Höhle unter den Nebelbergen, kurz vor einem Rätselspiel mit einem seltsamen, halbblinden Geschöpf... Und ich weiß, dass das *Ding*, das er fand, ihn beileibe nicht nur unsichtbar gemacht hat. Er hat es sechzig Jahre lang getragen, und es hat ihn künstlich jung erhalten. Es hat ihn viel Kraft gekostet, es endlich freiwillig abzugeben.“

Ich sah, wie sich die Wangenmuskeln des alten Zauberer anspannten. Aber wenn ich eine scharfe Frage erwartet hatte, wurde ich enttäuscht. Als er sprach, redete er nicht mit mir, sondern mit sich selbst.

„Also hat er es tatsächlich aufgeschrieben...“ murmelte er. „Aber woher hat er gewusst, dass es der Eine war? Das stellte sich doch erst heraus, *nachdem*...“

„Wer? *Wer* hat es aufgeschrieben?“ fragte ich. Mir kam ein ungeheuerlicher Verdacht und ich begriff, dass hier wahrscheinlich das einzige Wesen von Mittelerde saß, das mir helfen konnte, klarzusehen.

Gandalf sah mich an und zögerte. Dann gab er sich einen Ruck.

„Ein Mann.“ sagte er langsam. „Ich bin ihm kurz nach Bilbo's Abenteuern begegnet. Ich traf ihn an der Brandyweinbrücke und ich war sehr verwundert, denn Menschen kommen selten dort hin, wenn überhaupt – genau wie heute auch. Er bewegte sich durch das Auenland, als wäre er zu Hause, und gleichzeitig, als wanderte er durch einen Traum.“

Er warf mir einen zweifelnden Blick zu, dann fuhr er fort.

„Obwohl er gekleidet war wie ein Händler aus Bree und genauso sprach, wusste ich, dass er hier fremd war - und nicht nur fremd in diesem Teil von Mittelerde, wenn Ihr versteht, was ich meine.“

Zum ersten Mal sah ich ihn an, ohne auf der Hut zu sein, beinahe erleichtert. Es war eine Wohltat, nicht mehr lügen oder auch nur schweigen zu müssen.

„Ich weiß, was Ihr meint.“ sagte ich sanft und spürte, wie sich mein Gesicht in einem Lächeln entspannte. „Er war fremd in Mittelerde... genau wie ich.“

Gandalf lächelte zurück, und für einen Moment sah ich den *Mithrandir* vor mir, der mit den Hobbits ihre Feste feierte und aufwändige Zauberraketen in den Himmel schoss.

„Wie lange blieb er?“ fragte ich, begierig, mehr zu erfahren.

„Bei ersten Mal fast ein halbes Jahr.“ sagte Gandalf. „Später kam er immer wieder für ein paar Tage oder Wochen. Er war nicht auffällig, aber wir trafen uns immer wieder... so als wüsste er, wo ich zu finden war. Er wanderte lange Strecken und oft ließ ich es zu, dass er mich begleitete. Nach einigem Nachdenken brachte ich ihn vor den Rat. Er wurde befragt und gab ehrlich Auskunft, und er sprach von der Welt, aus der er kam. Er schien über vieles in ihr sehr unglücklich zu sein... er

erzählte, sie sei verschmutzt und verdorben. Er sprach auch von einem Krieg, während dem alle seine Freunde in der Schlacht fielen.“

Ich nickte, als ein weiteres Puzzleteilchen seinen Platz fand. „Hat er jemals gesagt, wie es für ihn war, die... die Welten zu wechseln?“ fragte ich zögernd.

Gandalf sah mich neugierig an.

„Ich glaube nicht, dass es ihm Schmerzen bereitet hat oder gar Angst.“ sagte er nach einer kurzen Pause nachdenklich. „Ich hatte eher den Eindruck, dass der Wechsel für ihn so selbstverständlich war wie das Atmen, und dass es ihm sehr leicht fiel, zu kommen oder zu gehen.“

Er hielt inne und nahm mich wieder einmal scharf ins Visier.

„Ihr wisst, von wem ich rede, nicht wahr?“

„Ja, das weiß ich.“ sagte ich. „Er kam allerdings nicht aus meinem Heimatland.“

„Woher kennt Ihr ihn dann?“

Ich seufzte tief. Vor dieser Frage hatte ich mich schon die ganze Zeit gefürchtet... aber er hatte ein Recht auf die Antwort.

„Er schrieb seine Erlebnisse auf.“ erwiderte ich. „Es gibt viele Bücher darüber und jeder, der will, kann sie lesen.“

Verblüfft starrte er mich an.

„Bilbos Erlebnisse sind in deiner Welt bekannt?“

„Ja, wirklich, und nicht nur die.“ sagte ich. „Aber natürlich halten die Leute sie nur für eine Geschichte. Bilbos Abenteuer hat er niedergeschrieben als Erzählung für Kinder. Und viele Kinder kennen sie und lieben sie sehr.“

„Eine Erzählung für *Kinder*?“ Gandalf fiel buchstäblich die Kinnlade herunter. „Mit den Spinnen im Dusterwald... und der Schlacht der fünf Heere? Und mit *Smaug*?“ Plötzlich lachte er. „Was sind das für Kinder in Eurer Welt? Sie müssen anders sein als die, die ich kenne!“

Ich stimmte in das Gelächter ein. „Wieso das? Erzählen die Mütter den Kindern von Mittel Erde keine Gutenachtgeschichten, bei denen sie sich ängstlich unter der Bettdecke verkriechen?“

„Doch, wahrscheinlich schon.“ gab der Zauberer zu. Er stand auf und hob den Kerzenleuchter hoch. „Ich werde Euch jetzt schlafen lassen. Morgen früh sehen wir uns wieder – bis dahin werde ich mir eine Geschichte ausdenken, die ich dem Herrn der Stadt über Euch erzähle...“

„Um Himmels willen, nur das nicht!“ sagte ich erschrocken.

Er betrachtete mich nachdenklich.

„Wahrscheinlich habt Ihr recht.“ sagte er langsam. „Denethor ist ein sehr misstrauischer Mann.“

Und halb wahnsinnig.

Der Gedanke formte sich, bevor ich ihn unterdrücken konnte; reflexartig legte ich eine Hand vor den Mund. Sein Gesicht war ausdruckslos, und ich konnte seinen Blick nicht deuten.

„Gute Nacht.“ sagte er endlich, wandte sich ab und war schon halb aus der Tür, als ich ihn noch einmal zurückrief.

„Könnt Ihr mir eine Frage beantworten?“

„Was wollt Ihr wissen?“

„Wie hieß er *hier*? Der Mann aus meiner Welt, meine ich?“

„Er nannte sich selbst den *Pengolodh**.“ sagte Gandalf. „ Und er hatte recht damit – er besaß eine erstaunliche Auffassungsgabe und eignete sich Sindarin und Quenya innerhalb kürzester Zeit so gründlich an, dass er beides fließend sprechen konnte. Und er war ein großer Geschichtenerzähler! Ich habe mehr als einmal erlebt, dass er in Wirtshäusern bei einem Krug Bier und einer Pfeife aus dem Stegreif ein Märchen spann, während die Gäste an seinen Lippen hingen. Als er das letzte Mal hier war – vor etwa zehn Jahren – hat ihm Galadriel noch einen anderen Namen gegeben.“

„Welchen?“

Sie hat ihn *Sternenstirn* genannt.“

Die Tür schloss sich leise, und ich war wieder allein, mit dem schwachen Nachtlicht und mit meinen Gedanken. Ich legte mich hin, konnte aber nicht einschlafen, denn mir wirbelte der Kopf. Ich erinnerte mich staunend an Tolkiens bezaubernde Geschichte über den Bäckerlehrling, der einen silbernen Stern auf der Stirn trug und von einer wundersamen Elbenkönigin den selben Namen bekam**. Ein gelehrter Oxford-Professor, der Semesterarbeiten korrigierte und dann seiner Welt mühelos den Rücken kehrte, um Mittelerde zu durchwandern, pfeiferauchend und Geschichten erzählend, Seite an Seite mit Gandalf... Der Galadriel im Goldenen Wald besuchte und zweifellos von ihr viel über die frühen Zeitalter von Mittelerde erfuhr... Der an seinen Schreibtisch zurückkehrte und schier unglaubliche Wahrheiten in Märchen und Legenden kleidete, um sie überhaupt jemandem mitteilen zu können.

Die Vorstellung raubte mir buchstäblich den Atem. *Nichts davon war erfunden. Es war alles wahr.*

Aber als ich gegen Morgen endlich in einen unruhigen, leichten Schlaf hinüberdämmerte, war meine wichtigste Frage immer noch nicht beantwortet.

Wieso war ich hier?

*Pengolodh – Sindarin für *Sprachkundiger*

** gemeint ist *Der Schmied von Großholzungen* (siehe Bücherliste)

6. Von Kräutern und Knochenbrüchen

Ich erwachte am nächsten Morgen steif und zerschlagen; graues, viel zu düsteres Licht sickerte durch den steinernen Spitzbogen des hohen, schmalen Fensters. Ich stand auf und machte den höchst unzulänglichen Versuch, mir die Haare mit den Fingern zu kämmen, dann lehnte ich mich gegen die Brüstung, stieß die Fensterflügel mit den unebenen Glasscheiben auf und atmete tief ein. Die Luft war kühl; es roch nach Holzrauch und nach den Kräutern aus dem Garten.

Es klopfte. Ich fuhr herum, strich das zerknitterte Nachthemd glatt und wünschte mir verzweifelt, ein bisschen präsentabler auszusehen.

„Ja, bitte?“

Die Tür wurde schwungvoll aufgestoßen und herein wirbelte eine alte Frau mit einem Bündel über dem Arm. Sie schloss die Tür schwungvoll hinter sich und musterte mich aus kleinen Vogelaugen eingehend von oben bis unten.

„So... Ich seid also das Fräulein, das der Herr Faramir und seine Männer auf dem Weg nach Minas Tirith aufgelesen haben? *Armes Ding!* Aber hübsch seid Ihr – vielleicht ein bisschen mager, nicht? Und so schönes Haar! Ist es wahr, dass Ihr nicht mehr wisst, wer ihr seid, und wo Ihr herkommt?“

Ich öffnete den Mund, um zu antworten, aber ich hätte mir die Mühe sparen können.

„Ich habe Euch Seife und saubere Tücher gebracht, Kindchen. Ihr könnt schließlich nicht in Männerkleidung herumlaufen, meine Güte! Hier ist ein Unterkleid und eine Kutte, wie wir sie hier in den Häusern tragen. Außerdem habe ich hier Sandalen für Euch – die stammen von meiner Nichte und Ihr habt genauso kleine Füße, also passen sie sicherlich – und einen Kamm. Wenn Ihr mögt, kann ich Euer Bett machen, während Ihr euch ein wenig herrichtet, ja?“

Nicht doch. „Ich... ich könnte ein bisschen Wasser brauchen.“ wagte ich schwach einzuwerfen.

„Wasser. Ja, gewiss doch, *Wasser!* Wo habe ich bloß meinen Kopf heute morgen! Ich hole Euch sofort einen Krug und eine Schüssel. Bin gleich wieder da, Kindchen!“

Die Tür schlug zu und weg war sie. Ich zog eine halb belustigte, halb verzweifelte Grimasse und inspizierte die Kleidungsstücke, die sie als sauber gefalteten Stapel auf dem Tisch zurück gelassen hatte, neben einer Tonschale mit bräunlicher Kräuterseife (jede Menge Rosmarin, dem Geruch nach zu urteilen) und dicken grünen Tüchern in verschiedenen Größen. Die Kutte, die sie mitgebracht hatte, war aus hellgrauem, glatt gewebten Leinen und fühlte sich angenehm an unter meiner Handfläche. Bevor ich das Unterkleid näher betrachten konnte, war die alte Frau schon wieder da, einen großen Krug unter dem Arm, aus dem es verlockend dampfte, und eine flache Schüssel in der freien Hand.

„Bitte sehr, Kind. Macht Euch schnell fertig, ich hole Euch gleich ab, dann schauen wir, wo wir etwas für Euch zum Frühstück bekommen. Der Vorsteher meint, Herr Gandalf käme demnächst, um noch einmal mit Euch zu reden.“

„Das weiß ich.“ sagte ich und lächelte sie strahlend an. „Vielen Dank für Eure Hilfe. Wir sehen uns dann ja gleich, nicht?“

Enttäuscht klappte sie den Mund wieder zu (ich war dem nächsten Wortschwall offenbar nur um Haaresbreite entgangen) und zog sich zurück. Ich seufzte erleichtert, schlüpfte aus dem Nachthemd und fing an, mich zu waschen.

Eine halbe Stunde später hatte ich mich umgezogen, meine Haare gekämmt und zu einem dicken Zopf geflochten und endlich etwas zu essen bekommen. Es gab Milch, frisches Brot, Honig und Obst, und ich saß in einem stillen, langgestreckten Raum mit einer breiten Fensterfront, während ich frühstückte. Offenbar war das eine Art Refektorium, wo normalerweise alle Heiler und Pfleger gemeinsam aßen, aber an diesem Morgen war ich allein. Der Himmel draußen war so düster, dass vor mir auf dem Tisch ein Kerzenleuchter brannte.

Als ich fertig war, gesellte sich der Mann zu mir, der mich am Abend zuvor untersucht hatte. Er stellte sich als Oroher vor und jetzt erfuhr ich, dass er der Vorsteher der Heilenden Häuser war. Er wollte wissen, ob ich mich ein wenig umschauchen wollte, bis Gandalf kam.

In der nächsten Stunde führte er mich durch zahlreiche Behandlungsräume. Alles war gepflegt, sehr zweckmäßig und peinlich sauber. In einem Zimmer wurden Dutzende verschiedener Kräuter, Salben und Öle aufbewahrt; Gläser, Flaschen und Tiegel reiheten sich an den Wänden auf, in Regalen, die vom Boden bis zur Decke reichten. Die dunklen Kräutergläser waren mit feinen Buchstaben beschriftet; außerdem befand neben jedem Namen eine sehr naturgetreue Zeichnung der entsprechenden Pflanze. Oroher wartete geduldig, während ich fasziniert die Regale entlangwanderte und erfolglos versuchte, das System herauszufinden, nach dem sie angeordnet waren. Als ich mich gerade zu ihm umdrehte, kam plötzlich eine Gestalt zu einer schmalen Seitentür hereingeschossen.

„... *verflix* noch mal, wie konnte mir das bloß wieder passieren?“ Es war ein kleiner, ziemlich alter Mann mit einem sanften, faltigen Gesicht. Seine Ärmel waren hochgekrempt und über der grauen Kutte trug er eine ehemals weiße Schürze. Sie war voller fettiger Flecken, und er war in eine Wolke aus Pfefferminzgeruch gehüllt, die so stark war, dass ich niesen musste.

„Hattest du einen Unfall, Mardil?“ fragte der Vorsteher milde, seine Stimme eine Mischung aus Humor und leichter Resignation.

Der Alte stutzte und nahm uns endlich zur Kenntnis. „Ach, Oroher...“ sagte er zerstreut, „...weißst du, draußen hat jemand ein Bettlaken fallen lassen und irgendwie haben sich meine Füße darin verwickelt, und die Flasche rutschte mir aus den Händen.“ Er warf einen verwirrten Blick in meine Richtung. „Und Ihr, Fräulein...? Braucht Ihr etwas? Habt Ihr Fieber? Eine Erkältung? Eukalyptus habe ich keinen mehr, die Versorgungswege nach Süden sind bedauerlicherweise abgeschnitten. Und das Pfefferminzöl... ach ja...“ Seine Augen waren himmelblau wie die eines Kindes, und er lächelte mich schüchtern an, als sei ihm seine Ungeschicklichkeit schrecklich peinlich. Ich mochte ihn auf Anhieb.

„Nein, ich bin nicht erkältet.“ sagte ich und lächelte zurück. „Aber wenn ich wirklich Fieber hätte, fände ich hier alles, was ich brauche. Ihr habt einen guten Vorrat an Weidenrinde und Ringelblume, sehe ich.“

Seine Augenbrauen schossen nach oben und verschwanden unter dem Ansatz seiner zerzaustem eisgrauen Haarmähne. „Oh, Ihr seid heilkundig?“ rief er entzückt, und mir fiel gerade rechtzeitig ein, dass ich offiziell keine Ahnung hatte, worin ich kundig war und worin nicht. Ich versuchte so verblüfft dreinzuschauen wie möglich.

„Offensichtlich kennt das Fräulein sich gut aus.“ bemerkte Oroher heiter und legte mir eine Hand auf die Schulter. „Das macht mir Hoffnung, Kind... offenbar wird sich Euer Gedächtnis doch noch irgendwann erholen. Vielleicht möchtet Ihr dem Kräutermeister ein wenig zur Hand gehen – vorausgesetzt, Ihr seid dazu bereit und Herr Gandalf hat nichts dagegen einzuwenden.“ Er warf Mardil einen Seitenblick zu. „Ich denke, er kann ein wenig Hilfe gut gebrauchen.“

„Vielleicht kann sie gleich hierbleiben?“ erkundigte sich Mardil hoffnungsvoll.

Oroher versprach, mich sofort zu holen, wenn Gandalf eintraf und verabschiedete sich freundlich. Ich holte eine Kehrschaufel und einen Besen aus einer Ecke und fegte die Scherben vor der Tür zusammen; dann wischte ich mit einem Tuch das Öl auf, während Mardil mir einen Vortrag über die Vorzüge von Eisenhut und Thymian hielt.

Gandalf kam am späten Vormittag; er sah müde und besorgt aus und hatte nicht viel Zeit. Ich holte ihm einen Becher gekühlten Wein aus dem Refektorium und wir gingen hinaus in die Kräutergärten.

„Habt Ihr mit Denethor über mich gesprochen?“ fragte ich. Er nahm einen Schluck und schüttelte den Kopf.

„Ich habe es vermieden.“ sagte er. „Bei seiner augenblicklichen Verfassung bin ich nicht sicher, wie er reagieren würde.“

„Danke.“ sagte ich ehrlich. „Das Vernünftigste wird wahrscheinlich sein, dass ich hier bleibe. Ich habe angefangen, mich ein wenig nützlich zu machen.“

„Wie das?“ Gandalf betrachtete mich neugierig, dann runzelte er die Stirn und schnupperte. „Ihr riecht nach Pfefferminze.“

Ich grinste. „Der Kräutermeister hatte ein Problem mit einer Ölflasche.“

„Mardil?“ Gandalf schnaubte vernehmlich und schüttelte den Kopf. „Er ist ein Born des Wissens, aber er hat leider auch zwei linke Hände. Er braucht alle Hilfe, die er bekommen kann.“

Er stellte den Becher ab und sah mich an. „Ich möchte etwas von Euch wissen. Wie viel hat der *Pengolodh* aufgeschrieben? Euren Worten gestern Abend habe ich entnommen, dass er den Einen kannte. Aber ich verstehe nicht, wie das sein kann... er ist seit zehn Jahren nicht mehr hier gewesen und ich weiß erst seit knapp einem Jahr mit Bestimmtheit, welchen Ring Frodo all die Jahre in Beutelsend aufbewahrt hat. Ich nehme an, Ihr wisst, wer Frodo Beutlin ist... und wohin er geht?“

Ich nickte stumm.

„Wie kommt das?“

Ich betrachtete meine Hände.

„Ich nehme an,“ sagte ich langsam, „dass es daran liegt, dass wir aus zwei verschiedenen Zeiten kommen. In der Zeit, aus der... aus der ich stamme, ist der *Pengolodh* schon fast dreißig Jahre tot.“

Ich hörte, wie er kurz und scharf Atem holte.

„Tot? Ich gestehe, das hätte ich nicht erwartet.“ sagte er leise und betroffen. „Er war ein Gelehrter, kein Krieger, aber als ich ihn zuletzt sah, kam er mir gesund vor und auf der Höhe seiner Kraft.“

„Gandalf.“ Ich hielt seinen Blick fest. „Als er vor 30 Jahren starb, war er über achtzig Jahre alt und in unserer Welt ein sehr betagter Mann.“

Er stutzte, dann nahm er noch einen Schluck Wein und dachte nach.

„Aber das heißt...“

Ich konnte sehen, wie die plötzliche Erkenntnis in seinen Augen aufblitzte.

„... das heißt, er wird *noch einmal* kommen. Nach dem Ringkrieg... wie immer es auch endet. Stimmt das?“

Ich nickte wieder; ich wagte nicht, etwas zu sagen. Ich wusste nur zu gut, was er mich als nächstes fragen würde.

„Wisst Ihr, wie es endet?“

Ich seufzte. „Ja, das weiß ich.“

„Sagt es mir.“

Ich schwieg.

Er legte seine Hand auf meinen Arm. Es war kein fester Griff, aber ich spürte sekundenlang die ungeheuerliche Macht, die sich – mittlerweile sehr dicht unter der Oberfläche – im Körper des alten Zauberers verbarg.

„Ich will nicht, dass Ihr mir jede Einzelheit sagt. Ich würde nicht alles wissen wollen und ich verstehe, dass Ihr zögert. Vielleicht würde ich das auch, wenn ich Ihr wäre. Aber eines muss ich von Euch verlangen: *Gebt uns Hoffnung.*“

Ich sah ihn an; sein Gesicht strahlte Schmerz und Autorität aus, und seine Augen flammten.

„Gebt uns Hoffnung.“ wiederholte er.

Ich legte meine Hand zaudernd über seine; normalerweise würde ich das nicht gewagt haben, aber ich sah, wie groß seine Not war und wie bitter und scheinbar aussichtslos der Kampf, der dem geschundenen Reich bevorstand.

„Der König wird kommen.“ sagte ich, und ich konnte hören, dass meine Stimme zitterte. Der Zauberer ließ mein Gesicht nicht aus den Augen. „Und der Auftrag des Ringträgers ist nicht vergebens. Sauron wird fallen.“

Die kraftvollen alten Finger drehten sich und umschlossen meine so fest, dass ich mir auf die Lippen biss.

„Schwört Ihr das?“

„Ich schwöre es bei meinem Leben.“ sagte ich, und jetzt zitterte meine Stimme nicht mehr. „*Sauron wird fallen.*“

Gandalf ließ meine Hand los; plötzlich und völlig unerwartet beugte er sich vor, nahm mein Gesicht in beide Hände und küsste mich auf die Stirn. Ich wagte keine Bewegung – ich war erschüttert und bewegt. Dann stand er auf und ging mit raschem Schritt über den Gartenweg davon. Er hielt sich sehr gerade, und seine Bewegungen hatten einen neuen, frischen Schwung. Die hohe weiße Gestalt verschwamm vor meinen Augen und ich begriff ohne große Überraschung, dass ich weinte.

Bis zum frühen Nachmittag hatte ich die Kräutergläser und Ölfaschen in Mardils Vorratsraum zumindestens oberflächlich sortiert; danach ging ich mit dem Kräutermeister ins Refektorium... das heißt, ich fand den Weg dorthin für uns beide, nachdem Mardil uns in die Irre führte und wir in

einem riesigen Lager landeten, in dem sich saubere Bettlaken bis zur Decke stapelten. Er war aufrichtig bestürzt, verlor aber seine gute Laune nicht und aß den schlichten Eintopf, der im Speisesaal serviert wurde, mit gutem Appetit (Später erfuhr ich, dass schon seit 40 Jahren in den Häusern der Heilung in Diensten stand, dass er sich aber nichtsdestotrotz immer noch jeden zweiten Tag verlief).

Nach der schnellen Mahlzeit entschuldigte ich mich bei Mardil und machte mich auf die Suche nach Oroher. Er befand sich in einem der Krankenzimmer und war damit beschäftigt, die tiefe Beinwunde eines jungen Mannes zu verbinden. Das Ganze sah aus wie ein offener Bruch, aber soweit ich das erkennen konnte, waren die Knochen bereits sauber gerichtet worden. Vor dem Vorsteher auf einem Tablett lagen weiße Leinenbinden, daneben stand eine Schüssel mit einem dunkelgrünen Kräuterbrei. Es duftete intensiv nach Ringelblume, und ich witterte auch noch ein anderes Aroma, das ich nicht gleich identifizieren konnte, bitter und ein wenig scharf.

„Ist das Ackerschachtelhalm?“ fragte ich. Oroher lächelte anerkennend und nickte mir zu, und ich segnete einmal mehr meine Großmutter, der ich mein Wissen zu verdanken hatte. Ich sah zu, wie Oroher einen Teil der Binden durch den Kräuterbrei zog und behutsam auf die tiefe, gründlich gereinigte Wunde legte. Er merkte, dass ich ihn beobachtete.

„Habt Ihr schon einmal einen Verband angelegt?“ fragte er.

„Ich bin nicht sicher.“ log ich und dachte an die drei Monate Praktikum im Krankenhaus meiner Stadt, während des ersten Studienjahres. Die Oberschwester, die damals ein halbes Dutzend verschreckter Studenten unter ihrer Fuchtel gehabt hatte, hatte mehr über Patientenbetreuung und Wundpflege vergessen, als ich je lernen würde, und sie wusste es. Unter ihren Augen mit Verbandsmaterial herumzupfuschen, wäre Selbstmord gewesen.

„Ich kann es ja einmal versuchen.“ schlug ich mit angemessener Zurückhaltung vor. Also wickelte ich säuberlich eine blütenweiße Bandage über den kräutergetränkten Verband, während Oroher mir auf die Finger sah, und ich hatte beinahe Schwester Irmingards schnarrenden Alt in den Ohren: *Glatt, fest und ordentlich, oder versuchst du einen Zopf zu flechten, Mädels?* Als ich fertig war, nickte der Vorsteher wieder zufrieden und erlaubte, dass ich ihn weiter auf seiner Visite begleitete. An diesem Morgen schiente ich einen gebrochenen Arm, versorgte die verbrannte Hand einer alten Frau und legte weitere fünf Verbände an. Von da an gehörte ich stillschweigend zum Personal.

Gegen Abend saß ich in Mardils Vorratslager über einer Liste, als plötzlich die alte Frau hereinwieselte, die mir morgens meine frische Kleidung gebracht hatte.

„Besuch für Euch, Kindchen.“ sagte sie fröhlich und warf dem Kräutermeister, der vor sich hinsummte und getrocknete Kamillenblüten in ein dunkles Glas abfüllte, einen niederschmetternden Blick zu. „Lasst diesen Zausel hier allein und kommt. Er wartet im Garten.“

Neugierig folgte ich ihr die lange Treppe hinauf und trat ins Freie. Sie führte mich zur Westseite der Häuser; eine hohe, mit eleganten Steinmetzarbeiten verzierte Mauer schloss das Gelände dort ab und bot einen Blick auf den Mindolluin. Hinter seinem dunklen Gipfel senkte sich die Sonne tiefrot dem Horizont entgegen. Dicht an der Mauer stand ein Mann, reglos und schwarz wie ein Schattenriss. Ich erkannte ihn nicht sofort.

„Hallo?“ fragte ich unsicher. Beim Klang meiner Stimme drehte sich den Mann um und ich sah, dass es Damrod war. Das Licht hinter ihm zeichnete eine leuchtende Aureole um sein dunkles Haar.

„Damrod!“ Ich ging lächelnd auf ihn zu, aber als ich sein Gesicht sah, erstarb die Freude in meinem Herzen und ich erschrak. Er war entsetzlich blass und seine Augen sahen aus, als sei alles Leben aus ihnen gewichen.

„Ich wollte mich nur verabschieden.“ sagte er kurz. „Der Truchsess schickt den Herrn Faramir nach Osgiliath, und ich werde mit ihm gehen.“

Mir wurde eiskalt.

„Osgiliath?“ sagte ich leise. „Ich... man hat mir hier erzählt, dass dieser Ort von einer feindlichen Übermacht eingenommen worden ist. Und dass es kaum Aussicht gäbe, ihn zurückzuerobern... es sei denn, mit einem sehr großen Heer, und das hat diese Stadt nicht. Das ist doch *Selbstmord*.“

„Ich weiß.“ sagte er und wandte sich ab. Ich trat neben ihn und schaute ihn an. Alles, was ich sah, war ein regloses Profil.

„Könnt Ihr... könnt Ihr nicht bleiben? Ihr müsst wissen, ich mache mir wirklich Sorgen um Euch, Damrod.“ Ich versuchte so unbeschwert zu klingen wie möglich, aber ich scheiterte kläglich.

„Das kann ich nicht.“ Die dunkle Stimme klang müde, aber entschieden. „Ich bin mit dem Sohn des Truchsessens mehr oder weniger aufgewachsen. Wir haben gemeinsam gelernt, mit dem Schwert zu fechten und Pfeile in die Zielscheibe zu schießen. Das einzige Mal, als Faramir sich betrank, war ich dabei.“ Er lächelte freudlos. „Ich hielt seinen Kopf, als er sich hinterher bei den Ställen in die Pferdetränke übergab.“

Er löste sich von der Mauer und trat vor mich hin; im Licht der Abendsonne wirkte sein Gesicht, als sei es mit Blut übergossen, und ich schauderte erneut.

„Ich bin einer seiner Männer.“ sagte er einfach. „Ich folge ihm, wohin er auch geht. Ich möchte diesen Krieg gern überleben, aber ich habe es nicht in der Hand. Ich werde ihn nicht im Stich lassen, so wie...“ Er brach ab.

Ich sah ihm in die Augen und strich mir dabei die Haare aus dem Gesicht, die sich aus dem Zopf auf meinem Rücken gelöst hatten, und die ein vorwitziger Wind wie weiche Federn an meinen Wangen kleben ließ.

„Wie sein eigener Vater?“ fragte ich leise.

Er schaute mich unverwandt an.

„Offenbar wird viel geredet in den Häusern der Heilung.“ bemerkte er. Plötzlich streckte er eine Hand aus, nahm eine meiner langen Strähnen zwischen die Finger und schob sie sanft hinter mein Ohr.

„Wenn ich kann, komme ich zurück.“ Er lächelte leicht und für einen verwirrenden Augenblick glitten seine Finger von der Ohrmuschel aus tiefer und ruhten warm auf der Haut meines Halses. „Gebt auf Euch acht, *Noerwen*. Ich bin auch um Euch besorgt.“

Er wandte sich ab und ging, und ich blieb an der Mauer stehen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. In mir brodelte ein Durcheinander aus Bedauern, Furcht und starkem Zorn.

Ich hätte so gerne irgend etwas unternommen, um diesen ganzen Wahnsinn zu verhindern. Aber was? Sollte ich in den Thronsaal der Könige stürmen und den Truchsess zur Rede stellen? Ihm dramatische Vorwürfe ins Gesicht schleudern, so etwas wie *Was habt Ihr davon, Euren eigenen Sohn in den sicheren Tod zu schicken?*

Ich schüttelte den Kopf und biss mir auf die Lippen. Ich würde kaum vorgelassen werden; Denethor wusste nicht einmal, dass ich existierte, und nach Lage der Dinge war das auch gut so. Es hatte keinen Zweck, eingreifen zu wollen... meine Angst, das empfindliche Gleichgewicht der Ereignisse zu stören, war schon jetzt sehr groß. Es gab nichts, was ich tun konnte.

Was war meine Aufgabe in Mittelerde? Warum war ich hier?

Ich wusch mir in einem der Gartenspringbrunnen das Gesicht, flocht meinen Zopf neu, wartete, bis ich meine Fassung wiedergewonnen hatte und kehrte zum Kräutermeister zurück. Ich ließ mich hinter dem kleinen Schreibtisch nieder.

„Mardil?“ fragte ich. „Habt Ihr eine Ahnung von den verschiedenen Elbensprachen?“

Er blickte überrascht auf und hätte um ein Haar die zweite Flasche an diesem Tag fallen lassen; diesmal war es ein Flakon mit Arnikaessenz.

„Gewiss, Kind.“ antwortete er, nachdem er das Fläschchen auf einem Regal in Sicherheit gebracht hatte. „Was möchtet Ihr denn wissen?“

„Was bedeutet das Wort *Noerwen*?“

Er runzelte die Stirn und murmelte einen Augenblick stimmlos etwas vor sich hin, dann erhellte sich sein Gesicht.

„Das ist recht einfach.“ erwiderte er und erhob dozierend den Zeigefinger. „*Noer* oder auch *Naur* ist Sindarin und bedeutet *Feuer*. Und die Silbe *-wen* heißt *Mädchen*.“

Die blauen Kinderaugen musterten mich interessiert.

„*Feuermädchen* – wie poetisch! Hat Euch jemand so genannt? Ich finde, das passt recht gut...“

Ich lächelte bitter und steckte die Feder zurück in das Fass, bevor die Tinte anfang, auf mein säuberlich beschriebenes Pergament zu tropfen.

„Kann schon sein.“ murmelte ich und fuhr mir mit beiden Händen über das Gesicht; plötzlich war ich sehr müde. „Wenigstens habe ich jetzt wieder einen Namen.“

7. Denn welcher heut' sein Blut mit mir vergießt...

Ich war sehr froh, dass ich eine Aufgabe gefunden hatte, auch wenn die Häuser der Heilung im Moment noch wenige Patienten hatten. Nichtsdestoweniger machte man sich bereit; Verbände wurden hergerichtet, und zusätzliche Betten aufgestellt. Den ganzen 12. März hatte ich Mardil's Vorratslager auf Vordermann gebracht, und als ich mich am Abend schlafen legte, war meine Kutte mit einem intensiven Geruch nach Kräutern durchtränkt.

Als ich am nächsten Morgen im Refektorium saß und einen Becher Milch trank, blickte ich in wachsame beunruhigte Gesichter; die meisten aßen schweigend, und wenn irgendwo doch ein Gespräch geführt wurde, dann zögerlich und sehr gedämpft.

Im Laufe des Vormittags wurden die ersten Verwundeten vom Dammwall zu uns gebracht; Gandalf hatte die Wagenkolonne nach Minas Tirith hinein eskortiert, und ich bekam ihn einmal sehr kurz zu sehen, wie er sich von Schattenfells Rücken zu Oroher hinunterbeugte und mit ihm sprach. Flüsternd verbreitete sich, was ich längst wusste... dem Feind war der Übergang über den Fluss gelungen, und er trieb die Verteidiger der Stadt vor sich her. Ich dachte an Faramir, und dann an Damrod, und erneut schnürte mir die Angst die Kehle zu. Dass Faramir letztendlich überleben würde, wie angeschlagen auch immer, davon ging ich hoffnungsvoll aus, aber das Buch sagte nichts oder nur sehr wenig über seine Gefolgsleute. Dass ich eine große Zuneigung für jemanden empfand, der bei Tolkien nur auf einer einzigen Buchseite auftauchte, war ein bisschen zu verstörend für meinen Seelenfrieden... aber innerhalb kürzester Zeit hatte ich glücklicherweise mehr als genug zu tun.

Ich war entsetzt über die Wunden, die ich zu sehen bekam... tiefe Schnitte und böse zerrissenes Fleisch, in dem Splitter steckten. Gemeinsam mit der alten Frau, die mich am ersten Morgen in den Häusern der Heilung geweckt hatte, versorgte ich einen jungen Mann, der glücklicherweise vom Schock halb betäubt war. Die alte Frau – sie hieß Ioreth – saß neben dem Bett, hielt seine Hand fest und sprach leise und beruhigend auf ihn ein, während ich mit einer Pinzette rostige Metallteilchen aus der Wunde an seiner Schulter zog. Danach legte ich einen Kräuterverband an und verordnete ihm Weidenrindentee gegen die Schmerzen und das Fieber, die ihm sicherlich bevorstanden... es gab keine Antibiotika, die das hätten verhindern können.

Mehr Zeit, mich um ihn zu kümmern, hatte ich nicht; im Nebenzimmer war ein Arm in Ordnung zu bringen, den ein grausamer Hieb dicht oberhalb des Ellenbogens getroffen hatte. Dieser Krieger – ein dunkelhaariger Riese – hatte weniger Glück als mein letzter Patient. Er war hellwach und brüllte vor Schmerz. Zwei kräftige Männer mussten ihn festhalten, während Oroher ihn untersuchte. Als er die hässliche Verletzung gesäubert hatte und eben zu Nadel und Faden greifen wollte, wurde er ins Nebenzimmer gerufen.

„Könnt Ihr Wunden nähen, Ioreth?“ fragte ich und beobachtete besorgt den Mann, der sich unter dem Griff der beiden Helfer aufbäumte und laut stöhnte. „Ich fürchte, wir dürfen nicht warten...“

Sie schüttelte den Kopf und sah mich an. „Vor zehn Jahren vielleicht, Kindchen, aber jetzt nicht mehr... meine Augen sind nicht, was sie einmal waren. Macht Ihr es doch – ich bin sicher, Ihr könnt das besser als ich.“

Sie hatte recht; ich hatte während meiner kurzen Zeit als Ärztin im Praktikum gelernt, Wunden zu nähen. Ich ergab mich in mein Schicksal, flößte dem Riesen eine ordentliche Portion Mohnsaft ein und wartete, bis er wenigstens still lag. Dann wusch ich mir noch einmal die Hände, rieb sie mit dem starken Branntwein ab, der hier zum Desinfizieren benutzt wurde und machte mich ans Werk.

Eine Viertelstunde später war ich fertig; die saubere Naht war von einem Verband bedeckt, der Patient döste in halber Betäubung vor sich hin und ich stand von den kleinen Hocker auf. Einen Moment lang wurde mir schwindelig; Ioreth packte meinen Arm mit erstaunlich festem Griff.

„Hoppla, Kind!“ sagte sie. „Was hattet Ihr denn zum Frühstück?“

„Ein Glas Milch.“ gestand ich kleinlaut.

„Gleich geht Ihr etwas essen!“ sagte sie resolut und schob mich zur Tür hinaus. „Ihr habt ein Händchen für die Pflege; wo immer ihr auch herkommt, man hat Euch gut geschult. Aber mit leerem Magen werden ihr nicht viel taugen... Ihr werdet zu sehr gebraucht, um vor Hunger in Ohnmacht zu fallen.“

Gehorsam trollte ich mich ins Refektorium und wurde mit kräftigem, dunklen Brot, kaltem Braten und Äpfeln versorgt. Danach ging es mir besser; ich machte mich wieder auf den Weg zu den Krankenzimmern und entdeckte dort Oroher, der meine Naht und den Verband geprüft hatte und sehr zufrieden aussah. Er lächelte mich an.

„Ich kann Euch gut gebrauchen.“ sagte er. „Ich weiss ja nicht, wann Ihr euch wirklich wieder an alles erinnern könnt, aber Eure Hände haben offenbar ein eigenes Gedächtnis. Wenn Ihr mir bitte helfen würdet... ich habe hier einen Mann, dem hat ein Stockschlag offenbar beide Beine gebrochen.“

Als ich mich ablösen ließ, war der Nachmittag fast vorbei und es wurde langsam Abend; draußen in den Kräutergärten war davon allerdings nicht viel zu sehen. Der Himmel war bereits tiefdunkel, und der balsamische Duft der Kräuterbeete wurde von Rauchgestank überlagert. Was ich den Tag hindurch ein paar Mal im Hintergrund bemerkt, aber kaum beachtet hatte, war jetzt deutlicher zu hören – Explosionen in der Ferne. Und als ich hoch über der Stadt an der Mauer stand, sah ich mit Trauer und Zorn, dass der Pelennor brannte.

Flüchtlinge rannten die kaum erkennbare Straße entlang auf die Stadttore zu; es waren Bauern von den geplünderten, geschleiften Höfen, die versuchten, sich in der letzten Festung Gondors in Sicherheit zu bringen. Und ich sah auch Krieger, die wenigsten davon in irgend einer Form von Marschordnung; das sprach Bände über das Chaos und das Entsetzen, das am Fluss und an den Rammas Echor herrschen musste.

Ich versuchte, die rauchgeschwängerte Finsternis mit den Augen zu durchdringen; irgendwo dort draußen befand sich Faramir mit seinen Männern auf einem verzweifelten Rückzug. Und Damrod auch... *wenn er nicht in Osgiliath gefallen war*. Der Gedanke glich einer zynischen, hoffnungslosen Stimme, die in mein Ohr flüsterte, und im selben Moment hörte ich die schrillen, tödlichen Schreie im Himmel über der Stadt.

Nazgûl!

Ich duckte mich instinktiv hinter die Mauer und legte die Arme über den Kopf; sekundenlang war mir grauenhaft übel. Dann spürte ich, wie sich die bösen Stimmen entfernten; die Ringgeister flogen in Richtung Fluss, als hätten sie eine saftigere Beute gefunden. Ich zog mich an der Mauer hoch und wagte einen Blick hinüber.

Es war tatsächlich genau so, wie ich es vor langer Zeit gelesen hatte; Tolkien hatte die Szene wie ein Kriegsberichterstätter aufgezeichnet. Da kam der halbwegs geordnete Haufen Männer zu Fuß, gefolgt von einem erschreckend kleinen Grüppchen Reiter. Sie waren bereits erstaunlich nahe an der Stadt; und dann schwärmten die Feinde hinter ihnen aus wie ein Ameisenhaufen. Fackeln flackerten und wildes Geschrei wehte schwach zu mir herüber. Und ich sah wie schon einmal zuvor die Gestalten der Nazgûl auf die Flüchtlinge herabstoßen. Ich hielt mir die Ohren zu und biss die Zähne zusammen, aber ich blieb stehen. Und dann kam die Fanfare, ein kurzes, verzweifertes Signal; weit unter mir öffneten sich die Tore und die Schwanenritter von Dol Amroth galoppierten

den bedrängten Kriegern entgegen. Weit vor ihnen aber schoss eine einzelne Gestalt auf die Feinde zu, mit hoch erhobenem Stab, und sie zerschnitt die Finsternis wie ein weißer Blitz.

Ich wandte mich von der Mauer ab und rannte; mit geraffter Kutte stürmte ich aus dem Kräutergarten auf die Straße, an leer stehenden Häusern vorbei, einen Ring der Stadt nach dem anderen durchquerend. Je weiter ich hinunter kam, desto dicker und rauchiger wurde die Luft. Im untersten Ring hatten sich viele Menschen versammelt. Ich lehnte mich ein wenig abseits an eine Mauer, rang nach Atem und musste husten, und dann hörte ich auch schon, wie sich die riesigen Tore erneut in den Angeln drehten.

Zuerst kamen die Männer zu Fuß. Sie gingen langsam und stolpernd, ihre Gesichter waren aschgrau, und das nicht nur wegen der bleiernen Finsternis. Ich drängte mich, so gut es ging, durch die schweigende Menge und versuchte zu erkennen, wie viele von Faramirs Gefolgsleuten noch dabei waren. Ich sah Mablung, der weit vorne ging, eine hässliche Schmarre quer über der Stirn. Dann folgten zwei Schwanenritter mit schwer mitgenommenen Harnischen, von denen einer ein lahmes Pferd am Zügel führte, und dann...

...dann kam Damrod an mir vorbei, den Kopf gesenkt. Ein Arm stand in einem merkwürdigen Winkel vom Körper ab.

„Damrod!“

Sein Name kam aus meinem Mund in einer Mischung aus schierer Erleichterung und Schrecken, und in der lähmenden Stille klang er wie eine scharfe Explosion. Damrods Kopf fuhr herum, sein Blick suchte einen Moment, und dann trafen sich unsere Augen. Ich sah, wie er einem Kameraden, der neben ihm ging, etwas zuflüsterte, dann scherte er aus der Reihe aus und kam langsam zu mir herüber. Ich streckte ihm die Hand entgegen, und er ergriff sie mit der gesunden Rechten, und dann plötzlich zog er mich an sich und hielt mich in einer halben Umarmung. Seine Stirn sank für ein paar Sekunden auf meine Schulter und ich spürte das krampfhaft Zittern, das durch seinen ganzen Körper ging. Dann trat er zurück, aber er ließ meine Hand nicht los.

Jetzt kamen die Reiter, ein paar von ihnen trugen hohe Banner in den Händen, deren Farben in der Düsternis nicht zu erkennen waren. Ich hörte das Klappern der Hufe auf den Steinen, das Klirren der Pferdegeschirre und das Knarren der ledernen Sättel, aber kein Willkommensgeschrei, keinen Jubel. Die Menge war immer noch still. Damrod und ich, wir standen nebeneinander, und wir sahen den Fürsten von Dol Amroth als letztes in die Stadt einziehen, eine hohe, schöne Gestalt im Sattel seines Pferdes, und wir sahen, wen er in seinen Armen trug.

Und dann schrie eine hohe, klagende Stimme auf.

„Faramir!“

Ich drückte Damrods heile Hand mit aller Kraft und fühlte, wie er zusammenzuckte. Dann löste er behutsam meine Finger und zog mich ein zweites Mal an sich, und diesmal erwiderte ich die Umarmung und lehnte die Stirn gegen seinen kühlen Harnisch. Ich biss die Zähne zusammen und hörte, wie die Leute von Minas Tirith um mich her in Tränen ausbrachen, wie sie laut weinten und wieder und wieder seinen Namen ausriefen. Damrod stand ganz still. Dann schob er mich sanft von sich und schaute dem Fürsten hinterher. Die Menschenmenge löste sich auf; die Leute gingen auseinander, jetzt wieder schweigend, mit gesenkten Köpfen und müden, verzweifelten Gesichtern.

„Ich sollte mit hinauf zur Veste gehen.“ sagte Damrod langsam.

„Das ist Unsinn.“ sagte ich mit einiger Schärfe. „In Eurem Zustand seid Ihr dem Sohn des Truchsessen kaum von Nutzen. Euer Arm sieht aus, als sei er gebrochen.“

„Das glaube ich nicht.“ sagte er mit einer Grimasse. „Ich habe ihn abgetastet, und ich glaube, der Knochen ist noch heil.“

„Aha, Ihr seid also nicht nur ein Krieger, sondern auch noch ein Heiler, ja?“ Ich nahm seinen gesunden Arm und zog ihn mit sanfter Gewalt die Straße hinauf.

„Nein. Aber das ist nicht das erste Mal, dass ich in einer Schlacht verwundet worden bin. Ich weiß, wie sich ein Knochenbruch anfühlt.“

„Wunderbar.“ gab ich zurück. „Und ich weiß, wie man Knochenbrüche schient. Und weil ich das weiß, werde ich Euch jetzt in die Häuser der Heilung bringen, wo man sich nicht nur um Euch kümmern, sondern Euch auch mit einer anständigen Mahlzeit versorgen wird. Es kommt mir vor, als hättet Ihr beides dringend nötig.“

„Zugegeben.“ sagte er mit einem Seufzen. Danach schwieg er, und ich führte ihn langsam bis in den sechsten Kreis der Stadt hinauf, und durch die dunklen Kräutergärten zu den Häusern der Heilung. Im Vorraum kam mir Ioreth entgegen.

„Kindchen, da seid Ihr ja wieder – ich hatte schon angefangen, mir Sorgen zu machen!“

Sie betrachtete Damrod und runzelte die Stirn.

„Sind die Krieger aus Osgiliath zurück?“ rief sie plötzlich. „Sind... sind viele gefallen? Wie geht es dem Herrn Faramir?“

„Er ist verletzt worden, Ioreth.“ sagte ich leise, bevor Damrod antworten konnte. „Man hat ihn erst einmal zu seinem Vater gebracht.“

Ihr Gesicht schien noch mehr zu altern, aber dann sah sie, dass auch mein Begleiter verwundet war. Ich konnte sehen, wie sie um Fassung rang; endlich gelang es ihr, sich zusammen zu nehmen, und in diesem Moment verzieh ich ihr jeden einzelnen Fall von Schwatzhaftigkeit, mit dem sie mich in den letzten zwei Tagen in die Flucht geschlagen hatte.

Wir gingen in eines der Behandlungszimmer und es gelang uns mit vereinten Kräften, Damrod von seinem Harnisch zu befreien und ihn aus dem Lederwams zu schälen, das er darunter trug. Er konnte uns nicht viel dabei helfen, aber Ioreth fand mit großem Geschick die richtigen Schnallen und Knöpfe. Zuletzt trug er nur noch ein dünnes Leinenhemd, und da er nicht imstande war, den Arm zu heben, ließ ich mir von Ioreth eine Schere geben und schnitt vorsichtig den Stoff über der Schulter auf.

Unter der Haut zeichnete sich deutlich die herausgesprungene Gelenkkugel ab, und als ich vorsichtig die Umgebung abtastete, spürte ich die Pfanne.

„Ihr habt recht gehabt, mein Freund.“ sagte ich. „Es ist *kein* Knochenbruch, aber die Schulter ist ausgerenkt.“

Ioreth ging hinaus und kam einen Augenblick später mit einem Tonkrug, einem Becher und einem kräftigen Pfleger wieder... einer der beiden, die mir geholfen hatten, als ich die Wunde des riesigen Kriegers genäht hatte.

„Branntwein.“ sagte sie kurz, goss eine sehr großzügige Portion ein und drückte Damrod den Becher in die Hand. „Trinkt das aus, und dann wird Euch Alandel hier festhalten, damit Noerwen Eure Schulter anständig einrenken kann.“

Damrod starrte sie verblüfft an, dann wanderte sein Blick zu dem massigen Pfleger und hinüber zu mir. Er leerte den Becher in einem einzigen, langen Zug, rang nach Luft und hustete.

„Ich habe Euch hier hergebracht, damit man sich um Euch kümmern kann.“ sagte er, die Stimme ein wenig heiser von dem scharfen Schnaps. „Was ist denn passiert in den letzten drei Tagen? Habt Ihr den Vorsteher abgesetzt und hier das Regiment übernommen?“

Ich lachte leise.

„Nein...“ sagte ich, aber wir haben herausgefunden, dass es ein paar Dinge gibt, die ich gut kann.“

„Ganz besonders gut sogar!“ warf Ioreth eifrig ein.

Damrod betrachtete mich zweifelnd. Ich schenkte ihm ein möglichst kameradschaftliches Grinsen und krempelte die langen, grauen Ärmel hoch.

„Ich hoffe, es war genug Branntwein.“ sagte ich. „Denn ich fürchte, das wird jetzt weh tun.“

Ich hatte Recht; es tat weh, aber er nahm sich zusammen. Alandel hielt ihn fest, und ich sah, wie beiden der Schweiß ausbrach, als ich den ausgerenkten Arm, so stark ich konnte, in meine

Richtung zog. Dann konzentrierte ich mich, biss mir auf die Unterlippe und betete, dass ich den richtigen Trick noch beherrschte. Ich drehte den Arm kurz und kraftvoll nach links und spürte mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, wie die Kugel in die Pfanne zurückschnappte.

Damrod holte tief Luft, wischte sich den Schweiß von der Stirn, und es gelang ihm, mir zuzulächeln. Ich musste mich setzen; meine Knie waren sicher nicht weniger weich als seine. Dann nahm ich die kläglichen Reste meiner Professionalität zusammen und räusperte mich.

„Ich gebe Euch eine Salbe mit, die ihr in das Schultergelenk einreiben solltet.“ sagte ich. „Alandel wird Euch helfen, Euch wieder anzuziehen.“

Alandel streifte ihm das Lederwams über den Kopf und schloss die seitlichen Schnallen, dann verbeugte er sich kurz und verließ den Raum. Ich nahm ein paar Binden und formte eine Schlinge daraus. „Ihr solltet Euch für die nächsten paar Tage mit diesem Arm in Acht nehmen, Damrod.“ sagte ich.

„Das ist ein wenig schwierig, wenn ein Krieg bevorsteht.“ sagte er langsam; sein Blick wich nicht von meinem Gesicht, während ich den Stoff um seinen Nacken knotete. Ich nahm seinen frisch eingerenkten Arm, lagerte ihn behutsam in der Schlinge und ließ meine Hand einen Moment lang auf seiner Haut ruhen. Sie fühlte sich warm und lebendig an unter meinen Fingern, und plötzlich wollte ich seinen Arm streicheln und meine Handfläche über die kraftvollen Muskeln gleiten lassen...

„Ich weiß, Ihr werdet nicht viel Zeit haben, Euch auszukurieren.“ sagte ich leise und ruhig. „Aber ich wäre trotzdem froh, wenn Ihr heil und ganz davonkommt, Damrod von Ithilien.“

„Und ich wäre froh, wenn ich Euch dann hier wiederfinde, Noerwen.“ erwiderte er, und für einen süßen, prickelnden Moment legte er seine Hand über die meine. „Aber jetzt muss ich in das Quartier der Wachleute.“

Er ließ mich los und lächelte mich an, dann wandte er sich ab und ging zur Tür hinaus. Ich blieb mitten im Raum stehen, und fing langsam an, die restlichen Stoffstreifen wieder sauber aufzuwickeln.

„Prächtiges Mannsbild.“ kam plötzlich Ioreths muntere Stimme. Ich zuckte heftig zusammen; ich hatte keine Ahnung gehabt, dass sie noch im Zimmer war. „Und wenn mich meine alten Augen nicht täuschen, dann habt Ihr ihn mit dem Feuer auf Eurem Kopf ordentlich in Brand gesetzt...“

„Alte Klatschbase!“ schnappte ich und spürte, wie ich hochrot anlief. Dann ergriff ich die Flucht, und ihr amüsiertes Kichern folgte mir aus dem Zimmer und den halben Gang hinunter.

Bevor ich mich an diesem Abend schlafen legte, ging ich noch einmal hinaus zur Stadtmauer. Der Himmel war jetzt mitternachtsschwarz, und in der Ferne flackerten Feuer auf, wo ich den inzwischen halb zerstörten Rammas Echor vermutete. Ich lehnte mich gegen die Mauer und schloss die Augen.

Jetzt war nicht die Zeit, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, was ich hier tat. In diesem Moment wusste ich es genau; ich hatte geschickte Hände und medizinische Kenntnisse, die mich in der Zeit, die dieser geschundenen Stadt bevorstand, nützlich machten, und über alles weitere konnte ich mir immer noch nachdenken, wenn die Schlacht vorbei war.

Für eine gewisse Zeit gehörte ich hinein in diese Geschichte und durfte eine Rolle darin spielen. Und im Gegensatz zu den Menschen, die jetzt vielleicht schlaflos in ihren Betten lagen und nicht wussten, was die nächsten Tage bringen mochten, wusste ich ziemlich genau, was uns bevorstand. Ich dachte an den verletzten Faramir, der im Fieberschlaf in der Veste lag, während sein Vater brütend an seinem Bett saß. Ich dachte an Peregrin, der unter Fremden seinen nur halb verstandenen Dienst versah und sich unendlich einsam fühlen musste. Und ich dachte an den Ringträger, der, wenn ich mich recht an den Ablauf der Ereignisse erinnerte, jetzt gefangen und elend im Orkturm von Cirith Ungol lag.

Steh ihm bei, Herr. betete ich. *Gib ihm Mut. Ich weiß, du hast ihn auserwählt, aber du lässt ihn einen hohen Preis zahlen dafür, dass er seine Last so demütig auf sich genommen hat.*

Und plötzlich erinnerte ich mich daran, wie ich einmal in einem verdunkelten Theater gesessen hatte, während auf der Bühne ein Schauspieler klassische Worte sprach... Worte, die mit merkwürdiger Vollkommenheit hierher passten, wo ich am Vorabend einer grausamen Belagerung auf der Mauer von Minas Tirith stand. Und plötzlich kamen die Worte, die mich damals so tief berührt hatten, wie von selbst zu mir zurück, und ich sagte sie laut.

*„Ruf lieber aus im Heere, Westmoreland...
Dass jeder, der nicht Lust zu fechten hat
Nur hinzieh'n mag, man stell ihm seinen Pass
Und stecke Reisegeld in seinen Beutel
Wir wollen nicht in des Gesellschaft sterben
Der die Gemeinschaft scheut mit uns im Tode.“*

„Das ist gut.“

Ich erkannte die musikalische Altmännerstimme sofort und fuhr herum. Gandalf stand hinter mir, ein weißer Schemen in der Finsternis. Der leichte Nachtwind bewegte seinen Bart.

„Danke, Herr.“ sagte ich überrascht. „Ein Dichter unserer Welt hat das geschrieben. Er kam aus dem selben Land wie der *Pengolodh*, und er erzählt von einem König, der so zu seinem Heer spricht, am Vorabend einer großen Schlacht.“

„Tatsächlich?“ Gandalf trat näher. „War seine Lage ähnlich verzweifelt wie unsere?“

„Ich weiß es nicht mehr ganz genau“, gestand ich, „aber das gegnerische Heer war in der Übermacht.“

„Dann war seine Lage wirklich der unseren ähnlich.“ bemerkte Gandalf trocken. „Ihr solltet ins Bett gehen, Noerwen. Oroher singt Euer Loblied in Westron, Rohirric und Sindarin gleichzeitig, aber Ihr seid nur ausgeschlafen von Nutzen, Kind.“

Das war das erste Mal, dass er den Namen verwendete, den mir Damrod gegeben hatte, und dass er mich obendrein „Kind“ nannte, rührte mich sehr.

„Ich gehe gleich wieder zurück, nur noch einen kleinen Moment.“ versprach ich. „Gute Nacht, Herr.“

„Gute Nacht.“

Ich hörte, wie sich seine Schritte langsam entfernten und fühlte einen Augenblick tiefes Mitgefühl und Bewunderung; ich konnte die Last kaum ermessen, die er schon so lange auf den Schultern trug. Dann starrte ich wieder hinaus auf den Pelennor, auf dem sich der Feind immer mehr den Stadtmauern näherte. In diesem Moment spürte ich keine Furcht, nur einen überraschenden, wenn auch zerbrechlichen Frieden und einen Mut, der mir das Rückgrat stärkte. Und ich sprach das Zitat langsam und leise zu Ende, ohne jedes Pathos, sondern erfüllt von einer stillen, unbeirrten Zuversicht:

*„Und nie von heute bis zum Schluss der Welt
Wird Krispian vorübergehn,
Dass man nicht uns dabei erwähnen sollte,
Uns wen'ge, uns beglücktes Häuflein Brüder:
Denn welcher heut sein Blut mit mir vergießt,
Der wird mein Bruder, sei er noch so niedrig,
Der heutge Tag wird adeln seinen Stand
Und Edelleut in England, jetzt im Bett
Verfluchen einst, dass sie nicht hier gewesen
Und werden kleinlaut, wenn nur jemand spricht
Der mit uns focht am Krispinstag.“ **

* aus „Heinrich V.“ von William Shakespeare/ Die Rede des Königs am Vorabend des St. Krispin-Tages und der Schlacht von Agincourt

8. Stadt in Flammen

Die Belagerung begann gegen Morgen; eine Dämmerung gab es nicht. Der Himmel erhellte sich nur schwach zu einem dunklen Grau. Deshalb erwachte ich auch nicht von Tageslicht, sondern von einem seltsamen Geräusch, das ich nicht gleich identifizieren konnte; ein dumpfes Donnerrollen, ein tiefes Dröhnen, das klang, als käme es aus den Eingeweiden der Erde. Ich setzte mich langsam auf und starrte aus dem Fenster. *Jetzt kommen sie.* dachte ich. *Jetzt beginnt es.*

Das Frühstück war diesmal eine hastige, freudlose Angelegenheit in völliger Stille; ich denke, dass alle die in den Häusern der Heilung dienten, mehr als froh waren über die tägliche Routine, die ihre Hände beschäftigt hielt. Vor der Stadt strömten die Feinde zusammen und der verwüstete Pelennor wimmelte von Orkheeren, aber Fieber musste trotzdem gemessen werden... ein Netz aus tiefen Gräben entstand in Sichtweite der Stadtmauern und Belagerungstürme wurden herangefahren, ohne dass die Verteidiger etwas dagegen unternehmen konnten, aber anstatt die Hände zu ringen, während die Katastrophe näher rückte, wechselten wir Verbände und ich rettete zwei Gläser mit Kamillenblüten, bevor sie Mardil aus den Händen gleiten konnten, während er mir die Vorzüge von Frauenmantel erklärte.

Der Tag verstrich langsam und quälend; immer wieder kamen Leute in die Häuser der Heilung, um uns zu erzählen, was vorging; dass die tiefen Gräben vor der Stadt jetzt brannten, obwohl niemand erklären konnte, wie genau das Feuer entfacht worden war. Sie sprachen von den schwarzen Zeltlagern der Feinde, die in angsterregender Zahl aus dem Boden schossen. Der Aufenthalt in den Gärten war keine wirkliche Erholung mehr. Zwar lagen sie hoch genug, dass die Luft noch halbwegs rein war, aber der ölige Rauchgestank war jetzt überall, setzte sich in den Kleidern fest und ließ sich auch mit geschlossenen Fenstern nicht dauerhaft aussperren. Und am späten Nachmittag beobachtete ich Oroher, der mit einem Mann im Schwarz und Silber der Veste sprach; ich sah, dass er zornig war und in heftiger Erregung auf sein Gegenüber einredete. Dann holte er sich einen Mantel und verschwand für etwa eine Stunde. Als er zurückkam, war er sehr blass und still. Er zog sich in sein Studierzimmer zurück und war eine Weile für niemanden zu sprechen, bevor er wieder herauskam und weitermachte wie bisher. Später erzählte mir Ioreth flüsternd, dass er versucht habe, den Truchsess zu überreden, seinen Sohn in die Obhut der Heiler zu geben. Denethor hatte ihn nur kurz angehört und ihn dann schroff abgewiesen.

Jetzt wurden auch die ersten Toten herangetragen. Die meisten waren von den Trümmern der Häuser erschlagen worden, die unter den Geschossen der Belagerungstürme reihenweise einstürzten. Die Heiler richteten sie einigermaßen anständig her, hüllten sie in Decken und brachten sie in einen tiefen, ausgeräumten Keller. Oroher schickte, wen immer er entbehren konnte, in den ersten Ring der Stadt hinunter, wo immer mehr Feuer ausbrachen; die Belagerungstürme schickten seltsame, flammende Bälle hinter die Stadtmauer, die vermutlich so etwas wie Phosphor enthielten und verheerende Schäden anrichteten.

Und den ganzen Tag kreisten die Nazgûl über Minas Tirith, meist unsichtbar, so dass nur ihre grauenhaften Stimmen zu hören waren. Von Zeit zu Zeit stieß einer von ihnen aus dem schwarzen Himmel herab, ohne wirklich anzugreifen, aber das war auch nicht nötig. Wo die Stimmen der Ringgeister ertönten, verloren die Menschen von Minas Tirith ihren Mut, starrten die erschöpften Helfer hoffnungslos auf die aufspringenden Brände und brachen gestandene Krieger, die Dutzende von Schlachten überlebt hatten, in Tränen aus, ließen die Waffen fallen und wandten sich zur Flucht.

Gandalf tat, was der Truchseß nicht einmal mehr versuchen wollte; er ritt unermüdlich von Ring zu Ring und versuchte, die verzweifelten Menschen zu ermutigen. Ich sah ihn ein einziges Mal, als er drei Männer mit schweren Brandverletzungen in die Häuser der Heilung brachte. Er stieg kurz ab, wechselte ein paar Worte mit Oroher und schwang sich wieder auf den Rücken von Schattenfell. Ich ergriff einen Krug mit Wasser und einen Becher und rief seinen Namen.

„Gandalf!“

Er wandte sich in meine Richtung. Ich ging zu ihm vor das Tor und reichte ihm den gefüllten Becher. Er trank durstig, und als er ihn zurückgab, berührten sich unsere Hände. Für einen kurzen Augenblick schaute ich ihm in die Augen. Ich sah die ungeheure Müdigkeit darin und meine Lippen formten mühsam ein Lächeln. Er erwiderte es sehr schwach, dann beugte er sich plötzlich zu mir herunter und der weiße Bart strich mir leicht über die Schulter, während er seinen Mund dicht an mein Ohr brachte.

„Wenn unsere Verbündeten nicht bald kommen, sind wir verloren.“ sagte er leise. „Ohne Rohan hält diese Stadt keinen Tag mehr stand. Ich weiß, Ihr habt gesagt, Sauron wird fallen... aber wird Minas Tirith noch stehen, um den Sieg zu erleben?“

Ich nickte, und die lähmende Erschöpfung hob sich für einen kostbaren Augenblick von meinen Schultern. Diesmal hatte mein Lächeln mehr Kraft, und es spiegelte sich in den tiefdunklen Augen dicht vor mir.

„Morgen bei Sonnenaufgang.“ flüsterte ich. Ich spürte den festen Druck seiner Hand auf der Schulter, dann wendete er Schattenfell und stob wie ein Sturmwind die leere Straße hinunter.

In dieser Nacht schlief kaum jemand in den Häusern der Heilung. Die Verletzten mit Brandwunden mussten versorgt werden, und das dumpfe Gewummer der einschlagenden Geschosse machte es unmöglich, sich auszuruhen. Noch hatte keines den sechsten Kreis der Stadt erreicht, aber überall standen Wassereimer bereit, um beizeiten löschen zu können. Gegen Mitternacht wagte Alandel sich hinaus zur vorderen Stadtmauer. Als er zurückkam, erzählte er entsetzt etwas von einem riesigen Rammbock, den die Streitmacht des Feindes gegen das große Tor führte, und von Mûmakil, die immer noch mehr Belagerungstürme vor die Stadt zogen. Ich wagte nicht, mir auszumalen, wie es am Stadttor aussah, wo die wenigen Verteidiger sich einer furchtbaren Übermacht gegenüber sahen.

Kurz vor Tagesanbruch - jedenfalls annähernd, denn auch diesmal gab es keine Dämmerung, die den Namen verdiente - erschütterte ein kurzes, heftiges Beben die Stadt. „*Das Tor! Sie haben das Tor durchbrochen!*“ schriean draußen verzweifelte Stimmen. Ich stürzte ins Freie. Schwarzer Rauch stieg in dichten Wolken vom ersten Ring der Stadt auf, wo überall Flammen loderten. Er versperrte die Sicht auf das, was unten am Tor vorging, und bis zu einem gewissen Grad war ich erleichtert darüber. Ich rannte bis zur Mauer, und der schon mehrere Menschen standen, hauptsächlich alte Frauen, die in großer Angst die Hände rangen. Plötzlich kam ein kräftiger, kalter Wind auf: er zerfetzte die Rauchwolken und trieb sie auseinander. Und dann sah ich, dass am Horizont ein silbriger Streifen die trostlose Schwärze unterbrach. Ich starrte in atemloser Spannung hinaus auf die Ebene, über die Heere von Mordor hinweg - und dann erschallten vielstimmige Hörner, tief und heiser wie die Luren der alten Wikinger. Es war das schönste Geräusch, das ich je gehört hatte.

Die Sonne ging auf. Und Rohan war wirklich gekommen.

Keine Stunde später sah ich, wie ein Mann auf einer Trage zum Haupteingang gebracht wurde. Ein Mann in der Uniform der Wache stand daneben, das Gesicht düster und besorgt, und noch jemand, viel kleiner als sein Begleiter.

Pippin.

Das bedeutete, dass Denethor tot war, und dass dies Faramir sein musste, im letzten Moment vor dem Wahnwitz seines eigenen Vaters gerettet. Ich wäre gern zu Pippin hinübergewandert, aber Faramir hatte Vorrang. Kräftige Helfer hoben die Trage hoch und brachten ihn in eines der Krankenzimmer. Als ich hereinkam, kniete Oroher bereits neben ihm und legte ihm eine Hand auf die Stirn.

„Er hat hohes Fieber.“ sagte er. „Es wird das Beste sein, ihn aus diesen Kleidern herauszuholen und kühlende Umschläge zu machen. Noerwen, geht bitte zu Mardil hinunter und lasst Euch seine besten fiebersenkenden Tränke geben.“

Ich eilte in das Vorratslager und erklärte Mardil, was ich brauchte und für wen. Diesmal zeigte er kein Anzeichen seiner üblichen Zerstreutheit; er stellte mir in Windeseile mehrere Gläser und Dosen zusammen und innerhalb weniger Minuten war ich im Refektorium, um aus der stärksten Kräutermischung einen Tee brauen zu lassen. Ein paar Minuten später stand ich mit einem Fläschchen Pfefferminzöl und einem Stapel sauberer Tücher wieder in dem Krankenzimmer.

Faramir war ausgezogen und vorsichtig gewaschen worden. Mehrere Schalen mit kaltem Wasser aus dem tiefsten Brunnen standen bereit. Ich träufelte vorsichtig das Öl hinein und gemeinsam wickelten Oroher und ich Faramirs Arme und Beine in die kalten, feuchten Tücher und hüllten ihn in Wolldecken. Ich holte den Tee und gemeinsam flößten wir dem besinnungslosen Heermeister von Gondor Tropfen für Tropfen das fiebersenkende Gebräu ein. Oroher musste Faramirs Kehle

behutsam massieren, damit er schlucken konnte: sein Körper glühte und er war beängstigt geschwächt.

Endlich stellte ich den Becher und den Löffel beiseite; ich blieb sitzen und blickte in das reglose, bleiche Gesicht, aus dem behutsame Hände die Überreste von Ruß entfernt hatten. Mir brannte das Herz vor Mitleid und Reue. *Vielleicht wäre es besser gewesen, alle Vorsicht über Bord zu werfen und wenigstens Gandalf zu warnen.*

Ich stand auf und raffte im Gehen Faramirs Kleider zusammen. Sie waren voller Asche und mit einem süßlich riechenden Öl durchtränkt; der Geruch sorgte dafür, dass sich mir der Magen umdrehte. Ich warf sie in einen Korb neben der Tür und wischte mir die Hände an der Schürze ab. Als ich den Gang hinunter ging, sah ich plötzlich Gandalf, der mir entgegen kam. Auf seinen Armen trug er jemanden, den man auf den ersten Blick für ein Kind hätte halten können. Aber ich erkannte ihn sofort, obwohl ich ihn noch nie gesehen hatte.

Das war Merry.

Mit einem Rauschen seines weißen Gewandes verschwand der Zauberer in einem Zimmer zwei Türen weiter, und er ließ seinen Begleiter zurück; eine kleine Gestalt in der Kleidung der Veste, die sich erschöpft und mit hängendem Kopf an die Wand lehnte. Ich empfand ein plötzliches, sehr solidarisches Mitgefühl – *noch jemand, der sich verloren vorkam.*

„Herr Perian?“ sagte ich sanft.

Er straffte sich und schaute zu mir hoch. Ich sah in ein anziehendes Gesicht mit haselnussbraunen Augen, gekrönt von einem zerzausten Lockenschopf in der Farbe herbstlicher Eichenblätter. Er sah aus wie jemand, der normalerweise eine Menge Spaß am Leben hatte. Jetzt aber hingen seine Mundwinkel trostlos nach unten und seine Wangen waren blass und durchzogen von Tränenspuren.

„Es wird gut gesorgt für Euren Freund, kleiner Herr.“ versicherte ich ihm. „Vielleicht möchtet Ihr in der Zwischenzeit etwas zu Euch nehmen? Man kann besser Wache halten, wenn man etwas im Magen hat.“

Seine Augen leuchteten kurz auf, als ich das Essen erwähnte – *ein Hobbit, in der Tat.* Dann warf er einen zweifelnden Blick auf die geschlossene Tür.

„Ich weiß nicht...“

„Ihr könnt jetzt nichts für ihn tun. Und Ihr werdet ihm eine größere Hilfe sein, wenn Ihr euch selbst besser fühlt.“

Er bedachte das Argument sorgfältig, während ich geduldig vor ihm stand und wartete. Dann kräuselte ein schwaches Lächeln seine Mundwinkel und er verbeugte sich mit erstaunlicher Grazie.

„Ihr seid sehr gütig. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Noerwen, Pflegerin in den Häusern der Heilung.“ Ich erwiderte die Verbeugung (sicherlich nicht halb so gekonnt), worauf sich das schwache Lächeln sekundenlang zu einem spitzbübischen Grinsen vertiefte. Es verblasste rasch, und wieder schaute er zur Tür.

„Peregrin Tuk aus dem Auenland, zu Euren Diensten.“ sagte er abwesend, dann warf er mir einen unsicheren Blick zu. „Ihr werdet nicht wissen, wo das ist.“

„Im Gegenteil, Herr Peregrin Tuk“, sagte ich, und zum ersten Mal an diesem finsternen Tag wurde mir das Herz ein wenig leichter, „ich habe eine ziemlich genaue Vorstellung davon. Aber ich würde mich freuen, noch mehr zu hören, wenn es Euch nichts ausmacht.“

Ich geleitete ihn zum Refektorium hinunter; im Vorraum gab es mehrere große Becken, Schalen mit Kräuterseife und saubere Tücher. Pippin wusch sich gründlich Gesicht und Hände. Zu meiner Überraschung (und meinem heimlichen Entzücken) vollendete er seine Reinigungsprozedur, in dem er sich fast einen halben Krug Wasser über den Kopf goss. Er prustete und schüttelte sich, so dass die Tropfen in alle Richtungen stoben.

„Das hat gut getan.“ sagte er und holte tief Atem. „Ich gebe zu, jetzt würde ich ziemlich gern etwas essen.“

Ich suchte uns einen Platz an der breiten Fensterfront, die auf die grünen Abhänge des Mindolluin hinaussah. Hier konnte man den Rauch nicht sehen und die Schlacht, die vor der Stadt tobte, wenigstens für ein paar segensreiche Augenblicke ignorieren. Ich brachte Pippin mit Wasser verdünnten Wein, ein Schälchen mit Walnüssen und vier kleine Fleischpasteten von einem Tablett, das noch fast voll war; kaum jemand hatte heute schon die Zeit gehabt, etwas zu essen.

„Bei uns würde man sagen: *Füllt den hohlen Zahn*.“ meinte er lächelnd, als er die Ausbeute auf dem Tablett inspizierte. „Und Ihr – esst Ihr nichts? Ich habe gern Gesellschaft, wenn ich frühstücke.“

Also holte ich mir Obstsaft, zwei Äpfel und ebenfalls eine Fleischpastete. Als ich wieder an den Tisch zurückkam, war von seinen Pasteten nichts mehr übrig und er knackte Nüsse. Jetzt gefiel er mir viel besser. Er war nicht mehr so blass; der verdünnte Wein hatte seine Wangen leicht gerötet. Wir aßen eine Weile schweigend, und ich überließ ihm meinen zweiten Apfel. Das Gesicht auf beide Hände gestützt, sah ich zu, wie er krachend hineinbiss; ich fühlte mich erstaunlich entspannt, obwohl die Situation mir seltsam unwirklich vorkam. Mit den Menschen von Mittelerde vertraut umzugehen, war irgendwie etwas anderes. Aber jetzt saß mir, die Beine hoch über dem Boden baumelnd, Pippin gegenüber. Pippin, der Hobbit. *Wunderbarerweise gab es ihn wirklich*.

Ich wandte den Blick ab, bevor ihm auffiel, dass ich ihn unverhohlen anstarrte. Mittlerweile hatte er sein Tablett bis zum letzten Krümel geleert, und da das Essen ihn nicht länger ablenken konnte, verdüsterte sich sein offenes, freundliches Gesicht zusehends. Endlich rang er sich durch, schluckte hörbar und sah mir in die Augen.

„Ich habe Angst, dass Merry stirbt.“ sagte er leise.

„Euer Freund?“ Wieder einmal machte mir der Zwang, mich ständig unwissend zu stellen, schwer zu schaffen.

„Er ist mein Vetter.“ sagte er. „Ich kannte ihn schon, als ich laufen lernte. Wir waren der Schrecken unserer Tanten.“

„Das glaube ich sofort.“ bemerkte ich trocken und wurde mit einem schwachen Grinsen belohnt.

„Ich habe schon jemanden sterben sehen.“ erklärte er. „In Moria – als Gandalf abstürzte. Na ja...“ er warf mir einen scheuen Blick zu, „das zählt vielleicht nicht wirklich, immerhin ist er wiedergekommen. Aber Boromir wurde *wirklich* getötet. Er versuchte, meinen Vetter und mich zu verteidigen, und die Uruk-Hai haben ihn vor meinen Augen umgebracht.“

„Das tut mir sehr leid.“ sagte ich behutsam.

„Und jetzt...“ fuhr er fort, als hätte er mich gar nicht gehört, „jetzt liegt Merry da oben, und er erkennt mich nicht mehr, und als ich ihn hierher zu den Häusern geschleppt habe, da hat er mich gefragt, ob ich... ob ich ihn *beerdigen* will. Und...“

Er stockte und rang um Fassung. Seine Lippen zitterten.

„... und Herr Denethor wurde vor meinen Augen langsam wahnsinnig, und dann hat er versucht, sich selbst zu verbrennen, und er wollte Faramir mit sich in den Tod nehmen, dabei lebt der doch noch, was für ein Vater *macht* so etwas? Lieber Himmel, ich möchte bloß noch nach Hause.“

Die letzten Worte kamen als halbes Stöhnen heraus und er vergrub das Gesicht in den Händen. Ich hätte ihn gerne berührt, um ihn zu trösten, aber ich wagte es nicht. Er mochte klein sein wie ein Kind, aber er *war* kein Kind. Er war ein Mann, der vor mir nicht weinen wollte, und das einzige, was ich für ihn tun konnte, war, ihm seine Würde zu lassen.

„Ihr kommt wieder nach Hause.“ sagte ich. „Und Euer Vetter auch. Er wird nicht sterben.“

Er hob den Kopf und sah mich an.

„Ihr seid sehr freundlich.“ Seine Stimme klang müde und stockend. „Ich danke Euch. Aber jetzt gehe ich am besten wieder nach oben. Ich will Merry nicht allein lassen.“

Ich brachte ihn in die Krankenabteilung zurück, ohne dass wir auf dem Weg miteinander sprachen. Ich sah zu, wie er im Merrys Zimmer verschwand; er drehte er sich noch einmal zu mir um, hob grüßend die Hand und lächelte schwach. Dann schloss sich die Tür hinter ihm.

Die Viertelstunde mit Pippin blieb das einzige, was mir an diesem Tag das Herz wärmte. Aber die Wirkung verflog schnell, denn jetzt bekamen wir in den Häusern der Heilung die Schlacht voll zu spüren. Immer mehr Verletzte wurden gebracht. Wir taten unser Möglichstes, die Wunden anständig zu versorgen; bald mussten wir die Männer mit leichteren Blessuren wieder fortschicken, nachdem wir sie verbunden hatten. Wir brauchten ganz einfach den Platz für diejenigen, die nicht mehr stehen konnten oder ständig überwacht werden mussten.

Und ich sah den Tod vieler Menschen. Zuerst war es für mich am schlimmsten, wenn sie schriean, und wenn ihre Stimmen dann immer leiser wurden, bis sie ganz verstummten. Aber im Laufe des Tages kamen immer mehr Verwundete, die nicht schriean, und wir lernten sie zu fürchten. Es waren die Opfer des Schwarzen Atems; wenn sie eingeliefert wurden, waren sie meist noch bei Bewusstsein und nicht wirklich tödlich verletzt, aber dann verfielen sie in einen unruhigen Fieberschlaf, mit eisig kalten Gliedern und brennender Stirn, und sie versanken immer tiefer darin, bis sie in den Tod hinüber glitten. Diesen Männern konnten wir überhaupt nicht helfen, wir konnten ihnen nur zusehen, wie sie starben.

Ich sah Männer sterben, die aus den südlichen Gebieten von Gondor an der Küste kamen, sehr junge Männer, fast halbwüchsig noch. Niemand hatte sie auf den Schrecken vorbereitet, den es bedeutete, gegen Saurons Kreaturen kämpfen zu müssen. Binnen weniger Stunden lernte ich, mich wenigstens notdürftig gegen den Schmerz und die Trauer zu panzern, damit ich die dringend nötige Distanz wahren konnte. Ich sah, wie Éowyn an mir vorbei getragen wurde, eine stille, schöne Gestalt, bis zum Kinn mit einer Decke verhüllt. Ich sah, wie Faramir immer tiefer in seinen tödlichen Träumen versank. Ich nähte Stiche und klaffende Wunden von Hieben, und einmal musste ich einem Schwanenritter die Kopfhaut wieder zusammen flicken... ein Schlag mit der Axt hatte ihn fast skalpiert. Je länger der Tag andauerte, desto mühseliger schleppte ich mich voran, mit hoch gekrempelten Armen und blutbespritzter Schürze. Mein einziger Trost war, dass es den anderen Heilern nicht anders ging. Als plötzlich Glocken läuteten und Boten von der Unterstadt heraufgerannt kamen, um uns zu sagen, dass Piratenschiffe gekommen waren und nicht noch mehr Feinde, sondern ein frisches, verbündetes Heer und einen Krieger mit einem schwarzen, sternbestickten Banner gebracht hatten, war mir das nur ein müdes Lächeln wert.

Das, was mir von diesen schweren Stunden am klarsten im Gedächtnis blieb, war der Rohan-Reiter, nach dem ich gegen Abend sah. Ich konnte ihm nicht mehr helfen; keiner von uns hätte es gekonnt. Arme und Beine waren verbunden, und über eine furchtbare Bauchwunde hatten die Heiler nur leichte Gazetücher gelegt; sie war zu tief, um sie zu verbinden und zu schwer, um sie zu nähen. Wir wussten alle, dass seine Zeit fast abgelaufen war. Ich ging in sein Zimmer, um ihn in seinen letzten Augenblicken nicht allein zu lassen, aber auch, um mich wenigstens einmal zurückziehen zu können.

Also saß ich neben seinem Bett, hielt seine Rechte in beiden Händen und kämpfte mit dem Schlaf, während er langsam innerlich verblutete. Ein- oder zweimal fielen mir die Augen zu, und irgendwann nickte ich wirklich ein.

Ich schreckte hoch, als der sterbende Mann auf dem Bett unruhig wurde. Er drehte den Kopf hjn und her und murmelte stimmlos etwas vor sich hin. Die Strahlen der untergehenden Sonne fiel durch die halboffenen Fensterflügel und tauchten den Raum in rubinrotes Licht. Ich beugte mich zu ihm hinunter und lauschte, aber zuerst verstand ich nicht, was er zu sagen versuchte. Ich streichelte behutsam über seine Wange und das zerzauste, strohblonde Haar, das sich aus seinen langen Zöpfen gelöst hatte. Das beruhigte ihn zuerst, aber dann begann er wieder, rastlos zu flüstern, und diesmal legte ich mein Ohr dicht an seinen Mund. Jetzt hörte ich etwas.

„Moder...“ sagte er leise und erstickt. „Moder... Moder...“

Ich merkte zuerst nicht, das jemand hinter mir den Raum betreten hatte. Dann sah ich aus den Augenwinkeln einen bestickten Ärmel und weißes Haar und sprach, ohne mich umzudrehen.

„Er stirbt, Gandalf. Ich verstehe nicht genau, was er sagt. Könnt Ihr mir helfen?“

Der Zauberer trat näher und lauschte. Dann seufzte er.

„Er ruft nach seiner Mutter.“ sagte er. „Das tun viele, wenn sie sterben.“

„Ich weiß.“ Meine Stimme klang unnötig schroff in dem stillen Zimmer. „Er ist beileibe nicht der erste heute.“ Ich merkte, wie er mich ansah und schlug beschämt die Augen nieder. „Es tut mir leid, Herr. Es ist nur, dass ich...“

„Ich weiß.“ Er lächelte traurig. „Ihr seid beileibe nicht die einzige heute.“

„Ich wünschte, ich könnte ihm helfen.“ sagte ich. „Aber ich spreche seine Sprache nicht. Es tut mir so leid für ihn. Allein sterben zu müssen, ohne Beistand...“

„Er ist nicht allein.“ erwiderte Gandalf. „Ihr seid doch bei ihm.“

„Moder...“ Wieder kam die Stimme des sterbenden Kriegers. Er rang mühsam nach Atem, und wieder streichelte ich seine Wange.

„Sprecht mir nach.“ sagte Gandalf plötzlich. Er sagte ein paar Worte, harte, helle Silben, deren Klang gleichzeitig fremd und vertraut war. Ich wiederholte sie flüsternd, bis ich sicher war, dass ich sie richtig wiedergeben konnte. Dann beugte ich mich wieder über den Sterbenden.

„*Eagan ðine beluctu, sunu min, ond on sibbe sweftu...*“ flüsterte ich. Die Wirkung war erstaunlich. Der Mann lag still und legte den Kopf leicht zur Seite, als würde er eifrig einer vertrauten Stimme lauschen. Dann entspannte sich sein gequältes Gesicht zu einem erlösten Lächeln.

„Moder...“ murmelte er noch einmal; ich küsste ihn auf die Stirn und spürte seinen letzten, schweren Atemzug über mein Gesicht streichen. Ich richtete mich langsam auf und drehte mich zu Gandalf um, während ich die Hand des Toten immer noch in meiner hielt.

„Was habe ich zu ihm gesagt?“ fragte ich.

Gandalf senkte den Kopf. „Ihr habt in Rohirric zu ihm gesprochen, seine Muttersprache. Ihr habt gesagt: *Schließ die Augen, mein Sohn, und schlaf in Frieden.*“

Ich verließ das Zimmer ein paar Minuten nach Gandalf. Der tote Rohan-Krieger wurde hinausgetragen, und ich ging zu Faramir hinüber. Er lag völlig reglos und still, und als ich ihn betrachtete, hatte ich das Gefühl, dass auch seine Zeit ablief. Ioreth stand neben seinem Bett; ihr altes Gesicht war kummervoll und ängstlich.

„Herr Gandalf war eben hier. Ich habe zu ihm gesagt, ich wünschte, es gäbe noch einen König, denn alle Könige von Gondor haben heilende Hände... Und da hat er mich ganz scharf angeschaut und gemeint: *Die Menschen sollen sich an Eure Worte erinnern, Frau Ioreth*, und irgendwas über seltsame Gerüchte, von denen ich nichts weiß. Und dann war er weg.“

Natürlich. Gandalf wusste, dass Aragorn gekommen war.

„Ich gehe ihm entgegen.“ sagte ich kurz entschlossen. Plötzlich konnte ich die enge Begrenzung der Häuser nicht mehr ertragen. Ioreth versuchte nach einem Blick in mein Gesicht gar nicht erst, mir zu widersprechen.

„Nehmt Euch in acht.“ sagte sie nur. „Und verlasst die Stadt nicht. Das Schlachtfeld ist sicher immer noch gefährlich.“

Ich holte mir einen Mantel, packte hastig ein wenig Verbandszeug zusammen (möglicherweise konnte es jemand brauchen), und dann eilte ich durch die Gärten und, so schnell ich konnte, die Straße hinunter.

Zum ersten Mal seit zwei Tagen sah ich mehr von der Stadt als den sechsten Ring. Weiter oben waren Häuser und Gärten noch relativ unberührt, aber je weiter ich ging, desto schlimmer wurden die Verwüstungen. Der zweite Ring war in weiten Teilen ein Trümmerfeld, und das Bild, das sich ganz unten bot, dicht am Tor, war schrecklich. Überall lagen Leichen, Krieger von Gondor, Schwanenritter, Orks und Südländer in einem grausigen Durcheinander. Niemand hatte bis jetzt die Zeit gefunden, sie zu bergen und Ordnung zu schaffen; die Schlacht war gerade erst vorbei.

Ich bahnte mir einen Weg zwischen den Toten hindurch und durchschritt das Tor – oder das, was davon noch übrig war. Die Überreste der Torflügel hingen schief in die Angeln. Hier hatte sich der Hexenkönig mit schwarzer Zaubermacht Zutritt verschafft und war von Gandalf aufgehalten worden, gerade, als die Hörner von Rohan ertönten.

Vor mir war jetzt die Straße, die auf den Pelennor hinausführte. Man hatte sie halbwegs frei geräumt (vermutlich, um die Verwundeten besser transportieren zu können), aber überall jenseits, auf den Feldern und Wiesen, lagen die Opfer der Schlacht, und es waren Tausende, Freunde wie Feinde. Ein faulig-süßer Gestank stieg wie eine Wolke vom Boden auf und ich bereute bitter, dass ich mir kein Tuch mit Pfefferminz- oder Arnikaöl mitgebracht hatte, um es mir vor das Gesicht zu halten. Ich spähte durch die Dämmerung, die allmählich einsetzte, aber weder von Gandalf noch von Aragorn war irgendetwas zu sehen.

Besser, ich ging zurück. Es war alles andere als eine gute Idee, allein zwischen all den Leichen umherzuwandern. Ich wandte dem Pelennor den Rücken und betrachtete noch einmal das zerschmetterte Tor – Minas Tirith war wirklich nur um Haaresbreite der Vernichtung entgangen.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein schleifendes Geräusch, und dann ein Aufkeuchen. Bevor ich noch Zeit hatte, mich umzudrehen, traf etwas mit entsetzlicher Gewalt meinen linken Oberarm.

Der Schmerz war unerträglich. Ich schrie auf und ging in die Knie; dann sah ich, wie mir der zerwühlte Erdboden entgegen kam, und mir wurde schwarz vor Augen. Allerdings nur sekundenlang... und diese Tatsache rettete mir das Leben.

Ich stützte mich auf dem unverletzten Arm und stemmte mich hoch, Erde und Gras spuckend, und ich sah aus den Augenwinkeln das Aufblitzen der Messerklinge. Ich warf mich schwerfällig herum, ließ mich auf den Rücken fallen und das Messer fuhr neben meinem Kopf in den Boden. Jetzt erst sah ich, wer mich angegriffen hatte.

Es musste einer der Südlinge sein; für einen Ork war er zu groß und irgendwie zu ... *menschlich*. Ich hatte keine Ahnung, wo er so plötzlich herkam. Möglicherweise war er niedergeschlagen und schlichtweg übersehen worden. Ich hatte keine Zeit, mein Pech zu verfluchen. Mit einem angestregten Grunzen zog er das Messer wieder aus der Erde und stürzte sich mit seinem vollen Gewicht auf mich. Eine eisenharte Hand in einem metallbeschlagenen Handschuh presste sich gegen meinen Oberarm, genau dort, wo mich der Schlag getroffen hatte. Brennende Qual überspülte mich und ich spürte, wie die Welt erneut vor meinen Augen verschwamm.

Ich wusste, dass ich unter gar keinen Umständen wieder bewusstlos werden durfte, wenn ich überleben wollte. Dicht vor meinem Gesicht sah ich seinen stachelbewehrten Helm; mit einem verzweifelten Ruck befreite ich den gesunden Arm, bäumte mich auf und krallte die Finger in die schmalen Augenöffnungen. Sein Kopf zuckte reflexartig zurück und ich rang nach Atem und versuchte, mich unter ihm hervorzuwinden.

Er löste seinen Griff um meinen Arm, hielt mich aber weiterhin fest und ich sah, dass er auf mich herunterstarrte, auf meinen Körper und mein Gesicht. Offenbar merkte er erst jetzt, dass er keinen Mann vor sich hatte. Ein dumpfes Grollen kam unter dem Helm hervor, dann packte er plötzlich den Ausschnitt meiner Robe und riss das graue Gewand mitsamt dem Unterkleid bis fast zum Nabel hinunter auf. Ich wollte schreien, aber er presste mir den Mund zu und hielt mich am Boden, in dem er die Finger der anderen Hand mit brutaler Kraft in meine linke Brust grub.

Ich stöhnte vor Schmerz und starrte zu ihm hoch. Eine leise, seltsam sachliche Stimme in meinem Hinterkopf sprach zu mir. *Er wird dich nicht nur umbringen, er wird dich vorher wahrscheinlich auch noch vergewaltigen. Was machst du jetzt?* Mir wurde übel vor Entsetzen. Aber bevor die Panik mich gänzlich hilflos machen konnte, schoss mir ein Gedanke durch den Kopf, beinahe ebenso sachlich wie die Stimme. *Er brauchte zwei freie Hände dazu. Wo war das Messer?*

Er musste es fallen gelassen haben, und ich musste es finden. Plötzlich war ich klar und eiskalt. Ich ließ meinen Körper erschlaffen und den Kopf nach hinten sinken. Er war Rechtshänder, also musste das Messer irgendwo auf meiner linken Seite liegen, und mein linker Arm war unverletzt. Ich drehte die Hand und fing an, den Boden abzutasten, während mein Peiniger, ermutigt durch meine Passivität, seinen Griff von meiner Brust löste und mit der anderen Hand die Robe über meinen Beinen hochschob. Er richtete sich auf und zog sich mit einer schnellen Bewegung den Helm vom Kopf.

Ich sah in ein Gesicht mit oliv getönter Haut und dunklen Augen. Er trug einen sorgfältig getrimmten Bart und hatte langes schwarzes Haar, das ihm, zu vielen kleinen Zöpfen geflochten, über die Schultern fiel. Unter anderen Umständen hätte ich ihn wahrscheinlich nicht einmal abstoßend gefunden; jetzt aber verkörperte er alles, was ich je gehasst hatte. Er starrte mich an, und sein keuchender Atem beschleunigte sich noch mehr, während seine Finger grob meine nackte Haut befragten.

Ich schloss die Augen und betete, dass ich das Messer rechtzeitig fand, dann presste er plötzlich seinen Mund auf meinen und zwang meine Lippen auseinander. Ich bezähmte mühsam den Drang, mit aller Kraft auf seine Zunge zu beißen und hielt still. Er hob den Kopf und lachte heiser, seiner Beute sicher. Dann, die Rechte nur noch locker auf meiner Brust liegend, begann er die Verschnürungen seiner Hose zu lösen.

Ich schob mich leicht nach links und streckte die Hand so weit aus, wie es irgend ging, und in diesem Moment fanden meine Finger den Griff des Messers und schlossen sich darum. Ich stieß unwillkürlich einen kleinen Laut des Triumphes aus, aber er war abgelenkt und achtete nicht darauf. Er schob meine Beine weiter auseinander. *Warte... warte...* Er spannte sich an, um seine Eroberung zu vollenden, den Kopf zurückgeworfen. *Jetzt.*

Mein Arm schwang herum, das Messer senkrecht nach oben gerichtet. Sein Hals über dem Harnisch war ungeschützt und die rasiermesserscharfe Klinge fuhr glatt durch Haut, Fleisch und Knorpel und schnitt ihm die Kehle durch.

Er erstarrte, dann zuckten seine Hände nach oben und tastete krampfhaft nach der klaffenden Wunde. Sein Körper sackte schwer auf meinen und presste mich fest gegen den Boden. Er rang gurgelnd nach Luft, und ich spürte einen Nebel aus feinen Blutstropfen, die bei jedem mühseligen Atemzug über meine bloße Haut sprühten. Endlich lag er still.

Ich ließ mit einem würgenden Schrei das Messer fallen und wälzte ihn mit einer letzten, verzweifelten Kraftanstrengung von mir herunter. Dann stützte ich mich wieder auf den unverletzten Arm und kroch ein, zwei Meter weit von ihm weg, bevor ich mich fallen ließ, die Augen geschlossen, am ganzen Körper zitternd, die zerfetzten Reste meiner Kutte getränkt mit dem Blut des Mannes, den ich gerade getötet hatte.

9. *Mein Herz in deinen Händen*

Ich lag minutenlang auf der Erde, bevor ich imstande war, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Irgendwie gelang es mir, mich aufzusetzen, und ich tastete nach der Verletzung auf meinem Oberarm. Es war eine offene Wunde; plötzlich berührten meine Fingerspitzen etwas Hartes, Spitzes: Mir wurde übel vor Schmerz und ich hörte mich selbst wie von sehr weit weg aufschreien. Die Welt um mich her wurde erst dunkelgrau, dann schwarz und eine Weile wusste ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücken. An einem blassen Abendhimmel kamen die ersten Sterne heraus. Die sachliche Stimme, die mir heute schon einmal das Leben gerettet hatte, meldete sich wieder, sanft und drängend. *Steh auf.* sagte sie. *Du musst in die Häuser der Heilung, und zwar schnell.*

Mein erschöpftes Hirn produzierte Bilder von mir selbst, wie ich mich über fünf Kreise hinweg die Serpentinstraße von Minas Tirith hinaufquälte... mein Arm aufgerissen, den Körper von eigenem Blut überströmt und von ... *seinem*, die Kutte in Fetzen. Das würde ich nie schaffen. *Nie im Leben.*

Die Stimme war hartnäckig. *Und ob du das schaffst. Steh auf, und zwar sofort.*

Es war ein unglaublich mühsames Unterfangen, aber irgendwann stand ich tatsächlich auf den Beinen; sie zitterten erbärmlich, aber sie trugen mich. Es gelang mir, den zerknitterten, feuchten Mantel mit einer Hand notdürftig um mich zusammenzuziehen und ein paar Haken zu schließen; ich wandte mich dem zerstörten Tor zu und ging sehr langsam darauf zu, wankend und unsicher.

„*Hilf mir...*“ hörte ich mich selbst flüstern, und ich erkannte meine Stimme kaum wieder. „*Hilf mir... ich kann nicht... hilf mir...*“

Und dann hörte ich den Klang von Pferdehufen, gedämpft auf dem weichen Boden. Ich drehte mich herum und blinzelte.

Ein einzelner Reiter kam auf mich zu, eine kleine Fackel in der Hand. Ich wartete stumm, und als er ganz nahe war, erkannte ich sein Gesicht. Ich öffnete den Mund, um seinen Namen zu sagen, aber kein Laut kam heraus. Trotzdem wandte er den Kopf, als hätte er mich gehört, und dann trafen sich unsere Augen.

„*Damrod!*“ sagte ich heiser. Und so unglaublich es klingt, in diesem Moment spürte ich, wie sich mein Gesicht in einem breiten Lächeln entspannte. Und Damrod lächelte überrascht zurück, und dann war sein Pferd neben mir.

„Noerwen, was tut Ihr hier? Das ist kein Ort für Euch. Kommt, steigt auf, ich bringe Euch zu den Häusern der Heilung.“ Er streckte mir die Hand entgegen, aber ich rührte mich nicht. Die seltsame, kurze Erheiterung war dahin; ich war mir meines Elends und meiner Nacktheit unter dem notdürftigen Schutz des Mantels nur allzu deutlich bewusst. Ich sah, wie seine Augen sich verengten und sein Lächeln verblasste.

„Was ist?“

„Ich kann nicht so leicht aufsteigen.“ sagte ich. „Ich fürchte, ich bin verletzt, Damrod.“

„Verletzt?“ Seine Stimme bekam einen scharfen, besorgten Klang. „Was...“

„Mein Arm.“ Ich nestelte ihn mit der gesunden Hand aus den Mantelfalten heraus. „Er ist gebrochen.“

Er war in Blitzgeschwindigkeit aus dem Sattel, steckte die Fackel in den Boden und half mir beim Hinsetzen. Er nahm den Arm sehr behutsam in beide Hände und drehte ihn sachte hin und her; trotzdem traten mir vor Schmerz die Tränen in die Augen.

„Das sieht übel aus.“ sagte er ruhig, und ich war ihm dankbar für seinen sachlichen Ton. „Wie ist das passiert?“

„Ich... ich bin hier nur kurz heruntergekommen und war eigentlich schon wieder auf dem Heimweg. Und dann wurde ich von hinten niedergeschlagen. Der... der Mann wollte mich erstechen, und er... wir... es gab ein ziemlich wildes Gerangel. Ich bekam den Dolch zu fassen und ich habe... ich habe ihn getötet.“

„Wo?“

„Da drüben.“ Ich deutete in die ungefähre Richtung. „Nicht weit, vielleicht ein paar Meter.“

Er warf mir einen scharfen Blick zu, dann legte er mir kurz die Hand auf die Schulter, zog die Fackel aus der Erde und ging ein paar Schritte in die Dunkelheit. Ich sah, wie er sich hinunterbeugte und etwas untersuchte, dann drehte er sich um und kam zurück. Sein Gesicht war hart.

„Ein Südling, mit Bart und Zöpfen? Und Ihr habt ihm die Kehle durchgeschnitten?“

Ich nickte; die Erinnerung würgte mich in der Kehle. *Grobe Hände auf meiner Haut und Blut, das mich wie ein entsetzlicher Regen übersprühete, während er starb.*

„Ich kann Euch in den Sattel heben und das Pferd führen.“ schlug er zögernd vor und für einen Sekundenbruchteil sah ich, dass er meinem Blick auswich. *Es war natürlich offensichtlich... meine zerrissene Robe und der Zustand, in der sich die Kleidung des Südlings befand.* Brennende Scham stieg in mir hoch, und allein die Tatsache, dass ich mich dessen schämte, was mir beinahe angetan worden war, machte mich plötzlich unglaublich wütend. Ich hob das Kinn und starrte ihn an, die Hand des unverletzten Armes zur Faust geballt.

„Nein, er hat mich *nicht* vergewaltigt.“ Die Worte stauten sich in meinem Mund, bitter wie Galle, und ich spie sie aus. „Das ist es doch, was Ihr euch fragt, nicht wahr? *Nicht wahr?* Natürlich hat er das vorgehabt... er hat mir die Kleider vom Leib gerissen, er lag auf mir und es fehlte wirklich nicht mehr viel, aber zum Glück vergaß er sein Messer, und ich hatte es in der Hand, bevor er sich

wieder daran erinnern konnte. Und ich habe es benutzt... und *Ilúvatar* helfe mir, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie zuvor einen Menschen getötet.“

Ich schluckte hart.

„Und jetzt werde ich sein Bild jede Nacht vor mir haben, wenn ich die Augen schließe, und der bloße Gedanken daran macht mich krank.“ Die Stimme versagte mir und nun war ich es, die den Blick abwandte.

„Noerwen, es tut mir so leid.“ Damrod sprach sehr leise. „Ich würde Euch vor mich in den Sattel nehmen, damit ich Euch stützen kann... aber vielleicht möchtet Ihr nicht, dass Euch ausgerechnet jetzt ein Mann berührt. Deshalb habe ich gedacht, dass Ihr vielleicht lieber allein...“

Ich starrte ihn an; seine Augen waren voller Schmerz und Mitgefühl. Ich spürte, es fehlte nicht mehr viel, dass ich in Tränen ausbrach, aber ich drängte das Schluchzen mit aller Gewalt zurück. Ich verzog das Gesicht zu einem Lächeln, das zittrig und schief ausfiel.

„Ich wäre nur zu froh, wenn Ihr Euch als Stütze anbieten würdet.“ sagte ich; meine Stimme klang eigenartig hoch und dünn. „Denn die kann ich im Augenblick wahrhaftig gebrauchen.“

Dann war er bei mir, und er hob mich mühelos hoch, setzte mich sanft in den Sattel und schwang sich vorsichtig hinter mich auf's Pferd. Das Tier fiel in einen langsamen Schritt. Er lenkte es durch die Überreste des großen Tores und bald hatten wir die meisten Leichen hinter uns gelassen. Der faulige Gestank ließ ein wenig nach, aber ich roch noch immer Blut, Rauch und einen bitteren Nachgeschmack nach Tod an seinem zerschrammten Harnisch, und auch an meinem eigenen Körper.

Der Geruch des Krieges.

Jetzt, da ich auf so unerwartete Weise zur Ruhe kam, spürte ich den Schmerz im Arm, dumpf und pochend, so lange ich ihn nicht bewegte. Aber auch die linke Brust tat weh, und zwar sehr. Vor meinem inneren Auge zuckte ein Bild auf: *ein Gesicht mit gierigen Augen, das sich über mich beugte, während sich eine lieblose Hand mit aller Kraft in das empfindliche Fleisch grub.* Ich tastete nach dem Arm, der locker um meine Mitte lag und fand eine andere Hand. Sie drehte sich und umschloss meine eisigen Finger warm und tröstend, und das Bild verblasste.

Als wir die Häuser der Heilung erreichten, war ich in einen Zustand der halben Betäubung gesunken. Nur ganz am Rande nahm ich wahr, dass dicht neben mir Stimmen laut wurden, erschrockene und besorgte Stimmen. Ich wurde vom Pferderücken gehoben und durch die abendstillen Kräutergärten getragen, und endlich fand ich mich auf einem Bett in einem der Behandlungszimmer wieder, als der Schmerz jäh zurückkam und meinen ganzen Körper durchzuckte. Ich wimmerte und riss die Augen auf. Überall brannten Kerzen; Oroher beugte sich über mich, sehr blass und mit gerunzelter Stirn, und direkt neben mir stand Ioreth und säuberte mit zusammengepressten Lippen den offenen Bruch an meinem Oberarm.

Der Vorsteher sah, dass ich bei Bewusstsein war und strich mir behutsam das feuchte, verwirrte Haar aus dem Gesicht.

„Ach Kind, dass Euch das zustoßen musste...“ sagte er leise und bekümmert. „Wärt Ihr doch nur hier oben geblieben!“

„Das war mein Fehler.“ sagte Ioreth, ungewohnt knapp. „ich hätte sie aufhalten müssen.“ Dann schwieg die alte Frau; ich spürte, wie sie ein sauberes Tuch über die Wunde legte. Sie ging zu einem kleinen Tisch hinüber und kam mit einem Tonbecher zurück. Sie schob einen stützenden Arm unter meinen Nacken; ich hob mühsam den Kopf und trank aus dem Becher, den sie mir an die Lippen hielt. Es war ein süßlicher, stark eingedickter Sirup, der durchdringend nach Mohn roch.

„Zur Betäubung.“ erklärte sie, den Blick gesenkt. „Wir müssen den Bruch noch richten, und das wird wehtun.“

„Macht Ihr Euch Vorwürfe?“ fragte ich. Der Sirup hatte ein taubes Gefühl auf meiner Zunge hinterlassen und meine Stimme klang mir heiser und undeutlich in den Ohren. „Das solltet Ihr nicht. Ihr hättet mich festbinden müssen, um mich aufzuhalten, Frau Ioreth.“

Ein kleines Lächeln geisterte um ihre Mundwinkel. „Wahrscheinlich.“ gab sie zu.

Die beiden warteten noch ein paar Minuten, um sicherzugehen, dass der Mohnsaft wirkte. Ich spürte, wie die Droge zunehmend meine Sinne verwirrte, aber ich merkte doch noch, dass Oroher kurz hinausging. Ioreth schlug die Decke über meinem Oberkörper zurück und nahm einen flachen Tiegel von dem kleinen Tisch neben dem Bett. Dann begann sie vorsichtig, eine süß duftende Salbe auf die verletzte Brust zu tupfen. Sie warf mir einen kurzen Blick zu und sah, dass ich sie schläfrig beobachtete.

„Nicht so schlimm, Kleines.“ sagte sie aufmunternd und lächelte mir zu. „Nur ein paar Kratzer und blaue Flecken, Ihr seid bald so gut wie neu.“ Das Lächeln erreichte ihre Augen nicht, und wieder waren ihre Lippen schmal. „Ich wünschte, ich hätte Euch nicht gehen lassen, es tut mir so furchtbar leid...“

Ich wollte sie wieder beruhigen, aber die Betäubung hüllte mich ein wie ein dichter, weißer Nebel, und die Worte entglitten mir, schlüpfrig wie die Salbe, deren würziger Geruch mir in die Nase stieg. Dann kam Oroher zurück, und die beiden richteten den offenen Bruch und legten einen festen Verband an, was ich dankenswerterweise kaum mehr mitbekam, und dann versank ich in einem watteweichen Nichts und die Welt wurde still.

Er war hinter mir her. Meine Füße steckten im Boden fest wie in einem zähen Sumpf, und ich wusste, er würde mich gleich eingeholt haben. Und diesmal würde er das Messer an meine Kehle drücken und es nicht fallen lassen, diesmal würde er sein Ziel erreichen, und diesmal würde er mich töten anstatt andersherum. Und dann krallte sich eine erbarmungslose Hand in meine Schulter...

... und ich schoss im Bett hoch, keuchend und schweißüberströmt. Mein linker Arm schmerzte höllisch, und ich hörte meinen Atem, der wie ein würgendes Schluchzen klang.

„Kindchen?“

Ich sah mich verwirrt um und entdeckte Ioreth, die auf einer schmalen Liege neben meinem Bett lag; während der Schlacht hatten wir Dutzende davon zusätzlich in den Zimmern aufgestellt, damit wir uns ausruhen konnten, während wir die Patienten überwachten. Ioreth wandte sich zum Tisch, auf dem Kerzen in einem silbernen, sechsarmigen Leuchter brannten und nahm ein Tuch, das dort lag, dann tupfte sie mir sachte das Gesicht ab. Die Betäubung durch den Mohnsaft hatte nachgelassen, die Milderung der Schmerzen leider auch.

„Was tut Ihr denn hier?“ fragte ich müde.

„Auf Euch Acht geben, Kindchen.“ sagte sie. „Und von Zeit zu Zeit gehe ich hinaus und sage diesem ängstlichen Krieger vor der Tür, dass Ihr noch lebt.“

„Diesem ängstlichen... ist Damrod noch *hier*? Warum...“

„Er hat sich geweigert, zu gehen.“ In die müden Augen trat ein wissendes Lächeln. „Ich vermute, er würde am liebsten mit gezogenem Schwert vor Eurem Bett schlafen, damit Euch nur ja nichts zustößt. Wenn ich jemals einen betörten Mann gesehen habe...“

Ich rutschte unbehaglich auf dem zerknitterten Leinenlaken hin und her. „*Nicht doch*, bitte. Darf ich... darf ich ihn sehen? Vielleicht kann ich ihn ja dazu überreden, dass er in die Wachquartiere zurückgeht.“

Ioreth beäugte mich zweifelnd.

„Ich bin nicht sicher, ob sich das schickt, Kind...“

„Ioreth.“ Ich seufzte und biss die Zähne zusammen, als der gebrochene Arm gegen mein ungeduldiges Achselzucken protestierte. „Was erwartet Ihr denn bitte von einem Mann, der meine Unschuld mit der nackten Klinge verteidigen würde, wie Ihr sagt? Dass er Euch mit dem Schwertknauf eins überzieht und sich dann auf mich stürzt?“

Sie kicherte widerwillig. „Also gut, ich hole ihn.“

Ich ließ mich erleichtert in das Kissen zurücksinken und schloss die Augen. Ich dachte daran, wie Damrod mich den langen Weg die Straße hinauf vor sich im Sattel gehalten hatte, meinen Körper behutsam an seine Brust gedrückt. Ich hatte nach seiner Hand getastet, und er hatte sie festgehalten und erst wieder losgelassen, als er mich in die Obhut der Heiler übergab.

Und er war immer noch da.

Die Tür ging leise, und ich öffnete die Augen. Damrod kam herein, gefolgt von Ioreth. Er hatte sich offenbar gewaschen und umgezogen. Sein Haar war gekämmt; er trug ein sauberes, dunkelgrünes Wams und darunter ein weißes Hemd mit weiten, locker fallenden Ärmeln, schwarze Beinkleider aus einem Material, das wie schwarzes Wildleder aussah und weiche Stiefel. Ich sah ihn an und lächelte.

„Was macht Ihr denn hier?“ fragte ich. „Glaubt mir, ich bin in Sicherheit. Und Ihr müsst schlafen, Ihr habt eine Schlacht hinter Euch...“ *und eine vor Euch*. Der Gedanke kam ungebeten und ich drängte ihn brüsk beiseite. „Habt Ihr etwas gegessen?“

„Diese hochherzige Dame hier...“ er machte eine fast höfische Geste in Ioreths Richtung, was sie sichtlich genoss, „... hat für mein körperliches Wohl gesorgt. Es geht mir sehr gut. Aber wie fühlt Ihr euch, Noerwen?“

„Mittelprächtigt.“ entgegnete ich trocken. „Und ich habe wahrhaftig schon besser geträumt, muss ich sagen.“

Damrod öffnete den Mund, um zu antworten, als Ioreth plötzlich vernehmlich gähnte. Sie schlug erschrocken eine Hand vor den Mund; ich konnte sehen, wie erschöpft sie war. Kein Wunder - sie hatte in den letzten zwei Tagen noch weniger Schlaf gehabt als ich.

Damrod dachte offenbar in die selbe Richtung. „Vielleicht möchtet Ihr Euch zur Ruhe begeben, Frau Ioreth?“ fragte er. „Ich könnte hierbleiben, wenn Noerwen nichts dagegen einzuwenden hat - und wenn es die Regeln der Häuser nicht verletzt.“

Erstaunlicherweise hatte Ioreth nichts mehr über Schicklichkeit oder Anstand zu sagen, und fünf Minuten später waren wir tatsächlich allein im Zimmer. Ich betrachtete Damrod, der sich auf einem Stuhl am Tisch niederließ. Das Licht der Kerzen ließ sanfte Reflexe in den weichen, dunklen Wellen seines Haares aufschimmern, und goldene Pünktchen glitzerten in den tiefgrauen Augen. Er hob den Kopf und erwiderte meinen Blick, und wieder musste ich lächeln.

„Wie habt Ihr das angestellt?“ fragte ich. „Ich habe Ioreth gebeten, Euch hereinzuholen, damit ich Euch in Euer Quartier schicken kann, und jetzt bleibt Ihr statt dessen hier. Und um ehrlich zu sein, ich bin sehr froh, dass Ihr da seid. Kommt... bleibt nicht auf diesem Stuhl sitzen, nehmt die Liege. Dann könnt Ihr wenigstens ein bisschen schlafen.“

Er zögerte, aber nur kurz. Dann blies er die Kerzen aus und kam auf das Bett zu. Ich hörte, wie die Lederriemen der Liege leise knarrten, als er sich neben mir ausstreckte.

„Gute Nacht, Noewen.“ kam seine Stimme aus der Dunkelheit. „Und fürchtet Euch nicht - wer Euch verletzen will, muss erst an mir vorbei.“

„Ich weiß.“ sagte ich leise. *Und ich wusste es wirklich*. Ohne nachzudenken, streckte ich meine gesunde Hand aus und fand, vielleicht aus Zufall, auf Anhieb die seine. Sie war ebenso warm und tröstlich wie beim ersten Mal, und ich umschloss sie voller Erleichterung und erfüllt von einem Gefühl des Friedens. Dann schlief ich ein.

Als ich wieder erwachte, drang das erste, graue Licht des Tages durch das Spitzbogenfenster herein. *Tageslicht*... wenigstens was das anging, war die Macht des Dunklen Herrschers gebrochen. Ich drehte mich vorsichtig auf die Seite und betrachtete den Mann, der friedlich schlummernd neben mir lag.

Die ruhige Nacht hatte die angestregten Linien in seinem Gesicht geglättet. Es war nicht nur ein angenehmes, gut geschnittenes Gesicht... es hatte seine eigene Schönheit, die nicht nur mit dem regelmäßigen Knochenbau, den elegant geschwungenen Brauen und der Form und Farbe seiner Augen zu tun hatte. Und während ich ihn anschaute, wurde mir klar, wie sehr mich dieses Gesicht anzog.

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, und entgegen den Gepflogenheiten in der Welt, in der ich bis vor kurzer Zeit noch gelebt hatte, waren Männer in meinem Leben selten gewesen. Die flüchtigen Begegnungen, die stattgefunden hatten, waren nie über ein paar Küsse und ein- oder zweimal über ein paar oberflächliche Zärtlichkeiten hinaus gegangen. Die schwierige Beziehung zu meinem Vater hatte mich schmerzhaft Wahrheiten gelehrt; *Menschen, die einem nahe waren, konnten einen bitter verletzen und völlig unerwartet im Stich lassen.* Daher hatte ich kaum Freundschaften geschlossen und Annäherungsversuche jahrelang konsequent abgewehrt. Das hatte mir Sicherheit gegeben... aber ich war dadurch auch sehr allein geliebt.

Und jetzt war ich hier, umgeben von Menschen aus einer völlig anderen, schockierend fremden Welt – aber ich fühlte mich auf sicherem Boden. Zum ersten Mal begriff ich, wie erstaunlich das war. Wo ich in einer anderen Welt argwöhnisch Abstand gehalten hatte, schloss ich in Mitteleuropa mühelos Freundschaften. Ich hatte nie wirklich Ärztin sein wollen... aber in Minas Tirith kam alles, was ich während des widerwilligen Medizinstudiums gelernt hatte, zu mir zurück, als hätte es in einem geheimen Winkel meines Verstandes nur darauf gewartet, endlich zum Wohle anderer eingesetzt zu werden.

Und hier war nun dieser Mann... vielleicht das Überraschendste von allen. Ein sanftmütiger, liebevoller Freund und ein Krieger zugleich – die Tatsache, dass seine Ankündigung, mich nötigenfalls mit Leib und Leben zu verteidigen, kein leeres Versprechen war, raubte mir buchstäblich den Atem. Mir war schleierhaft, womit ich mir eine derart selbstlose Ergebenheit verdient hatte.

„*Damrod...*“ flüsterte ich. Er seufzte und regte sich, dann öffnete er die Augen. Er sah, dass ich halb über ihn gebeugt lag und blieb still liegen. Sein Blick war in Sekundenschnelle hellwach, sein Gesicht aber ruhig und nachdenklich; ich spürte seinen Atem auf meiner Wange. Dann hob er langsam eine Hand und legte sie sanft auf meinen Hinterkopf. Ich gab der Berührung nach und sah mein Bild dicht vor mir in den tiefgrauen Augen gespiegelt.

Dann küsste ich ihn.

Er schmeckte nach Holzfeuer und nach Schlaf; ich spürte, wie seine Lippen sich unter meinen in einem erstaunten Lächeln entspannten. Er machte keinen Versuch, sich mir zu entziehen, umarmte mich aber auch nicht. Ich begriff, dass er vermeiden wollte, mir wehzutun, und diese Erkenntnis entzündete ein warm glühendes Feuer in meinem Herzen und in meinem Körper. Ich hatte keine Hand frei, um ihn so zu berühren, wie ich es mir in diesem Moment wünschte, aber ich konnte ihm auch auf andere Weise zeigen, wie viel mir an ihm lag.

Ich verstärkte den Druck meines Mundes, dann wich ich wieder ein wenig zurück. Ich fühlte, wie seine Hand meinen Rücken hinunter glitt und etwas in meinem Inneren übernahm ohne zu zögern die Regie. Ich suchte erneut seine Lippen, überrascht von dem plötzlichen Hunger, der mir alle Scheu nahm. Sein Mund öffnete sich unter meinem und für einen schwindelerregend köstlichen Augenblick berührten sich unsere Zungen. Ich hörte, wie er leise aufseufzte, dann vergrub er die freie Hand in meinem Haar, das sein Gesicht wie ein Vorhang einhüllte. Ich hob den Kopf und holte tief Atem, dann küsste ich ihn wieder, und dieser Kuss war tief und verlangend, und ein erstickter Laut des Entzückens kam aus meiner eigenen Kehle und jagte mir einen warmen, prickelnden Schauer über den Rücken. Seine Hand lag auf meiner Schulter und streichelte sie sanft; dann glitten die Finger tiefer. Das Leinentuch und die Woldecken waren längst heruntergerutscht; ich trug nur noch ein ärmelloses Hemd mit weitem Ausschnitt, und mitten im Kuss spürte ich, wie seine Hand unter den Stoff schlüpfte und sich um meine rechte Brust legte. Dann wanderte sie zärtlich suchend hinüber zur anderen Seite und ---

„Ah - *nicht!*“

Ich zuckte heftig zurück und fiel dank der ruckartigen Bewegung fast aus dem Bett. Ich unterdrückte mit aller Macht einen Schmerzensschrei und es dauerte ein paar Augenblicke, bis ich mich zusammengenommen hatte. Vorsichtig schaute ich zu Damrod hinüber. Der Anblick war ernüchternd; er saß auf der Liege, war sehr blass und hielt die Augen gesenkt.

„*Damrod...*“ begann ich.

Er blickte auf und ich sah, dass ihm jetzt die Röte in das Gesicht stieg.

„Es tut mir leid, Noerwen.“ sagte er, und seine Stimme klang erbittert. „Was für ein unglaublicher Flegel ich bin! Euch so zu berühren, als wäret Ihr die Meine... nach dem, was Euch zugestoßen ist! Das war unverzeihlich.“

Er stand auf.

„Das Beste wird sein, ich gehe sofort.“ sagte er und wandte den Blick wieder ab. „Verzeiht mir, wenn Ihr könnt... ich werde Euch nicht mehr zu nahe treten.“

Plötzlich begriff ich. *Natürlich... das konnte er nicht wissen.*

„Halt, Damrod!“ Er blieb stehen, die Hand schon am Türknauf. „Du hast nichts Unverzeihliches getan. Darf ich dich daran erinnern, wer dich zuerst geküsst hat? Du bist zärtlich und wunderbar, und ich bin dir nicht böse. Natürlich bin ich nicht böse!“

Er drehte sich um und sah mich an, unsicher und zweifelnd. Ich betrachtete ihn, und ein Teil von mir lauschte ungläubig dem Nachklang meiner Worte. War ich dabei, ihm allen Ernstes eine Liebeserklärung zu machen? Natürlich war ich das... denn wahrhaftig, ich *liebte* ihn. Ganz einfach – *ich liebte ihn*. Nie im Leben war mir etwas so vollkommen klar gewesen.

„Ich bin zurückgezuckt, weil meine linke Brust verletzt ist! Dieses... dieses *Vieh* hat sich darauf abgestützt, und jetzt ist alles grün und blau und voller Kratzer. Wenn diese Verletzungen nicht wären, meinst du, ich hätte dich losgelassen?“

Ein winziges Licht leuchtete in seinen Augen auf, aber ich sprach weiter, die Hände im Schoß gefaltet, wie ein Schulmädchen bei dem sorgsam einstudierten Vortrag einer Ballade.

„Bevor du gekommen bist, habe ich von diesem Mann geträumt. Er hat mich gejagt wie eine hilflose Beute, und am Ende des Traumes hat er mich gepackt, und ich wusste, diesmal werde ich nicht mehr entkommen. Und wenn du jetzt gehst, wird mich dieser Traum jede Nacht verfolgen, und davor fürchte ich mich.“

Sein Bild verschwamm hinter einem plötzlichen Tränenschleier.

„Ich will nicht, dass du dich zurückziehst, Damrod.“ sagte ich leise. „ich will, dass du mich wieder so berührst, als wäre ich die Deine... denn das bin ich, wenn du mich möchtest. *Das bin ich.*“

Ich schloss die Augen. Damrod schwieg, und für einen Moment packte mich die entsetzliche Angst, dass ich mich zu weit vorgewagt hatte... dass ich seine Annäherung missverstanden hatte, dass sie nichts weiter war als die flüchtige Lust eines Kriegers, der allzu lang keine Frau mehr gehabt hatte. *Dass ich wieder einmal zurückgewiesen wurde wie ein unpassendes, unerwünschtes Geschenk.*

Doch dann war er mit zwei großen Schritten bei mir, er saß er auf der Bettkante und ich spürte seine Arme um mich.

„Noerwen.“ sagte er. „*Noerwen!*“ Seine Stimme war atemlos und staunend und er streichelte mein Haar und meine Wangen und küsste mir die Tränen vom Gesicht.

Als Ioreth eine Viertelstunde später kam, um nach mir zu schauen, lag ich züchtig zugedeckt in meinem Bett, und Damrod saß am Tisch. Sie ließ ihren Blick von ihm zu mir wandern. Was immer sie dachte, sie behielt es für sich, und das rechnete ich ihr hoch an. Damrod verabschiedete sich von uns beiden mit einer formvollendeten Verbeugung, schenkte mir ein heimliches Lächeln, das sie nicht sehen konnte, und ging hinaus.

Ich bekam mein Frühstück auf einem Tablett serviert und aß etwas, aber nicht viel; zum einen raubten mir die Nachwirkungen des Mohnsaftes den Appetit, zum anderen ging mir die Szene von vorhin im Kopf herum.

Was hatte ich da getan?

Er war ein wunderbarer Mann, gar keine Frage. Er liebte mich... noch nie war ich mir einer Sache so sicher gewesen. *Und ich liebte ihn*. Beim Gedanken an sein Gesicht, seine Augen und an die

Berührung seiner Hände erfasste mich ein sanfter Schwindel, und das Blut schien in meinen Adern zu singen. Ich war von Wärme erfüllt und musste lächeln.

Trotzdem – was hatte ich da getan?

Was, wenn ich von einem Moment ebenso plötzlich verschwand, wie ich aufgetaucht war? Wenn ich dem Kuss noch mehr folgen ließ und er blieb am Ende mit leeren Händen zurück? Außerdem... eine letzte Schlacht lag noch vor ihm. Ich hatte keinen Zweifel, dass er kämpfen würde. Damrod war kein Mann, der die Gefahr mied, vor allem dann, wenn er den Kampf als seine Pflicht ansah. Es mochte wohl geschehen, dass er fiel.

Als ich mit meinen Gedanken an diesem Punkt war, kam glücklicherweise Ioreth herein, um das Frühstückstablett wieder abzuholen.

„Wann darf ich wieder hinaus?“ fragte ich.

Sie warf mir einen ungläubigen Blick zu.

„Hinaus?“ fragte sie. „Wo wollt Ihr denn hin, Liebchen? Einen Spaziergang machen? Das Schlachtfeld säubern?“

„Ich möchte einfach an die frische Luft,“ Meine Stimme klang quengelig; ich biss mir auf die Lippen und bemühte mich um einen freundlichen, gelassenen Tonfall. „Ich habe seit fast einer Woche keine Sonne mehr gesehen. Meint Ihr nicht, dass ich wenigstens in den Garten gehen könnte?“

„Ich bin nicht sicher, ob Ihr *überhaupt* gehen könnt, Liebchen.“

„Aber wieso denn? Meinen Beinen fehlt doch nichts!“

Es klopfte, und Ioreth seufzte erleichtert. „Kommt herein!“

Die Tür öffnete sich einen Spalt und Mardils zerzauster grauer Haarschopf kam zum Vorschein; er spähte vorsichtig ins Zimmer, und als er Ioreth entdeckte, wurde der Ausdruck auf seinem freundlichen, alten Gesicht *wachsam* – um es milde auszudrücken.

„Mardil!“ rief ich, aufrichtig erfreut.

„Na?“ Ioreth beäugte den alten Kräutermeister spöttisch. „Weißt du nicht mehr, wo du das Johanniskraut gelassen hast und bist du gekommen, um den einzigen Menschen in ganz Minas Tirith zu fragen, die sich in deinem Durcheinander auskennt?“

Mardil kam herein und schloss die Tür hinter sich.

„Es gibt kein Durcheinander mehr, meine liebe Ioreth.“ bemerkte er sanft. „Und das habe ich Noerwen zu verdanken. Wie geht es Euch, mein liebes Kind?“

„So lange ich den Arm stillhalte, ganz gut.“ sagte ich und lächelte ihm zu. „Aber ich würde mich über eine Tasse Pfefferminztee aus Euren Vorräten freuen.“

„Das erledige besser ich.“ sagte Ioreth resolut. „Sonst trägt Mardil die Pfefferminze in die Küche, und wenn er dort ist, weiß er nicht mehr, was er eigentlich damit wollte.“

Sie wirbelte hinaus und die Tür knallte hinter ihr zu. Ich starrte verdutzt hinter ihr her.

„Was war *das* denn?“

„Nichts Ungewöhnliches, mein Kind.“ Mardil zog sich den Stuhl neben das Bett und ließ sich darauf nieder. „Ich kenne Ioreth schon seit über 40 Jahren. Wir haben mehr oder weniger gleichzeitig angefangen, hier zu dienen. Damals war sie...“ Er blinzelte einen Moment abwesend ins Leere. „... nun, sie war eine hübsche, muntere junge Frau, und geredet hat sie schon genauso viel wie heute... nun ja, vielleicht ein *bisschen* weniger.“ Er warf mir aus den Augenwinkeln einen ironischen Blick zu. „Ich mochte sie sehr, aber ich war auch damals schon ein ziemlicher Eigenbrötler. Und ein wenig vergesslich, fürchte ich. Dummerweise habe ich sie ein paar Mal versetzt, als wir eigentlich etwas zusammen unternehmen wollten. Nun, vermutlich war sie ohnehin nicht so besonders interessiert...“

Ich starrte ihn an und tat mein Bestes, um diese erstaunliche Information zu verdauen.

„Aber *Ihr* wart interessiert, nicht wahr, Mardil?“ sagte ich endlich.

„Gewissermaßen.“ Ein sanftes, erinnerungsseliges Lächeln blitzte kurz in den blauen Augen auf. „Sie war wirklich reizend, wie ein munterer, kleiner Vogel... Aber sie hat sich vielleicht nicht gerade einen zerstreuten Träumer gewünscht, der sich mit alten Sprüchen und Kräuterrezepturen besser auskannte als mit den Wünschen und Sehnsüchten von Frauen. Und so ging sie dann eines Tages fort und heiratete einen braven Mann, und sie waren glücklich zusammen. Als er vor ein paar Jahren starb, kam sie wieder zurück zu uns und stellte fest, das ich mich nicht geändert hatte. Und seitdem bin ich von Zeit zu Zeit die Zielscheibe ihrer ... eh... Scherze.“

Er stand auf und schaute auf mich herunter.

„Ich muss wieder hinunter. Ich habe ein paar neue Mischungen gegen Wundfieber und Schmerzen hergestellt... sie sind sogar schon abgefüllt. Ich muss die Gläser nur noch beschriften.“ Er lächelte.

„Ich wünschte, ich könnte Euch helfen.“ sagte ich betrübt.

„Aber das habt *Ihr* doch schon.“ Er tätschelte meine Schulter, dann ging er hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Ich trank den Tee, den mir Ioreth ein paar Minuten später brachte (und der sehr gut war) und verschief mehr oder weniger den ganzen Rest des 16. März, während die Heerführer in der Veste darüber berieten, was jetzt zu tun sei. Am Abend erwachte ich, als ein prächtiger Sonnenuntergang die Wände meines Zimmers vergoldete, bekam eine kleine Mahlzeit serviert und schlief fast sofort wieder ein.

Damrod war den ganzen Tag über nicht ein einziges Mal aufgetaucht; ich vermisste ihn, nahm ihm aber nicht übel, dass er keine Zeit hatte, zu kommen. Allerdings hoffte ich sehr, ihn wenigstens noch einmal zu sehen, bevor das Heer abzog, und ich nahm mir vor, spätestens am nächsten Tag einen Boten in die Quartiere der Wache zu schicken, um ihn herzubitten (wahrscheinlich Ioreth, und die Kommentare, die mir zweifellos bevorstanden, wenn ich das tat, wagte ich mir kaum vorzustellen).

Am nächsten Morgen fühlte ich mich wesentlich besser; nach dem Frühstück kam Oroher, wechselte den Verband und brachte mir eine Schlinge, in der ich den Arm ruhigstellen konnte. Er erlaubte mir auch, hinauszugehen, wenn ich es wollte und ließ Alandel einen Liegestuhl unter den Bäumen im hinteren Garten aufstellen. Nachdem Ioreth mir in einer (reichlich mühsamen) Prozedur geholfen hatte, mich anzuziehen, bewältigte ich am späten Vormittag endlich den Weg ins Freie, auf ihren Arm gestützt.

Eine blasse Märzsonne schien auf den Rasen unter den Bäumen, die übersät waren mit dicken Knospen. Als ich den Liegestuhl erreichte, ließ ich mich erleichtert hineinsinken; offensichtlich war ich doch etwas schlechter beisammen, als ich gedacht hatte. Ioreth faltete die Decke auseinander, die über der Lehne gelegen hatte, hüllte mich darin ein wie in einen warmen Kokon und stopfte sie sorgsam fest.

Ich blinzelte zu ihr hoch.

„Sagt mal, Ioreth... wie ist das eigentlich mit Euch und Mardil? Er hatte vorhin allerhand liebenswürdige Dinge über Euch zu sagen.“

„*Mardil?*“ Sie zuckte zusammen. „Der alte Zausel? Nun... auf seine Liebenswürdigkeiten kann ich wirklich verzichten!“

„Aber wieso denn das? Wenn ich ihn richtig verstanden habe, mochte er Euch einmal sehr gern...“

„*Der?*“ Sie schnaubte vernehmlich. „Dann hatte er aber eine höchst merkwürdige Art, es zu zeigen!“ Sie sah mich an und ihr Gesichtsausdruck wurde wieder ein wenig weicher. „Ich muss zurück ins Haus, Liebchen. Heute Nachmittag bringe ich Euch etwas zu essen, und wenn *Ihr* wieder in Euer Bett möchtet, dann müsst ihr nur rufen. Es ist immer irgend jemand im Garten, der Euch behilflich sein kann.“

Sie nickte mir zu und eilte geschäftig davon. Ich lächelte in mich hinein; wenn ich mich nicht täuschte, dann war sie damals durchaus an ihm interessiert gewesen... vermutlich nahm sie ihm nach immerhin 40 Jahren heute noch übel, dass er sie ein paar Mal in seiner Gedankenlosigkeit sitzen gelassen hatte. Ich legte mich etwas bequemer zurecht, atmete den süßen, frischen Duft des taufeuchten Grases ein und schloss die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, wusste ich einen Moment lang nicht, wo ich war. Die Sonne stand tief und tönte den Garten mit tiefem Gold und rötlichem Braun. Ich blinzelte, nestelte die gesunde Hand aus dem warmen Deckenkokon und rieb mir über die Stirn. Als ich den Kopf zur Seite drehte, blickte ich geradewegs in das Gesicht von Damrod, der neben der Liege im Gras saß.

Es war wie ein sanfter, aber nachdrücklicher Schlag mitten in den Solarplexus; jähe Wärme schoss mir in die Glieder und es dauerte ein paar Sekunden, bevor die Welt aufhörte, sich um mich zu drehen.

„Hallo, Noerwen.“ sagte er leise. Ich hätte gern geantwortet, aber mir fehlte buchstäblich der Atem. Ich lächelte ihn an und brachte endlich eine Frage zustande.

„Wie lange bist du denn schon hier?“

„Ein paar Minuten.“ Er hob eine Hand und legte sie auf meine Wange. Ich schmiegte mein Gesicht in seine Handfläche und seufzte. „Die unvergleichliche Frau Ioreth war eben hier und hat dir etwas zu Essen gebracht. Sie sagte, sie sei schon ein paar Mal hier gewesen, aber du hast die ganze Zeit geschlafen. Das Tablett steht neben dir auf dem Boden.“

„Hast *du* schon gegessen?“

„Keine Sorge, wir werden gut versorgt bei der Wache der Stadt.“ Sein Blick ruhte auf mir, intensiv und warm wie eine Umarmung. „Ich bin gekommen, weil ich mir so sehr gewünscht habe, dich zu sehen. Ich habe in den letzten Minuten einfach hier gesessen und dich angeschaut. Es war einer der friedlichsten Momente, die ich in den letzten Monaten erlebt habe.“ Er stockte. „Weißt du... du bist so wunderschön.“

Ich sah ihn lange an.

„Du bist nicht nur deswegen gekommen, oder?“ fragte ich endlich. „Du willst dich verabschieden. Du ziehst morgen mit vor das Schwarze Tor.“

„Woher...“ Natürlich, eigentlich konnte ich das nicht wissen. Nicht, dass es irgendeine Rolle spielte. *Nicht jetzt und nicht hier.*

„Wie du schon einmal bemerkt hast, Damrod von Ithilien; es wird viel geredet in den Häusern der Heilung.“ sagte ich leichthin. Ich betrachtete sein Gesicht... die schön geformten, tiefgrauen Augen mit den rußschwarzen Wimpern (erstaunlich dicht für einen Mann)... die hohen Wangenknochen, die gerade kühne Nase und der fein gezeichnete Mund. Seine Haut hatte eine frische, kräftige Farbe wie bei allen Menschen, die sich hauptsächlich an der frischen Luft aufhalten.

„Und was erwartest du jetzt von mir? Dass ich dich wieder einmal fortschicke, dir alles Gute wünsche und die nächsten Wochen geduldig wartend auf den Zinnen von Minas Tirith verbringe, wie man es von einer anständigen Jungfer erwarten kann? Und dass ich dich mit Blumen bekränze, wenn du wiederkommst – *falls* du wiederkommst?“

Meine Stimme versagte und ich wandte den Kopf ab. Mir war plötzlich hundeelend zumute; mein Vorauswissen aus den Büchern des *Pengolodh* nützt mir, was Damrod anging, überhaupt nichts. Vor meinem inneren Auge sah ich den Professor an einem Wintertag nach dem Ringkrieg mit dem Fürsten von Ithilien am Feuer sitzen, während der Sturm im Kamin heulte. *Dies war der Tag, als ich Frodo, den Neunfingrigen traf.* sagte Faramir. *Ich ließ ihn unter der Bewachung von zwei Männern zurück, Mablung und Damrod. Schade, dass Ihr Damrod nicht mehr kennen lernen könnt; er ist bei der Schlacht vor dem Schwarzen Tor gefallen. Es starben nicht viele in diesem Kampf, aber er war einer von ihnen, und er fehlt mir sehr.*

Die Szene stand in grausamer Klarheit vor mir, und ich biss die Zähne zusammen. Ich wusste es nicht, *Ich konnte nicht wissen, ob er überleben würde.*

Er nahm mein Kinn in die Hand und drehte meinen Kopf sanft, aber bestimmt wieder in seine Richtung.

„Ich halte nicht viel von Blumenkränzen.“ sagte er, und ich sah mit einigem Staunen das Lächeln in seinen Augen. „Mir sind die Kräuter von Ithilien lieber. Als du nach Osgiliath unten am Tor auf mich gewartet hast, rochen deine Kutte, deine Haut und sogar dein Haar nach Rosmarin, würzig und stark. Erinnerst du dich an den Tag?“

Als ob ich ihn je vergessen könnte.

„Was wünschst du dir von mir?“

„Zeit.“ Ich sah ihn offen an. „ich weiß, dass ich nicht die einzige Frau bin, die jetzt jemanden verabschieden muss – einen Vater, einen Gatten, einen Sohn. Aber sie haben mir alle etwas voraus: Sie hatten Zeit mit den Männern, denen ihr Herz gehört, und zwar schon vorher. Ich nicht.“

„Was wünschst du dir von mir?“ wiederholte er.

„Ich sollte hineingehen, es wird kühl.“ sagte ich. „Kannst du mich auf mein Zimmer bringen?“

„Gewiss.“ erwiderte er. „Ich habe um Urlaub gebeten bis morgen früh; dann werden die Männer von Gondor vor den Toren der Stadt Aufstellung nehmen und das Heer macht sich auf den Weg.“

Bis morgen früh.

Wir sahen einander in die Augen und die Stille zwischen uns dehnte sich. Dann gab er sich einen Ruck und half mir behutsam aus dem Stuhl. Ich ging langsam über den samtigen Rasen, auf dem das Sonnenlicht sich wie ein tiefgoldener Strom zwischen die immer länger werdenden Schatten ergoss, und die ganze Zeit war ich mir seiner Hand, und seines stützenden Armes überdeutlich bewusst.

Wir gingen ins Haus und er führte mich durch leere Gänge zu meiner Kammer; wir begegneten niemandem außer Alandel, der mich freundlich grüßte und Damrod einen neugierigen Blick zuwarf. Ich bat ihn, Oroher und Ioreth auszurichten, dass ich früh schlafen gegangen sei (und ich wagte nicht, Damrod dabei anzusehen). Dann brachte er mich bis vor meine Zimmertür und wir blieben davor stehen. Er legte mir die Hände auf die Schultern.

„Noerwen...“ begann er.

Ich hob die gesunde Hand und legte sie auf seinen Mund.

„Still.“ sagte ich leise. „Ich liebe dich, Damrod. Ich liebe dich.“

„Aber was, wenn ich... oder wenn *du*...“

Ich schüttelte leicht den Kopf, zog ihn mit mir ins Zimmer und schloss die Tür hinter uns beiden. Zum ersten Mal war ich dankbar, dass man sie verriegeln konnte. Ich tat es und wandte mich dann wieder zu dem Mann um, den ich liebte.

Er stand neben den sauber gemachten, frisch bezogenen Bett; auf dem Tisch entdeckte ich sogar einen kleinen Korb mit Obst und Gebäck und noch etwas, das mich wirklich verblüffte... eine schöne, fein geschliffene Karaffe mit dunkelrotem Wein und zwei Gläser. *Zwei Gläser.* Das konnte nur Ioreth gewesen sein... und plötzlich musste ich lachen.

„*Alte Kupplerin.*“ murmelte ich kopfschüttelnd. Dann ging ich zu Damrod hinüber, bis ich dicht vor ihm stand.

„Das wird eine seltsame Liebesnacht werden...“ sagte ich, meinen Mund dicht vor seinen Lippen. „Ich kann dich nicht einmal richtig umarmen, und ausziehen kann ich mich auch nicht. Du wirst mir helfen müssen.“

Plötzlich lächelte er und ich entdeckte das Glitzern in seinen Augen wieder, das ich so liebte.

„Ich habe schon schwerere Aufgaben bewältigt.“ sagte er ernsthaft.

Und diese erledigte er langsam und gründlich. Er streifte mir die weite Kutte über den Kopf und half mir auch aus dem ärmellosen Hemd. Schneller, als ich gedacht hatte, stand ich nackt vor ihm. Ich hörte, wie er scharf den Atem einzog, als sein Blick auf die verletzte Brust fiel; seine Augen wurden fast schwarz.

„Es tut mir so leid.“ sagte er leise, und dann, ein wenig atemlos: „Noerwen, bist du... wirklich sicher?“

Ich lachte wieder; mein Herz raste.

„Liebster, meinst du das ernst?“ fragte ich.

Er gluckste leise, dann zog er mich an sich und küsste mich. Es war ein tiefer, hungriger Kuss, der erst ein Ende nahm, als ich ein winziges Stück von ihm abrückte und nach Luft schnappte. Das Blut sang in meinen Adern und ich spürte, wie mir die Knie weich wurden. Ich machte ein paar Schritte rückwärts und ließ mich auf das Bett sinken. Dann sah ich ihm zu, wie er sich auszog. Er legte Wams, Hemd und Hosen sorgfältig über meine Kutte auf den Stuhl. Ich sah, dass er dort, wo sein Körper normalerweise von Stoff bedeckt wurde, so weiß war wie Milch; seine Brust war glatt, mit schöner, fein definierter Muskulatur, die Hüften schmal und die Beine lang und kraftvoll wie die eines gut trainierten Läufers.

Ich wusste nicht, ob *ich* schön war. Aber *er* war es wirklich.

Jetzt kniete er vor dem Bett; er zog mich an sich und ich spürte seinen Mund, der eine warme, unwiderstehliche Spur meinen Hals hinunter zog. Ich legte die gesunde Hand auf seine Schulter und liebte zum ersten Mal seine nackte Haut. Sie war glatt wie Seide und wundervoll warm. Dann berührten seine Lippen behutsam die verletzte Brust, und was ich noch an Schmerz gespürt hatte, war wie von Zauberhand dahin. Sein Mund wanderte hinüber zur anderen Brust und ich hörte mich tief aufseufzen, als er sich sanft und drängend um die Brustwarze schloss.

Dann kam Damrod zu mir, und er umgab mich mit seinem Geruch und seiner Wärme, mit seiner Stärke und seiner Härte, ein Strom aus Zärtlichkeit und Begehren. Ich schloss die Augen und ließ mich hineinfallen.

10. Schlachten und Siege

Es war der Mond, der mich aufweckte. Seine Strahlen kamen in breiter Bahn durch das Spitzbogenfenster und schienen mir genau ins Gesicht. Ich öffnete die Augen und blinzelte. Dann spürte ich den Arm, der quer über meiner Brust lag, und den warmen Körper neben mir, nackt und entspannt in tiefem Schlaf.

Ich wandte den Kopf und sah ihn an. Die Decke war von seinem Oberkörper heruntergerutscht. Das klare Licht, das mich geblendet hatte, verwandelte sein Fleisch in Marmor und seine Haut in mattes Silber. Ich streckte die Hand aus und legte sie sachte auf seine Brust.

Von unserer ersten Begegnung an hatte ich mich auf seine körperliche Kraft und seinen Schutz verlassen müssen, und eine meiner ersten, intensiven Erinnerungen an ihn war die, wie ich im feuchten Gras lag und er sich über mich warf, um mich vor dem Zugriff des Nazgûl zu bewahren. Ich hatte hinter ihm gesessen und mich an ihm festgehalten, während er nach Minas Tirith ritt, ich hatte ihn umarmt, als er verletzt und voller Kummer aus Osgiliath zurückkam. Ich hatte ihn verarztet. Und in dieser Nacht hatte ich ihn in mein Bett geholt. Und er hatte sich mit einer Freude und Hingabe an mich verschenkt, die ich kaum fassen konnte.

„*Mein Liebster sieht blühend und kräftig aus, nur einer von Tausenden ist wie er!*“ flüsterte ich. Wie von selbst kamen mir die herrlichen alten Worte aus dem Hohen Lied der Bibel in den Sinn. „*Sein Gesicht ist strahlend weiß und rot, sein Haar dicht und lockig und schwarz wie ein Rabe...*“

„Was sagst du, mein Herz?“

Er hatte die Augen geöffnet und lächelte.

„Entschuldige.“ sagte ich leise. „ich wollte dich nicht wecken. Du hast den Schlaf nötig.“

„Das ist wahr.“ Er hob einen Arm und zog mich behutsam an sich, um die Verletzung nicht zu berühren und mir wehzutun. „Aber es tut mir nicht leid.“

„Nein?“ Ich lachte gegen seine warme Haut und spürte mit Entzücken den Schauer, der ihn überlief.

„Nein.“ Er fing meine Hand ein und küsste die Fingerspitzen. „Denn so habe ich etwas, was ich morgen mitnehmen kann, wenn das Heer abmarschiert.“

Mein Lächeln erstarb, und jetzt war ich es, die schauderte. Ich umarmte ihn, so fest es mit einem steif bandagierten Arm möglich war, presste meine Wange gegen seine Brust und lauschte dem kraftvollen Herzschlag dicht an meinem Ohr. *Wenn er starb... wenn er nicht zurückkam...* Jähe Panik schnürte mir die Kehle zu. Dann spürte ich seine Hand, die langsam und beruhigend meinen Rücken streichelte.

„Nicht doch. Du darfst dich nicht fürchten.“

Ich hob den Kopf.

„Fürchtest *du* dich denn nicht?“

Die dunklen Augen waren für einen Moment nachdenklich und distanziert. Dann lächelte er, aber es war kein fröhliches Lächeln. Trauer lag darin und Erinnerungen an Zeiten, von denen ich nichts wusste... Erinnerungen das bittere Ende von gefallenen Freunden und längst vergangene Schlachten.

„Nicht wirklich.“ sagte er ruhig. „Es gibt eine Art von Furcht, die sich ein Krieger nicht erlauben darf – sie macht das Auge blind und die Hand unsicher. Ich habe gelernt, mich nicht mehr auf diese Weise zu fürchten. Vorsicht, ja... die ist unbedingt notwendig. Und mit der Zeit entwickelst du einen gewissen Instinkt... für den Gegner in deinem Rücken, für das Schwert, das gegen dich ausholt, für den gezückten Dolch, den du im Dunkeln nicht sehen kannst.“

Ein gezückter Dolch im Dunkeln... Ich dachte an den Überfall vor ein paar Tagen, und in diesem Moment kam er mir vor wie ein weit entfernter Traum... ein schlechter Traum, aber nicht mehr. Ich sah den Mann an, der mich in den Armen hielt. Dass Berührungen für mich niemals mit Entsetzen verbunden sein würden, niemals mit Scham und Qual, lag allein an ihm. Er hatte die dunklen Bilder ersetzt durch stärkere, tröstlichere Eindrücke... mit der Sanftheit seiner Hände, seines Körpers und seines Herzens.

Und wenn das Schicksal mir nicht gnädig war, dann würde ich ihn nach dieser Nacht nie wiedersehen.

Ich richtete mich mit etwas Mühe auf und sah auf ihn herunter; dann ließ ich meine Hand sanft über die marmorglatte Brust gleiten und strich über die Bauchmuskeln hin, die sich unter meiner Berührung anspannten. Damrod lag völlig still und schloss die Augen, als ich zu seiner Brust zurückkehrte und die Hand durch den Mund ersetzte. Ich spürte seine Hände auf meinem Hinterkopf; er ließ seine Finger durch mein Haar gleiten und zog die langen Strähnen auseinander, bis sie uns beide bedeckten wie ein ausgebreiteter Mantel.

Draußen wich die Schwärze der Nacht allmählich einer grauen Dämmerung und der Mond ging unter. Und während das erste, schwache Tageslicht durch das Fenster hereinsickerte, nahm ich ihn noch einmal in mich auf und spürte den Rhythmus unseres Hungers und unserer Sehnsucht so machtvoll wie das Auf und Ab von Ebbe und Flut. Ein Schrei stieg in mir auf, halb Freude und halb Verzweiflung, und dann zog mich Damrod mit einer fließenden, unwiderstehlichen Bewegung auf sich herab und nahm mich mit sich über die Schwelle, und mein Schrei löste sich auf in seinem Kuss.

Seine Hände hatten mein Haar spielerisch zu einem Zopf geflochten, und ich löste die Flechten wieder auf, während ich mich wie gebannt im Spiegel betrachtete. Die Wunde an meinem Arm pochte, aber in diesem Moment spürte ich die Schmerzen nicht. Er trat hinter mich, noch immer nackt, und seine warme Hand umfasste meine bloße Brust.

„Du bist so schön. Ich kann kaum fassen, was für ein Geschenk du mir gemacht hast.“

„Wann musst du gehen?“

Seine Hände liebkosten mich, sein Atem strich warm über meine Haut.

„Das Heer bricht heute Mittag auf.“

Ich zuckte heftig zusammen.

„Ich will dich nicht gehen lassen.“ sagte ich. Mein Körper war starr und angespannt.

„Wir haben noch eine Stunde.“

Er konnte so leicht in der Schlacht sterben.

„Eine Stunde...“

„Eine Stunde ist viel...“

Seine Stimme war warm und tief, ich konnte das Lächeln darin hören. Ich spürte, dass er den Gedanken an den Weg zum Schwarzen Tor gewaltsam in sich verschloss. Er wollte mich schützen, und ich liebte ihn dafür so sehr, das mir das Herz wehtat.

„Lass mich nicht los. Ich will nicht, dass du gehst.“

Schließlich half er mir, mich zu waschen und anzuziehen und ich sah ihm zu, wie auch er in seine Kleider schlüpfte. Wir gingen gemeinsam ins Refektorium, und ich holte Milch für uns, Obst und frisch gebackenes Brot. Damrod verspeiste sein Frühstück mit gutem Appetit und methodisch wie ein Mann, der genau weiß, dass er viel Kraft braucht für das, was ihm bevorsteht. Er drängte mich dazu, wenigstens meinen Becher Milch auszutrinken, und ihm zuliebe aß ich einen Apfel, den er für mich in saubere Viertel schnitt. Dann gingen wir Hand in Hand hinaus in den Garten, und ich begleitete ihn bis zur Straße.

Er nahm mich in die Arme und drückte mich an sich; ich atmete seinen Geruch ein, das saubere Aroma der Kräuterseife aus den Häusern, gemischt mit dem schwachen, ureigenen Duft seiner Haut, die ich in der letzten Nacht so gründlich erkundet hatte... warm und würzig wie Sandelholz.

„Wenn du nicht zurückkommst, werde ich dir das nie verzeihen.“ flüsterte ich mit zugeschnürter Kehle.

„Oh, aber ich komme zurück, Noerwen.“ sagte er ruhig. „Ich werde immer zu dir zurückkommen, weißt du das denn nicht?“

Ich spürte seine Lippen in einer sanften Berührung auf meiner Stirn, meinen Wangen und zuletzt auf meinem Mund, dann ließ er mich los. Ich sah, wie er mir ein letztes Mal zulächelte, dann wandte er sich ab und ging mit schnellen Schritten die Straße hinunter. Ich blieb reglos stehen und folgte ihm mit den Augen, bis die Straße eine scharfe Kurve machte und er verschwand, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Er war entschieden stärker als ich.

Ich wäre gern an meinen Lieblingsplatz nahe der hinteren Mauer in den Gärten der Heilenden Häuser zurückgekehrt – dorthin, wo Damrod sich vor der letzten Schlacht von mir verabschiedet hatte. Aber ich hätte Mardil dort begegnen können, oder Oroher, oder – und diese Vorstellung jagte mir einen entsetzten Schauer über den Rücken – *Ioreth*. Das war mehr, als ich ertragen konnte.

Ich ging langsam die Straße hinunter, einen Ring tiefer. Dort hatte ich von oben einen kleinen Garten gesehen, der an die Stadtmauer grenzte. In dem Haus lebte niemand, wenigstens nicht zur Zeit. Vermutlich waren die Bewohner vor der Belagerung evakuiert worden. Ich fand das Haus, und das mit wunderschönen alten Steinmetzarbeiten eingefasste Tor aus schwarzem Holz war verriegelt. Aber daneben gab es einen kleinen Durchgang mit einem schmiedeeisernen Gitter, und das öffnete sich leicht, als ich probenhalber dagegendrückte.

Ich ging hindurch und befand mich in dem Garten, den ich schon kannte. Weiß gepflasterte Wege schlängelten sich über eine kleine Rasenfläche, und ringsherum wuchsen Fliederbüsche, die jetzt im März noch nicht blühten; ein paar Wochen später im Jahr würde man hier in einer Wolke betäubend süßer Düfte stehen. Ich ging langsam über die Wiese, die einen kräftigen Grasschnitt vertragen konnte und trat an die Mauer.

Der vernarbte Pelennor lag in der Morgensonne, und vor den Toren sammelte sich das letzte Heer des Westens. Ich sah, wie die Männer Aufstellung nahmen, sah das Licht, das sich in Helmen und aufgerichteten Speeren spiegelte. *Siebentausend Mann*, dachte ich, *großer Ilúvatar, es sind so wenige*.

Sie würden überleben, wenigstens die meisten von ihnen. Der Ring würde ins Feuer gehen und der Dunkle Herrscher gestürzt werden. Aber in diesem Moment bedeutete dieses Vorauswissen keinen Trost mehr für mich. Krieger starben, wenn Schlachten geschlagen wurden. Ein verirrter Pfeil konnte den Mann treffen, den ich liebte, ein Ork konnte ihn erschlagen, bevor die Adler kamen.

Ich wandte mich ab, setzte mich in das taufeuchte Gras und zog die Knie an die Brust. Ein Zittern ging durch meinen Körper und wollte nicht mehr aufhören, aber die Kälte kam von innen und nicht von der Feuchtigkeit, die durch meinen Rock drang. Zum ersten Mal, seit ich hinter Damrod auf dem Rücken seines Fuchses gesessen und herausgefunden hatte, wo ich mich befand, rollte die Panik heran und schlug wie eine erstickende Woge über mir zusammen.

Was macht dich so sicher, dass du diesmal Glück hast? flüsterte eine kleine, böse Stimme in mein Ohr. *Bis jetzt hast du noch jeden Menschen verloren, den du geliebt hast... und die Liebe deines Vaters zu dir war schon gestorben, bevor er tot war. Nicht wahr? Nicht wahr?*

Ich vergrub das Gesicht in den Armen und schloss die Augen.

Und selbst, wenn er überlebt hat und der Krieg vorbei ist... höhnte die Stimme weiter. Was glaubst du denn, wie er reagieren wird, wenn du dich endlich dazu entschließt, ihm die Wahrheit zu sagen? Er wird doch wohl eine Frau vorziehen, bei der nicht die Gefahr besteht, dass sie sich urplötzlich in Luft auflöst!

Ich spürte, wie sich die Angst in meiner Kehle zusammenballte, und dann ließ ich alle Beherrschung fahren und fing an zu weinen. Ich hatte nicht mehr so geweint, seit meine Mutter gestorben war; Tränen strömten mir über das Gesicht und mein Körper wurde von Schluchzen geschüttelt. Nur ganz entfernt hörte ich die Hornsignale hinter mir auf dem Pelennor, während das Heer sich in Marsch setzte.

Ich weiß bis heute nicht, wie lange ich dort hockte und meinen Gefühlen freien Lauf ließ. Irgendwann jedenfalls ebte der Sturm ab und ich beruhigte mich langsam. Ich hob den Kopf, holte tief und zitternd Atem und wischte mir mit dem Ärmel der Kutte die Augen.

„Bitte um Verzeihung... Ihr möchtet nicht zufällig ein Taschentuch?“

Ich zuckte heftig zusammen, wandte den Kopf und sah eine kleine Gestalt, die etwa einen Meter entfernt von mir auf der Wiese saß.

Verblüfft starrte ich mein Gegenüber aus rot geschwollenen Augen an. Er war klein, mit bloßen, kraus behaarten Füßen, er trug eine hellgraue, Kniehose und ein weißes Hemd; einer seiner Arme lag angewinkelt in einer Schlinge. Er hatte ein klares, kluges Gesicht mit graugrünen Augen. Ein tiefdunkler Ring zog sich um die Iris und verlieh seinem Blick eine eigentümliche Schärfe. Als er merkte, dass ich ihn betrachtete, kräuselte ein koboldhaftes Lächeln seine Mundwinkel und Grübchen erschienen auf beiden Wangen.

Er hielt mir ein großes weißes Leinentuch entgegen, und das Lächeln vertiefte sich, als ich es entgegennahm und mir geräuschvoll die Nase putzte.

„Dankeschön.“ sagte ich. „Merry Brandybuck, nicht wahr?“

„Zu Euren Diensten.“ erwiderte er und brachte es fertig, sich mit einiger Grazie zu verneigen, obwohl er auf der Wiese saß. „Und Ihr seid Noerwen aus den Häusern der Heilung.“

„Da habt ihr recht.“ Ich gab mir alle Mühe, ihn nicht großäugig anzustarren, aber er betrachtete mich seinerseits sehr gründlich. Es war faszinierend und ein bisschen verwirrend zugleich, einen

anerkennend „männlichen“ Blick aus den Augen von jemandem zu sehen, den vermutlich viele mit einem Kind verwechselten.

„Ihr habt wunderbares Haar,“ bemerkte er im Plauderton. „Rotgolden, wie die Flammen im Kamin. Wirklich prachtvoll.“

„Oh... danke.“ Ich spürte, wie ungeachtet meiner elenden Verfassung ein Kichern in mir aufstieg. „Ich kann Euch versichern, normalerweise sieht mein Gesicht auch etwas besser aus.“

Wir schwiegen eine Weile, aber es war ein kameradschaftliches Schweigen.

„Pippin hat mir von Euch erzählt.“ sagte er unvermittelt. „Er meinte, Ihr hättet Euch sehr um ihr gekümmert, als ich bewusstlos in den Häusern der Heilung lag.“

„So viel habe ich gar nicht getan.“ sagte ich.

„Oh, ich finde schon.“ Er warf mir einen Seitenblick zu. „Ihr habt freundlich mit ihm geredet und ihm Mut zugesprochen... und obendrein habt Ihr ihm etwas zu essen gegeben.“ Er grinste. „Schließlich ist er ein Hobbit, und in unserem Volk hat Essen eine Menge Bedeutung.“

„Ach ja?“ Wieder spürte ich das Kichern, das mich in der Kehle kitzelte. Ich stellte mit einigem Staunen fest, dass ich mich in Merrys Gegenwart sehr wohl fühlte.

„Ich habe Euch vorhin hier hereingehen sehen.“ sagte er nach einer gedankvollen Pause. „Und ich bin Euch gefolgt, weil ich Euch danken wollte, dass Ihr meinem Vetter Freundlichkeit erwiesen habt, als er sie dringend brauchte. Ich wollte Euch nicht stören oder belästigen.“

„Das weiß ich.“ Ich stützte das Kinn auf die Knie und sah an ihm vorbei auf den Rasen. „Ich habe mich vorhin von einem Mann verabschiedet, der in die Schlacht vor dem Schwarzen Tor gezogen ist. Er ist ein wunderbarer Mann, einer der Waldläufer aus Ithilien, und ich liebe ihn sehr. Und als ich ihn aus den Augen verlor, hatte ich plötzlich große Angst ihn nie wiederzusehen.“

„Seid Ihr einander versprochen?“

Ich lächelte. „Nein... wir kennen uns noch nicht sehr lange. Genau genommen bin ich ihm erst vor einer Woche begegnet.“

Eine Woche. Nein... sechs Tage. Ich konnte es kaum glauben.

„Ich denke nicht, dass das eine sehr große Rolle spielt.“ sagte er langsam. „In den letzten Monaten habe ich gelernt, dass man in kurzer Zeit Freundschaften schließen kann, die in anderen Zeiten als diesen wohl kaum möglich wären... abgesehen davon, dass ich einigen meiner Gefährten wohl kaum begegnet wäre, wenn ich das Auenland nicht verlassen hätte.“

„Dem Sohn des Truchsessen.“ Ich lächelte ihm zu. „Einem Elben, einem Zwerg und einem Waldläufer mit einem neu geschmiedeten Schwert... Ihr kommt ganz schön herum, Herr Brandybock.“

Er starrte mich verblüfft an.

„Woher wisst ihr das alles?“

„Oh... Gandalf.“ sagte ich und versetzte mir innerlich einen kräftigen Tritt für meine Dummheit. Die Tatsache, dass ich mich in Merrys Gegenwart zusehends entspannte, durfte nicht dazu führen, dass ich unvorsichtig wurde.

„Ach so. Ihr müsst auf gutem Fuß miteinander stehen!“ Merry gab ein erstauntes Lachen von sich. „Und ich bin Knappe der Riddermark. König Théoden... er war ein guter, freundlicher Mann. Ich mochte ihn sehr. Ihr wisst, dass er gefallen ist?“

„Ja, sicher.“ Ich sah den tiefen Schatten, der sekundenlang das offene Gesicht verdüsterte. „Ein paar von den Heilern haben geholfen, ihn zu waschen und aufzubahren. Und wir haben Éowyn gepflegt.“

„Éowyn...“ murmelte er. „Sie hat sich als Mann verkleidet und ist in die Schlacht gezogen. Und als alle mich zurücklassen wollten wie ein lästiges Kind, hat sie mich zu sich auf ihr Pferd genommen, und ich durfte zeigen, was ich wert bin.“ Grimmige Genugtuung schwang in seinen Worten mit. „Ich habe nicht mehr getan, als einen Geist mit dem Messer ins Bein zu stechen, aber ich habe ihr damit das Leben gerettet, und sie konnte ihn töten...“

„Ich weiß.“ sagte ich ernst. „Das war eine sehr tapfere Tat.“

„Ach was.“ Er machte eine abschätzige Handbewegung. „Das war gar nichts. Éowyn war tapferer als ich; sie hat ihm ins Gesicht gesehen und ist nicht zurückgewichen. Und jetzt hat Streicher – Aragorn – sie wieder aufgeweckt, aber manchmal glaube ich, sie schläft noch immer.“

Er sah mich unsicher an; ich hob ermutigend die Augenbrauen.

„Sie... sie hatte es schwer, glaube ich. Sie hat sich um Théoden sorgen müssen, als der unter dem Einfluss von Gríma Schlangenzunge stand – hat Gandalf Euch auch von Gríma erzählt?“

Ich nickte.

„Ich glaube, er... wollte sie. Er ist jahrelang hinter ihr hergeschlichen wie ein schleimiger, lautloser Wurm. Und als Gandalf ihm die Maske von Gesicht gerissen hat, ist er feige zu seinem Herrn Saruman geflüchtet. Ich habe ihn in Isengart gesehen.“ Er zögerte. „Sie hat andauernd vor ihm auf der Hut sein müssen, während ihr Onkel immer schwächer wurde. Ich glaube, sie hätte sich lieber in den Sattel eines Pferdes geschwungen und mit ihrem Bruder gegen die Orks gekämpft. Manchmal denke ich, sie wäre lieber ein Mann. Das ist sehr traurig, finde ich.“

Ich betrachtete ihn und meine Hochachtung vor ihm wuchs. Er hatte ein erstaunlich tiefes Verständnis für Zusammenhänge, und mir gefiel seine große Zuneigung für Éowyn, die in jedem Wort spürbar wurde.

„Nun...“ Ich streckte die Beine aus und bewegte probeweise den rechten Arm; Schmerz flackerte bis in die Fingerspitzen, und ich hielt ihn lieber wieder still. „Soweit ich weiß, kam Éowyn doch nach dem Tod ihrer Mutter nach Edoras, und es war ein Königshof ohne Königin. Sie hat nie die Möglichkeit gehabt, sich eine Frau zum Vorbild zu nehmen... es gab ja nur Männer. Und Stärke und Ehre hatten für Éowyn immer mit Kampf zu tun, und mit dem Gebrauch eines Schwertes.“

Merry runzelte die Stirn, dann lächelte er in sich hinein.

„Vielleicht hätte sie lieber die nächstbeste Gelegenheit ergreifen und Gríma mit dem Schwert erledigen sollen.“ murmelte er.

„Seht Ihr, und eben das ist das Problem.“ sagte ich. „Das stand ihr nicht zu. Sie wurde beinahe erzogen wie ein Mann, aber sie durfte nicht handeln wie ein Mann. Es muss unendlich schwer für sie gewesen sein, das zu ertragen; sie hat ihr Frausein immer als Last und Schande empfunden.“

Er betrachtete mich aufmerksam; ich konnte sehen, wie er meine Argumente erwog und schließlich akzeptierte.

„So habe ich das nie gesehen,“ sagte er langsam. „aber Ihr habt wahrscheinlich recht.“ Er gähnte, dann zuckte er leicht zusammen und fasste sich an die Schulter.

„Vielleicht sollten wir langsam zu den Häusern zurückkehren.“ meinte er. „Ich werde schon wieder müde und Hunger habe ich auch.“

„Dann wollen wir zusammen gehen. Ich werde etwas zu essen für Euch finden.“ Ich stand ein wenig unbeholfen auf, und wieder schoss der Schmerz durch den Arm.

Merry betrachtete meine Schlinge. „Wie ist denn das passiert?“

Der Mann, der mich brutal gegen den Boden presste. Seine Hände auf meinem Körper, seine Zunge, die sich rücksichtslos in meinen Mund bohrte. Das Messer, das so furchterregend leicht durch sein Fleisch schnitt, und das Blut, entsetzlich warm auf meiner entblößten Haut.

Ich atmete tief, schloss die Augen und drängte die Erinnerung mit aller Gewalt zurück.

„Das erzähle ich Euch später.“ sagte ich freundlich, und ich war froh, dass meine Stimme nicht zitterte. „Irgendwann einmal. Jetzt sollten wir wirklich zurückgehen. Ich fürchte, ich hätte noch nicht draußen herumlaufen sollen; ich werde von Ioreth eine Menge zu hören bekommen...“

Er grinste. „Klein, alt, scharfe Augen und eine Zunge wie ein ratterndes Mühlrad?“

Ich grinste zurück. „Genau die.“

„Die erinnert mich an die Geschichten über meine Großtante Amaranth.“ sagte Merry. „Es wird erzählt, dass es Familienmitglieder gab, die Tage gebraucht haben, um sich von einer Unterhaltung mit ihr zu erholen.“

„Klingt faszinierend. Ich würde gern mehr wissen über das Leben bei Euch zu Hause.“

Wir gingen langsam die Straße hinauf, und Merry fing an, mir Geschichten vom Brandyschloss zu erzählen.

Wir sprachen nicht mehr viel miteinander, als wir die Häuser der Heilung erst einmal erreicht hatten; der kleine „Ausflug“ einen Ring weit hinunter war anstrengender gewesen, als ich dachte, und ich musste mich hinlegen. Ich sah Merry erst am nächsten Morgen wieder, als ich mit einem Apfel in der Hand in den hinteren Garten trat.

Er stand an der Mauer, eine kleine, sehr aufrechte Gestalt, und er rührte sich auch nicht, als ich ihn begrüßte, obwohl er den Gruß höflich erwiderte. Er blickte starr durch einen der kunstvollen Durchbrüche. Ich trat neben ihn und schaute in die gleiche Richtung wie er; auf die kahlen Abhänge des Mindolluin, die voll in der strahlenden Morgensonne lagen.

„Wollt Ihr nicht nach Osten schauen?“ fragte ich nach einer Weile sanft.

Er schüttelte den Kopf, und ich sah, wie seine Lippen schmal wurden.

„Ihr macht Euch Sorgen um Pippin, nehme ich an.“

Ich setzte mich neben ihn ins Gras, so wie er gestern in dem fremden Garten neben mir gesessen hatte. Endlich drehte er sich zu mir um; ich entdeckte Furcht in den scharfen, klaren Augen und etwas, das aussah wie Zorn.

„Ja, tue ich.“ sagte er. Und dann, als gäbe er plötzlich jeglichen Widerstand auf, schwand die straffe Spannung aus seinen Gliedern und er ließ sich neben mich auf die Wiese fallen. Er zog die Beine dicht an den Körper, stützte das Kinn auf die Knie und schloss die Augen.

„Ich habe immer auf ihn aufgepasst.“ sagte er plötzlich. „Wenn ich dabei war, konnte ihm nicht wirklich etwas zustoßen. Ständig hat er seine Finger in Sachen, die ihn nichts angehen, und manchmal treibt mich seine Neugier in den Wahnsinn. Der *Palantír*...“

Er hielt inne und warf mir einen kurzen Seitenblick zu. Als ich kein Anzeichen von Überraschung oder Unwissen zeigte, nickte er leicht, als hätte er etwas Ähnliches erwartet.

„Pippin ist nicht dumm.“ Er runzelte die Stirn. „Er ist bloß ein bisschen leichtsinnig, und er denkt nicht immer rechtzeitig nach. Aber er ist auch wie ein Bruder für mich... nein, mehr als ein Bruder. Wenn er nicht da ist, dann habe ich das Gefühl, dass mir ein Arm fehlt oder ein Bein. Oder *beides*. Und wenn er getötet wird, vor diesem schwarzen Tor, von dem sie alle reden...“

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer qualvollen Grimasse. Es war unerträglich, seine Zweifel und seine Furcht mit anzusehen; ohne nachzudenken, streckte ich die gesunde Hand aus, legte sie auf seinen Rücken und knetete die starren Muskeln so fest und gleichmäßig, wie es mir ohne die Unterstützung der anderen Hand möglich war. Merry zuckte vor Überraschung zusammen, dann entspannte er sich und ließ den Trost der Berührung zu. Wir saßen minutenlang da, ohne zu reden, während ich die improvisierte Massage fortsetzte; dann strich ich noch einmal sanft seinen Rücken hinauf und ließ die Hand einen Moment auf seiner Schulter liegen, bevor ich sie zurückzog.

„Er wird nicht sterben.“ sagte ich. „Er wird vielleicht nicht unversehrt zurückkommen, und sicher nicht unverändert, aber er wird nicht sterben.“

„Was macht Euch so sicher?“

Er sah mich an, und ich wusste, dass es besser war, vor seiner Intelligenz ein wenig auf der Hut zu sein.

„Nennt es Hoffnung.“ sagte ich ruhig. „Nennt es Gewissheit, dass die Dinge sich nach all dem Schrecken einfach zum Guten wenden *müssen*. Dass der König irgendwann wieder in Frieden über ein geheiltes Gondor herrscht... dass die Menschen in Ruhe ihre Felder bestellen, anstatt in den Kampf zu ziehen... und vielleicht auch, dass ein paar heldenhafte Hobbits irgendwann nach Hause gehen dürfen.“

Sein Gesicht verschloss sich, aber ich wusste, an wen er dachte – an die beiden, deren Rückkehr am wenigsten wahrscheinlich war. *An den, der in diesem Krieg das größte Wagnis auf sich genommen hatte und den, der diesen Weg ohne zu zögern mit ihm ging.*

Entschlossen schluckte den Kloß herunter, der in meiner Kehle stak.

„Alle Hobbits.“ flüsterte ich endlich. „Wie unversehrt auch immer.“

Hinter uns wurden Stimmen laut, und Merry schaute über meine Schulter.

„Seht...“ sagte er mit gedämpfter Stimme.

Ich drehte mich um; hinter uns gingen Faramir und Éowyn nebeneinander über die taufeuchte Wiese. Beide trugen einen Arm in der Schlinge, beide sahen blass und angegriffen aus, aber sie sprachen miteinander, und ich konnte sehen, dass Faramir ihr irgend etwas erzählte. Ab und zu warf sie ein Wort ein, und ich merkte, dass Faramirs Gesicht aufleuchtete, wenn sie zu ihm aufschaute (nicht weit, denn sie war beinahe so groß wie er) und seinen Blick erwiderte. *Wenn ich je einen betörten Mann gesehen habe...* Ioreth hatte das über Damrod gesagt, aber hier war es genauso deutlich spürbar, für mich ebenso wie für Merry.

„Ein schönes Paar.“ sagte ich leise.

„Ganz genau.“ Merry klang gedankenvoll und die Müdigkeit war gänzlich aus seiner Stimme geschwunden. Ich sah ihn an und sah, dass seine Augen glitzerten.

„Wollt Ihr etwa nachhelfen, Herr Meriadoc?“ Ich tat mein Bestes, schockiert zu klingen, aber er fiel nicht darauf herein.

„Und ob ich das will.“ Er grinste, und ich konnte buchstäblich sehen, wie sich hinter der Stirn die ersten Grundzüge eines Schlachtplanes entwickelten. *Verschwörer, aber wirklich.* Ich stemmte mich mühsam hoch, trat beim Aufstehen beinahe auf den Saum meiner Kutte und stand endlich auf den Beinen.

„Ich muss ins Haus zurück.“ sagte ich. „Mein Arm braucht einen frischen Verband.“

Er stand auf und verneigte sich, dann ergriff er zu meiner Überraschung meine gesunde Hand und küsste sie.

„Danke.“ sagte er ruhig. „Für jeden Trost, den ich und mein Vetter von Euch empfangen haben.“

Er lächelte mich an, und die Grübchen tauchten wieder auf.

„Ihr seid wie ein Feuer, an dem man sich wärmt, wenn der Winter kalt ist. Euer Waldläufer hat wirklich Glück... ich hoffe, auch er kommt heil und gesund wieder nach Hause.“

Ich ging langsam durch den Garten zum Haupthaus; als ich mich an der Tür noch einmal umdrehte, sah ich, dass er wieder im Gras saß und mit Appetit in den Apfel biss, den ich mit herausgebracht und völlig vergessen hatte.

In der Woche, die folgte, konnte ich mit ansehen, wie Merrys Plan sich zufriedenstellend entwickelte. Der junge Hauptmann und die Schildmaid von Rohan verbrachten immer mehr Zeit miteinander; oft sah ich Merry mit Faramir reden, zu seinen Füßen sitzend, während der Truchsess ein Buch müßig auf den Knien hielt, oder gemeinsam mit Éowyn, die in einem Lehnstuhl ruhte, während Merry bäuchlings im Gras lag, beide in eine Gespräch vertieft.

Mein Arm schien langsam zu heilen, wenn auch nicht so schnell, wie ich gehofft hatte. Mein medizinischer Sachverstand sagte mir, dass ich schon froh und dankbar sein musste, dass Ringelblumenumschläge, Packungen mit Ackerschachtelhalm und sauber ausgekochte Leinenverbände offenbar eine erstaunlich gute Wirkung zeigten, aber ich war trotzdem nicht zufrieden. Ich war ständig müde; selbst kürzeste Wege machten mich atemlos und ich schlief schlecht; während die schwer geprüfte Stadt unter einem klaren Himmel Nacht für Nacht auf die Entscheidung des Schicksals wartete, lag ich mit weit offenen Augen in meinem stillen Zimmer und sah zu, wie irgendwann die Sterne verblassten und einer perlgrauen Dämmerung Platz machten.

Die Tage verschmolzen ineinander; ich erinnere mich noch, wie ich am 24. März nach einem ziemlich schmerzhaften Verbandwechsel mit weichen Knien in den Garten hinausging, um mich davon zu erholen. Ich erreichte einen windstillen Flecken nahe der Mauer und plötzlich entdeckte ich zwei Gestalten, die ausgestreckt im kurz geschorenen Gras lagen, entspannt in tiefem Schlaf. Ich sah den blonden Kopf von Éowyn, an Faramirs Schulter gelehnt. Der Frühlingwind hatte ihrem marmorblassen, wunderschönen Gesicht ein wenig Farbe verliehen, und seine Hand lag über der ihren wie ein schützender Schild.

Ich stand vor ihnen und betrachtete sie einen langen Moment; ich spürte, wie mich Neid erfasste angesichts der Tatsache, dass ihr Schicksal sie zusammenführen würde. Ich hätte gern eine ebenso starke Gewissheit gehabt, was mich betraf.

Dann ging ich leise davon, um sie nicht zu stören und rieb mir die Stirn; seit dem Frühstück hatte ein bohrender Kopfschmerz angefangen, mich zu quälen. Im Laufe dieses Tages wurde er immer schlimmer, bis Ioreth mir endlich gegen Abend einen Holz-Schirm vor das Fenster stellte, weil mir inzwischen selbst das Licht in den Augen wehtat.

„Oroher muss Euch morgen früh gründlich untersuchen.“ sagte sie. Sie stand am Fußende meines Bettes, und ihre Stimme drang nur unvollständig durch das dumpfe Dröhnen in meinem Kopf. Ich nickte schwach und nahm erleichtert zur Kenntnis, dass sie mit leisen Schritten das Zimmer verließ und die Tür hinter sich schloss.

Eine weitere, unerfreuliche Nacht verstrich, und dann brach der 25. März an, grau und stürmisch. Ich kämpfte mich aus dem Bett und brachte es irgendwie fertig, mich zu waschen und anzuziehen. Beim Gedanken an Frühstück zog sich mein Magen zu einem harten Knoten zusammen. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt, und alle paar Schritte packte mich ein so heftiges Schwindelgefühl, dass ich stehen bleiben und mich an der Wand abstützen musste.

Endlich gelangte ich in den Garten hinaus und trat an die Mauer; das ferne Gebirge mit Mordor dahinter lag in dunklen Wolken, und es war kalt. Trotzdem lag eine Spannung in der Luft wie kurz vor einem Gewitter.

Heute würde es sich entscheiden. Heute würde der Dunkle Herrscher fallen.

Heute würde Damrod vielleicht sterben.

„Kind?“

Ich drehte mich um. Mardil stand hinter mir; der Wind zerzauste sein dünnes, weißes Haar und sträubte es um seinen Kopf zu einer Aureole.

„Ioreth sagte mir, Ihr fühlt Euch nicht wohl. Seid Ihr schon bei Oroher gewesen?“

Ich schüttelte den Kopf. Etwas Merkwürdiges geschah mit mir. Mardils Stimme entfernte sich, wurde sehr leise und kam zurück, um verzerrt in meinem Kopf zu dröhnen. Auch sein Gesicht schien sich zu verändern. Erst wurde es klein, als würde ich es durch das verkehrte Ende eines Fernrohres beobachten... dann wuchs es zu grotesker Größe und schwebte über mir wie ein riesiger Ballon.

„Mardil...“ sagte ich. „Mardil...“

Ich spürte, wie mir die Knie weich wurden. Ich stolperte vorwärts, auf den Kräutermeister zu, und als er versuchte, mich festzuhalten, berührte er die verbundene Stelle am rechten Arm.

Der Schmerz zuckte durch meinen ganzen Körper wie eine jähe Stichflamme. Ich schrie auf, hörte ihn sehr leise und weit entfernt „Um Himmels Willen, *Kind...!*“ ausrufen und fiel in Ohnmacht.

Die Adler kamen am frühen Nachmittag; Sie flogen über die Stadt, die riesigen Schwingen vergoldet im Sonnenlicht, und verkündeten den Sieg. Binnen einer halben Stunde läuteten alle Glocken in Minas Tirith und die Menschen versammelten sich aufgeregt und in fassungsloser Erleichterung auf den Straßen. Am Abend wurden überall Lampen entzündet, und niemand verspürte den Drang, ins Bett zu gehen. Als dann allerdings gegen Mitternacht der Jubel und Tanz nachließ, die Lampen gelöscht wurden und die Menschen sich endlich zur Ruhe legten, schliefen sie das erste Mal seit Wochen in wirklichem Frieden.

Von all dem bekam ich nichts mit; ich lag halb bewusstlos in einem der Krankenzimmer in den Häusern der Heilung. Mein Misstrauen, was die Wunde an meinem Arm anging, war berechtigt gewesen; sie hatte sich zwar oberflächlich geschlossen, darunter aber hatte sich ein Eiterherd gebildet, der jetzt für ein heftiges Wundfieber sorgte. Oroher öffnete die Wunde, säuberte sie gründlich mit einem Skalpell, wusch sie mit Branntwein aus und legte einen dünnen Federkiel hinein, damit jedes weitere Wundsekret abfließen konnte. Das alles war ungeheuer schmerzhaft und nur mit einer großen Dosis Mohnsaft zu ertragen; deshalb verbrachte ich die folgenden Tage damit, schwer betäubt dahinzudämmern. Von Zeit zu Zeit tauchten in meinem Blickfeld Gesichter auf, die ich kannte, und ich hörte vertraute Stimmen, aber ich war zu müde und elend, um zu sprechen, und mein Universum konzentrierte sich auf die Verletzung, die solch ein bösesartiges Eigenleben entwickelt hatte.

Die Tage verstrichen langsam, und überall in der Stadt begannen Reparaturarbeiten. Die zerstörten Häuser im ersten und zweiten Ring wurden abgerissen oder ausgebessert, und auf dem Pelennor brannten die letzten Leichenfeuer; die Bauern warteten ungeduldig darauf, ihre Felder zu bestellen, um wenigstens noch eine kleine Ernte einzufahren. Die ersten Familien, die vor der Belagerung in den Süden evakuiert worden waren, kehrten nach Minas Tirith zurück, und die Straßen, die ich so verwaist gefunden hatte, summten vor Geschäftigkeit.

Irgendwann Anfang April wachte ich eines Morgens auf und entdeckte Merry, der neben meinem Bett stand. In dem stillen schattigen Zimmer wirkte er wie eine Explosion der Lebensfreude; seine Augen strahlten, und als er merkte, dass ich ihn ansah, nahm er meine Hand.

„Ihr habt Recht gehabt!“ sagte er. „Pippin lebt, er hat die letzte Schlacht überstanden... nicht ganz unverletzt allerdings, anscheinend ist ein Troll auf ihn gefallen.“

„Wie schön.“ Ich lächelte schwach. „Dass er lebt, natürlich... nicht das mit dem Troll.“

Merry grinste, dann wurde sein Gesicht wieder ernst.

„Aber Ihr... Euch geht es nicht gut. Der Vorsteher hat mir gesagt, Eure Wunde hat sich entzündet...“

Ich nickte und zuckte zusammen; in meinem jetzigen Zustand tat mir selbst diese kleine Kopfbewegung weh.

„Ich bin sicher, es wird wieder.“ sagte ich müde. „Und ihr... was macht Ihr? Geht Ihr nach Cormallen?“

Ein durchbohrender Blick traf mich, scharf wie ein Schwert.

„Ich hatte bis vor einer halben Stunde *keine Ahnung*, wie der Ort heißt, wo ich heute hinfahre.“ sagte er langsam. „Eines Tages werdet Ihr mir erklären, woher Ihr so ungeheuer viel wisst.“

„Eines Tages.“ sagte ich. „Aber nicht jetzt. Grüßt Pippin von mir, wenn Ihr ihn seht. Und...“

... erschreckt nicht zu sehr, wenn Ihr Frodo das erste Mal begegnet. Ich drängte die Worte gerade rechtzeitig zurück und verfluchte hilflos den Mohnsaft, der es mir so schwer machte, klar zu denken.

„Und...?“

„Nichts.“ Ich schloss die Augen. „Ich wünsche Euch eine gute Fahrt, Merry Brandybuck. Und wenn Ihr einen hochgewachsenen Waldläufer namens Damrod seht, mit grauen Augen und langem, schwarzen Haar, dann sagt ihm, dass ich ihn liebe... “

„Das werde ich.“

Ich spürte ein letztes Mal den Druck seiner Hand, dann ging er leise hinaus.

Wo bist du, mein Liebster? Lebst du noch?

Ich seufzte, ließ den Kopf in die Kissen sinken und schlief ein.

Etwa eine Woche nach Merrys Abreise stieg das Fieber, und es stieg sehr hoch. Ich war tagelang nur halb bei Bewusstsein, und mein Dämmerzustand wurde von Träumen zerrissen, in denen ich wieder und wieder über das Schlachtfeld wanderte. Wieder und wieder erlebte ich den Angriff und die entsetzliche Panik, das Gefühl des Ausgeliefertseins und den Moment, als mein Peiniger starb; während dieser Träume warf ich mich so heftig in meinem Bett hin und her, dass Orother fürchtete, ich würde mich noch mehr verletzen und mich schließlich mit gepolsterten Ledergurten festbinden ließ.

Einmal öffnete ich die Augen und sah ein Gesicht, eingerahmt von dunklen Haaren, das sich über mich beugte. *Das Gesicht eines Mannes, und er sah beinahe aus wie...*

„*Damrod...*?“ Ich versuchte, die Hand zu heben, aber es ging nicht. Kühle Finger berührten kurz meine Stirn, dann verschwand das Gesicht. Ein anderes tauchte auf, diesmal ganz gewiss das von Ioreth, und eine andere Hand hob meinen Kopf an. Ein Becher wurde gegen meine Lippen gedrückt; ich trank, und das bittere Aroma von starkem Weidenrindentee erfüllte meinen Mund, leicht gemildert mit Honig.

Leise Stimmen neben mir, gedämpft und besorgt.

„Wie lange ist sie in diesem Zustand?“

„Schon seit Tagen, Herr Faramir. Wir versuchen, das Fieber zu senken, aber bis jetzt haben wir nicht viel Erfolg.“

Faramir.

Ob er etwas von Damrod wusste? Konnte er mir vielleicht sagen, ob es ihm gut ging? Ob er verwundet war?

Ich wollte ihn fragen, aber als ich den Mund öffnete, kam ein anderer Becher, und diesmal schmeckte ich den süßlichen, schweren Mohnsirup. Ich schluckte und versuchte wieder zu sprechen, aber das Fieber ließ meinen Kopf schwimmen, und ich brachte nur ein leises Wimmern zustande.

„Wird sie sich erholen?“

„Wir tun für sie, was wir können. Aber sie ist schwach.“

Meine Gedanken verwirrten sich. *Ein Feld voller Leichen... der Mann, der mich gegen den Boden presste... das Messer in meiner Hand und mein hochgerissener Arm... der schwere Körper, der auf meinem erschlaffte... Ich spürte, wie sich mein Rücken durchbog, als wollte ich ihn noch einmal abschütteln, und ich biss die Zähne zusammen; mein Atem war ein zischendes Stöhnen. Behutsame Hände hüllten mich in kaltfeuchte Tücher, während ich tiefer in die Betäubung versank.*

Hände... die Hände eines anderen Mannes, nicht grausam diesmal, sondern zärtlich und sanft... ein klares, schönes Gesicht und ein anderer Körper über mir, der wundersam mit dem meinen verschmolz... behutsame Berührungen und Küsse, tief und berauschend...

Mein Körper entspannte sich langsam, mein Atem wurde tief und regelmäßig.

Damrod.

Nach diesem Tag wurde es besser. Das Fieber sank langsam, und die Wunde heilte endlich sauber aus. Mein Appetit kehrte zurück, und Ioreth brachte allerlei Köstlichkeiten aus der Küche, von denen sie hoffte, dass sie mir schmecken würden.

Es dauerte eine Woche, bis Oroher den Federkiel entfernte und eine weitere, bis Alandel mich hinaus in den Garten trug und ich mich in dem Liegestuhl wiederfand, in dem ich schon einmal einen ganzen Tag verbracht hatte. Und von diesem Stuhl aus sah ich um die Mittagszeit den jungen Truchsess von Gondor mit seiner Braut vorübergehen.

Und seine Braut war sie ganz gewiss; die beiden gingen dicht nebeneinander und ihre tiefe Verbundenheit war fast mit Händen zu greifen. Irgendwann, während ich mühselig gegen das Wundfieber kämpfte, musste sich Éowyn endlich von ihren kalten Sehnsüchten und aussichtslosen Wünschen gelöst und sich dem Leben zugewandt haben... und dem Mann, der sie so geduldig liebte. Ich beobachtete die beiden mit müder Zufriedenheit, und plötzlich wandte Faramir den Kopf und entdeckte mich. Die beiden kamen über den Rasen auf mich zu.

„Noerwen!“ Der Truchsess lächelte mit echter Freude. „Also geht es Euch wirklich besser! Ich hatte mir Sorgen gemacht...“

„Ich weiß.“ erwiderte ich. „Ihr seid einmal bei mir gewesen, glaube ich.“

„Das stimmt.“ Er schaute zu Éowyn hinüber und sein Blick umarmte sie. Ich sah das Lächeln, das ihre Mundwinkel kräuselte, dann ließ sie sich ohne viel Federlesens auf dem Rasen nieder, ungeachtet des kostbaren, weißen Kleides das sie trug. Es war mit blauen und silbernen Fäden durchwirkt und floß wie kühles Wasser an ihr herunter, und es würde wahrscheinlich Grasflecken davontragen, wenn sie nicht sofort wieder aufstand. Statt dessen zog sie Faramir mit sich zu Boden, und er lachte und setzte sich neben sie.

„Meine Braut Éowyn, die Weiße Herrin von Rohan.“ sagte er, und seine Augen leuchteten vor Stolz.

„Hohe Frau...“ Ich hob leicht die Schultern, froh darüber, dass die starken Schmerzen im rechten Arm offensichtlich endlich der Vergangenheit angehörten. „Ich würde mich gern angemessen verneigen, aber ich fürchte, ich kann noch nicht einmal aufstehen.“

Sie lachte leise.

„Das macht doch nichts.“ Ihre Stimme war hell, angenehm und klar, und ich stellte fest, dass ich ihre liebliche, entspannte Erscheinung kaum mit der Beschreibung in Einklang brachte, die ich von Tolkien kannte. Noch viel weniger konnte ich mir vorstellen, dass sie mit dem Schwert über ihrem toten Onkel stand und das Wagnis auf sich nahm, einen Alptraum anzugreifen.

Andererseits hatte ich mir auch nie vorstellen können, einem Mann die Kehle durchzuschneiden.

Ich unterdrückte den Schauer, der mir den Rücken hinterrieselte und schloss kurz die Augen. Dann stellte ich Faramir die Frage, die mich schon seit Tagen beschäftigte.

„Habt Ihr von Euren Männern gehört? Sind sie wohlauf? Wisst Ihr etwas über...“ Ich zögerte. „...über Damrod von Ithilien?“

Sein Gesicht verdunkelte sich.

„Ich weiß nicht viel.“ sagte er. „Ich weiß nur, dass einige Waldläufer gefallen sind; Mablung ist tot.“

Ich zuckte zusammen und spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich. *Mablung, der mit einer hässlichen Schmarre quer über der Stirn aus Osgiliath zurückgekommen war... ich hatte ihn zum*

Tor von Minas Tirith hereinmarschieren sehen. Die Verletzung hatte nicht einmal mehr richtig abheilen können, bevor er starb.

„Und Damrod?“

„Ich will Euch nicht belügen.“ Er sah mich unverwandt an, mit ernsten, besorgten Augen. „Wir können es nicht mit Sicherheit sagen. Viele Verletzte werden noch gepflegt, und die Listen der Toten sind noch nicht vollständig. Wir werden erst dann völlige Klarheit haben, wenn das Heer gemeinsam mit dem König zurückkehrt.“

„Ich verstehe.“ sagte ich. „Ich... danke Euch.“ Mir versagte die Stimme. Meine Glieder wurden taub, als ich spürte, wie die altvertraute Panik heranrollte und mich zu überwältigen drohte.

Éowyn kam mir unerwartet zu Hilfe.

„Habt keine Furcht.“ sagte sie. „Faramir hat oft von Damrod gesprochen. Er ist ein guter Kämpfer... stark, bedachtsam und schnell. Er hat sicher überlebt.“ Ihre Finger schlossen sich um meine, und ich spürte ihre Kraft und ihren Mut so deutlich wie eine von Samt überzogene Stahlfeder. *Die Schildmaid von Rohan... und jetzt schützte sie mich.*

„Eure Hand ist eiskalt.“ sagte sie ruhig. „Und Ihr seid blass wie der Tod. Ihr müsst zurück ins Haus. Eine Mahlzeit und etwas Schlaf werden Euch wohl tun.“

Ich verkniff mir den Hinweis, dass ich in den letzten Tagen kaum etwas anderes getan hatte, als zu schlafen... ich fühlte mich elend und ich wusste, dass sie recht hatte. Sie rief Alandel, und er trug mich in das Krankenzimmer zurück. Ich wurde ins Bett gesteckt und Éowyn schob höchstpersönlich angewärmte Steine unter meine Bettdecke. Dann verabschiedete sie sich und strich mir sanft das Haar aus dem Gesicht, bevor sie hinausging. Ich sah ihr nach, ehrlich beeindruckt von dieser Mischung aus Sanftheit, Entschlusskraft und Stärke, dann ließ ich den Kopf zurücksinken und hatte das Gefühl, als sei das Licht im Raum plötzlich verblasst.

Wo war er? Lag er verletzt in einem Feldlazarett? Oder war er auf dem Schlachtfeld geblieben, gefallen wie sein Kamerad Mablung?

Ich presste das Gesicht in die Kissen und atmete den zarten Duft nach Lavendel, Kamille und frischem Leinen ein.

Damrod.

Der April ging zu Ende; die Stadt war ein Wirbel aus Menschen, Stimmen und Musik, die die einst so stillen Straßen erfüllte. Spannung und Vorfreude lag in der Luft; auch die Heiler wurden davon angesteckt, und Gerüchte schwirrten durch die Häuser. Mir wurde bewusst, wie lange Gondor keinen König mehr gehabt hatte... *mehrere tausend Jahre.* Jetzt begann ein neues Zeitalter, und die Menschen warteten darauf, ihren neuen Herrscher kennenzulernen.

In der Nacht vor dem ersten Mai schlief kaum jemand; Fackeln und Lampen brannten, überall ertönte Musik. Ich stand an der Mauer des sechsten Ringes und schaute hinunter auf das fröhliche Durcheinander von Farben und Licht. Ganz in der Nähe spielte jemand eine betörend süße Melodie auf der Flöte. Ich lauschte eine Weile, dann hob ich den Blick und sah über die Bastion hinweg auf den Pelennor. Auch er war in dieser Nacht nicht still. Dort, wo die Höfe zum Teil wieder aufgebaut waren, brannten überall Lichter, und dicht vor der Stadt erhob sich ein riesiges Zeltlager. Den ganzen Tag hatte ich die Wimpel wehen sehen... das weiße Pferd auf grünem Grund für Rohan, der Schwan, der auf leuchtendem Blau für Dol Amroth die Flügel spreizte und natürlich das Banner des Königs, der weiße Baum und die Sterne flammend hell auf dem tiefen Schwarz.

Ich wäre gern mit Ioreth hinunter gegangen; ihre Base aus Imloth Melui war gekommen, und als ich die beiden sah, wie sie im Garten saßen und miteinander redeten, war ich froh, dass ich inzwischen so viel mehr von ihr wusste, als in den Büchern stand.

Sie waren mir alle so teuer geworden. Und noch immer wusste ich nicht, ob der am Leben war, den ich am meisten liebte.

Das war auch der Grund, warum ich nicht mit den anderen hinunter vor das Stadttor ging, als der König endlich gekrönt wurde und in Minas Tirith einzog. Ich hätte Gandalf wiedersehen können, Merry und Pippin... ich hätte Aragorn sehen können, Frodo und Sam.

Aber ich war nicht sicher, ob ich Damrod sehen würde. Und ich fürchtete mich davor, ihn *nicht* zu sehen. *Nachfragen zu müssen. Erfahren zu müssen, dass er gefallen war.*

Also verkroch ich mich in Mardils Lagerraum. Auch er war geblieben; Schiffe waren endlich den Anduin hinaufgekommen und hatten Kräuter und Öle gebracht, die er lange entbehrt hatte. Ich half ihm, Eukalyptusöl, Fenchelöl und Zitrusöle aus großen Krügen in kleine Phiolen umzufüllen und trug die neuen Vorräte in die Bestandslisten ein, die ich angelegt hatte, als ich anfing, in den Häusern der Heilung zu arbeiten. Wir sprachen nicht viel; ich spürte wohl, dass Mardil mich beobachtete, aber ich wollte keine Fragen beantworten.

Endlich, gegen Mittag, wurden draußen Stimmen und Schritte laut. Ich hob den Kopf. Eine kleine, prächtig herausgeputzte Gestalt im Weiß und Grün der Riddermark war auf leisen Sohlen hereingekommen und stand vor mir.

„Merry!“ Ich stellte die Flasche, die ich gerade geöffnet hatte, vorsichtig auf den Tisch. „Meine Güte, das ist wirklich... beeindruckend.“

Der Hobbit lächelte; seine Augen funkelten.

„Ich glaube, ich habe etwas gefunden, das Euch gehört.“ sagte er.

„Was...“

Sein Lächeln vertiefte sich und er trat zur Seite. Hinter ihm erschien jemand im Schatten des Türrahmens und stand plötzlich in dem breiten Streifen aus Sonnenlicht, der durch das Fenster fiel.

Weiche Reitstiefel, leicht eingestaubt. Ein silberner Harnisch, halb bedeckt von einem langen, dunkelgrünen Mantel. Und darüber ein Gesicht, das ich kannte.

Ich stand auf und tastete nach der Lehne meines Stuhles. Die Worte, die ich sagen wollte, erstarben mir in der Kehle. Ich machte einen Schritt nach vorne, stolperte und prallte gegen den Tisch. Die Flasche fiel um und plötzlich duftete der ganze Raum intensiv nach Orangen.

„Da bin ich, mein Herz.“ sagte Damrod.

Ich machte einen weiteren Schritt auf ihn zu, und die Knie gaben unter mir nach. Bevor ich fallen konnte, war er bei mir und fing mich auf. In dem Moment, als ich seine Arme spürte, merkte ich, wie ich zu weinen begann, und ich sah ihn nur noch durch einen dichten Schleier. Ich hob eine zitternde Hand und legte sie auf seine Wange, und die Wärme und das leichte Kratzen der Bartstoppeln unter meiner Handfläche trafen mich wie ein heftiger Schock. Die Tränen strömten mir über das Gesicht, und dann lag sein Mund auf meinem und ich vergaß alles um mich herum.

Hinter mir hörte ich vage, dass Merry etwas vor sich hin piffte; es klang wie die fröhlichste Melodie, die je komponiert worden war.

11. Hell wie ein Stern

Ich stand auf einem weiten, grünen Feld, und über mir wölbte sich ein weiter Himmel, klar und wolkenlos. Auf der weiten Ebene waren Bauernhöfe verstreut. Etwa einen halben Kilometer vor mir erstreckte sich eine bemannte Mauer mit zahlreichen, hohen Toren, und weiter dahinter lag eine Stadt, die schneeweiß in der Sonne strahlte.

Das mussten die Pelennor-Felder sein. Aber von den Narben des Krieges war nichts mehr zu erkennen. So weit ich sehen konnte, wuchsen Obstgärten mit reifen Früchten, und wo keine Obstgärten angelegt worden waren, erstreckten sich wogende, ernteschwere Weizenfelder.

Natürlich. Die Schlachten waren geschlagen, es war Frieden, und König Elessar herrschte über Gondor. Vor mir lag die Straße, die über den Rammas Echor nach Minas Tirith führte. Es konnte

kein weiter Weg sein, und ein angenehmer war es noch dazu. Ich ging langsam auf die Stadt zu, und genoß das süße Aroma reifer Äpfel, mit dem die Luft geschwängert war.

Dann, ganz plötzlich, senkte sich weißer Nebel über die Landschaft, so dicht, dass ich von einer Sekunde zur anderen kaum noch meine Füße auf der sauber gepflasterten Straße sehen konnte. Ich tastete mich blind vorwärts, und plötzlich hatte ich losen Kies unter den Sohlen. Der Nebel löste sich in einzelne Schwaden auf und ich merkte, dass der Tag zu Nacht geworden war. Vor mir lag ein Teich, in dessen Oberfläche sich weiße und gelbe Lichter spiegelten.

Oh nein. Nein.

Ich wandte mich um und rannte instinktiv zurück, aber hinter mir war nun nicht mehr der Park, und auch nicht der in der Spätsommersonne gebadete Pelennor. Vor mir erhob sich eine Mauer, schwarz und fugenlos, und inmitten dieser Mauer ein gewaltiges, eisernes Tor. Silbriges Licht strahlte von dem Metall aus und beleuchtete komplizierte Eisenbeschläge, die aussahen, als seien sie aus fein geschmiedeten Elbenrunen zusammengesetzt. Ich prallte mit voller Wucht gegen das Tor, taumelte ein paar Schritte zurück und stand still, keuchend vor Entsetzen.

Nein. Bitte. Bitte...

Ich warf mich erneut gegen das Tor, ich schlug mit flachen Händen und geballten Fäusten dagegen und schrie.

„Nein! Tut mir das nicht an... bitte!“

Damrod war jenseits der Mauer. Die Gewissheit war wie ein brutaler Schlag ins Gesicht.

„Nein, bitte! Lasst mich hinein! Oh... bitte!“

Aber das Tor öffnete sich nicht. Und es kam keine Antwort.

„Noerwen?“

Ich saß aufrecht und schweißüberströmt im Bett, nur halb wach; das Zittern, das meinen Körper durchschüttelte, war so heftig, dass ich spürte, wie der Holzrahmen unter mir vibrierte.

„Noerwen?“

Allmählich begriff ich. Ich befand mich in meinem Zimmer in den Häusern der Heilung. Ich war immer noch in Minas Tirith und damit auch in Mittelerde.

Und den Valar sei Dank, auch Damrod war noch da.

Mit einem tiefen, schauernden Atemzug, der mehr als nur ein halbes Schluchzen war, ließ ich mich nach hinten in seine Umarmung sinken. Ich spürte ihn Haut an Haut, und instinktiv drehte ich mich um, klammerte mich an ihn und vergrub mein Gesicht an seiner Brust.

„Liebes, was ist denn?“

Allmählich ließ das Zittern nach und ich lag still.

„Ich habe nur geträumt.“ sagte ich leise.

„Wovon?“ Damrod zögerte, die dunkle Stimme, deren Klang ich so sehr liebte, war ein wenig heiser vom tiefen Schlaf, aus dem ich ihn gerissen hatte. „Von dem Überfall vor dem Tor?“

In den vergangenen Nächten war die Erinnerung an meinen Peiniger mehrfach zu mir zurückgekehrt, aber ich war nicht allein gewesen; ich hatte mich immer in Damrods Armen wiedergefunden. Und sein Körper war ein wunderbar tröstliches Heilmittel und hatte die brutalen Bilder jedes Mal vertrieben.

Ich schüttelte nur den Kopf. Diesen Traum konnte ich ihm nicht erzählen; er hätte zu viele Fragen nach sich gezogen, auf die es keine Antworten gab.

„Hab keine Angst.“ Er seufzte leise und streckte sich unter der leichten Wolldecke. „Ich bin ja hier.“

„Ich weiß. Ich weiß, mein Liebster.“

Für wie lange noch?

Ein paar Minuten später glitt er wieder in den Schlaf hinüber; ich konnte seinen ruhigen, tiefen Atem hören und spürte seine Arme, die mich hielten. Ich lag still, ängstlich bemüht, ihn nicht noch einmal zu wecken, lauschte auf den langsamen, stetigen Herzschlag dicht an meinem Ohr und starrte mit weit geöffneten Augen in die Dunkelheit.

Nach dem Frühstück musste Damrod fort; er hatte den ganzen Vormittag mit den Waldläufern von Ithilien zu tun. Als ich ihn gehen sah, wurde mir plötzlich klar, dass er bald nach Hause zurückkehren würde. Ich starrte hinter ihm her, während er die Straße hinunterging; ich sah die geschmeidige Art, wie er sich bewegte, wie er den Rücken hielt und den Kopf. Sein Körper war mir schmerzhaft vertraut – so, als würde ich ihn seit Jahren kennen. Und doch war es so, als sähe ich ihn heute zum ersten Mal.

Es waren Wochen ins Land gegangen, seit er an diesem unvergesslichen Abend plötzlich in der Tür des Kräuterlagers gestanden hatte. Der Frühling war dem Sommer gewichen, der Mittjahrstag war vorübergegangen und hatte die Hochzeit des Königs gesehen; die steinerne Pracht der Stadt schmückte sich mit einer Überfülle an Blüten in allen Farben des Regenbogens. Mein Arm war fast geheilt, und seit ein paar Tagen konnte ich wieder in den Häusern der Heilung arbeiten. Damrod diente, solange er noch in Minas Tirith blieb, in Faramirs Garde, die den jungen Truchsess begleitete und auf Patrouillen ritt. Jeden Abend kam er zurück in den sechsten Ring, und ich stand am Eingang der Häuser und sah ihn durch die Gärten auf mich zukommen. Und immer noch stockte mir jedes Mal der Atem.

„Noerwen?“

Ich wandte überrascht den Kopf und stellte fest, dass Gandalf neben mir stand. Ich hatte ihn gar nicht kommen hören.

„Herr!“ Ich verbeugte mich und strahlte ihn an. „Ich habe Euch kaum gesehen in den letzten Tagen – Ihr wart wohl sehr beschäftigt?“

„Gewissermaßen.“ Ein schwaches Lächeln spielte um seinen Mund. „Ich hatte etwas mit König Elessar zu erledigen.“

Ich konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen.

„Ihr habt nicht zufällig den Schössling des Weißen Baumes gefunden?“

Gandalf räusperte sich. „Ganz zufällig.“ sagte er. „In der Tat.“ Er warf mir einen scharfen Seitenblick zu. „Ich glaube, wir müssen uns unterhalten.“

„Jetzt?“

„Deswegen bin ich gekommen. Ich möchte, dass Ihr mich in mein Haus begleitet. Die Hobbits sind heute allesamt unterwegs, und wir sind ungestört.“

Ich folgte ihm ohne Widerrede. Der alte Zauberer legte ein erstaunliches Tempo vor, und als wir das Haus, das er sich mit den Hobbits teilte, endlich erreicht hatten, war ich außer Atem. Gandalf öffnete die Tür und ließ mich eintreten. Ich stand in einem mit Steinplatten belegten Flur; links an der weiß gekalkten Wand hatte man niedrige Garderobenhaken angebracht; im Augenblick waren sie leer. Gandalf ging mir voraus in eine große Küche. Breite Fenster mit weit geöffneten Läden ließen das morgendliche Sonnenlicht herein. Die Feuerstelle war kalt und ordentlich ausgeräumt; auf dem Rost stand ein Teekessel. Mitten im Raum befand sich ein riesiger, sauber geschrubber Tisch aus hellem Holz, umgeben von einem halben Dutzend Hocker. Mitten auf dem Tisch stand eine braune Tonschüssel voller Juniäpfel.

„Setzt Euch, Noerwen.“

Ich ließ mich auf einem der niedrigen Hocker nieder; er setzte sich mir gegenüber hin, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und sah mich an. Wie schon einmal, als er mich zum allerersten Mal gesehen hatte, durchforschten die dunklen Augen mein Herz und meine Seele und wieder wusste ich, dass es nutzlos gewesen wäre, mich zu wehren. Irgendwann zog er sich zurück und löste den Augenkontakt; er saß eine ganze Weile schweigend und mit gesenktem Kopf. Draußen rollte ein Fuhrwerk vorüber und der schrille, süße Gesang einer aufgeschreckten Amsel drang gemeinsam mit dem hölzernen Rattern der Räder zum Fenster herein.

Dann schaute er auf.

„Ihr spielt ein gefährliches Spiel, Kind.“ sagte er. „Das wisst Ihr doch, oder?“

Ich spürte, wie sich mein Körper anspannte.

„Was meint Ihr damit?“

Gandalf seufzte.

„Ihr seid erstaunlich, Noerwen.“ sagte er. „Ihr habt Euch unserer Welt so sehr angepasst, als wärt Ihr hier geboren. Ihr macht es den Menschen leicht, zu vergessen, das Ihr keine Vergangenheit habt, und dass eigentlich niemand weiß, woher Ihr wirklich stammt. Und in der schrecklichen Zeit, die jetzt hoffentlich hinter uns liegt, habt Ihr euch mehr als verdient gemacht. Ich habe mit Oroher gesprochen, mit Ioreth und den anderen Heilern... in den Häusern gibt es kaum jemanden, der nicht große Hochachtung für Euch empfindet.“

„Vielen Dank.“ sagte ich mit einem schwachen Lächeln. „Aber Ihr habt mich sicherlich nicht hierher geschleppt, um mein Loblied zu singen.“

„Nein.“ sagte er. „Ich habe Euch hierher geholt, um Euch zu warnen.“

„Wovor?“

„Vor Eurem eigenen Herzen vielleicht.“ Der Zauberer stand auf und fing an, langsam durch den Raum zu gehen. „Was Ihr tun konntet, um hier von Nutzen zu sein, habt Ihr getan. Ihr habt auch mir geholfen, mehr als einmal. Aber welche Verdienste Ihr euch auch erworben haben mögt, was Ihr *jetzt* tut, ist gefährlich.“

„Ihr sprecht in Rätseln.“ Ich starrte auf meine Hände herunter, die sich auf dem Tisch langsam zu Fäusten ballten. Ich wusste mit qualvoller Sicherheit, was er als nächstes sagen würde.

„Ich spreche natürlich von Damrod, und das wisst Ihr.“ Gandalfs Stimme war leise, aber durchdringend. „Ihr dürft Euch hier nicht binden, an niemanden. Niemand kann Euch garantieren, dass Ihr bleiben dürft. Ich habe in den letzten Wochen alte Schriften studiert und versucht, herauszufinden, ob es Fälle wie Euch in der Geschichte von Mittelerde schon gegeben hat. Ich habe nichts gefunden – nur Euch, und den *Pengolodh*, natürlich.“

Er blieb vor mir stehen, und dann umschloss eine alte, aber kraftvolle Hand mein Kinn und hob meinen Kopf an, so dass ich gezwungen war, ihn anzusehen. Ich starrte blind und verzweifelt zu ihm auf; in seinen Augen las ich tiefes Mitgefühl, aber auch die nackte Wahrheit, erbarmungslos und tödlich wie ein scharf geschliffenes Schwert.

„Ihr werdet wieder gehen müssen, eines Tages.“ sagte er. „Das kann morgen sein, nächste Woche oder vielleicht auch erst in einem Jahr. Wollt Ihr dann einen Mann zurücklassen, der seine Frau verliert, ohne zu wissen, warum? Und vielleicht nicht nur einen Mann, sondern auch Kinder? Ich weiß, dass der *Pengolodh* eine Familie hat... vielleicht ist das der Grund, warum er so mühelos zwischen den Welten hin- und herwechselt. Er ist in seiner Welt verwurzelt, und er weiß, wohin er gehört. Ihr aber...“

Er hockte sich vor mir nieder, und ich hörte das leise Knacken seiner protestierenden Gelenke.

„... Ihr bringt Euch in Gefahr, und nicht nur Euch allein. Ihr habt nur eine Möglichkeit. Beendet es, so lange ihr noch könnt, und so schmerzlos, wie es geht.“

„Schmerzlos?“ Ich starrte ihn an, erfüllt von einer Mischung aus Wut und Hilflosigkeit. „Glaubt Ihr wirklich, ich kann ihm das antun? Glaubt Ihr wirklich, das wird *schmerzlos*?“

„Nein, natürlich nicht.“ sagte Gandalf ruhig. „Aber je länger Ihr wartet, um der Sache ein Ende zu machen, desto schmerzhafter wird es, für Euch beide. Eure wahre Heimat ist nicht hier. Wenn Ihr diese Tatsache weiter missachtet, reißt Ihr euch über kurz oder lang selbst in Stücke.“

„Ich kann das nicht.“ flüsterte ich. „Ich liebe ihn so sehr.“

Meine Hände zitterten, und er nahm sie und hielt sie für einen Moment fest in den seinen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er sanft, „ich habe Euch Kranke pflegen, furchtbare Wunden nähen und einen unglücklichen Hobbit trösten sehen. Ihr habt einem sterbenden Krieger auf seinem Weg zu seinen Vätern die Hand gehalten. Woran es Euch auch mangeln mag, es ist sicherlich nicht der Mut, das Richtige zu tun.“

Ich spürte, wie er mir zart über das Haar strich, eine flüchtige, liebevolle Berührung, die mir die Tränen in die Augen trieb.

„Ich weiß, dass Ihr ihn liebt.“ fuhr er fort. „Und um dieser Liebe willen solltet Ihr ihn fortschicken, so schnell es geht. Das ist das Barmherzigste, das ihr für ihn tun könnt.“

Er stand auf und ging leise hinaus. Ich blieb, wo ich war und starrte blicklos auf die Holzmaserung der Tischplatte.

Damrod kam am frühen Nachmittag zurück. Ich hatte vorgehabt, im Kräutergarten auf ihn zu warten, wie ich das auch sonst immer tat, aber ich stellte fest, dass ich wie ein unruhiges Raubtier im Käfig hin- und herstrich, während ich nach ihm Ausschau hielt. Also flüchtete ich mich in Mardils Vorratslager, mein Refugium, und trug die neuen Lieferungen in meine Listen ein. Eine halbe Stunde später hatte er mich gefunden.

„Immer wenn ich an dich denke, habe ich den Geruch von Kräutern in der Nase.“ meinte er lächelnd. Er griff in das Schälchen mit getrockneten Lavendelblüten, das vor mir auf dem Tisch stand und zerrieb ein paar davon zwischen seinen Fingern, bevor er eine Hand auf meine Wange legte. Ich seufzte, drehte den Kopf und küsste die aromatisch duftende Handfläche.

„Immer wenn ich an dich denke...“ Ich sah ihm ins Gesicht, und was immer ich auch hatte erwidern wollen, die Worte blieben mir in der Kehle stecken. *Herrin der Sterne, wie sehr ich diesen Mann liebte. Und wie sehr würde ich ihm gleich wehtun müssen!*

„Schau mich nicht so an, mein Herz.“ sagte er plötzlich sehr leise. „Sonst vergesse ich noch, dass ich dich eigentlich zum Essen abholen wollte und entführe dich ganz woandershin.“ Er lachte ein wenig atemlos und ich legte kurz meine Hand über seine, bevor ich zurückwich und das Buch zuklappte.

„Ich möchte mit dir reden, Damrod.“ Ich stand auf. „Es wird Zeit, dir etwas zu erzählen.“

Mein Gesichtsausdruck musste ihm verraten haben, dass es sich um etwas Ernstes handelte.

„Hier?“ fragte er. Ich schüttelte den Kopf.

„Nein, draußen in den Gärten. Ich brauche frische Luft dafür.“

Wir gingen hinaus, und auf dem Weg die Treppe hinauf und durch den Gang spürte ich, dass er mich prüfend musterte. Aber er sagte nichts. Dann traten wir ins Freie und gingen über die frisch geharkten Wege bis zur Mauer. Ich lehnte mich mit dem Rücken dagegen und sah ihn an. Mein Herz schlug langsam und schwer. Ich hatte Angst, große Angst sogar. Aber ich musste es hinter mich bringen, und ich betete im Stillen, dass Gandalf recht hatte, was meinen Mut anbetraf.

„Bevor ich anfangen, musst du mir etwas versprechen.“ sagte ich.

„Was?“

„Dass du mir zuhörst und versuchst, mir zu glauben, auch wenn es dir schwer fällt. Dass du mich nicht unterbrichst. Und...“ Ich schluckte mühsam. „... dass du nicht gehst, bevor ich fertig bin.“

„Ist es so schlimm?“ Das schwache Lächeln, das kurz in seinen Augen aufgeblitzt war, erlosch wieder und er runzelte mit zunehmender Besorgnis die Stirn. Er machte einen Schritt auf mich zu, und ich wusste, dass er mich in die Arme nehmen wollte, aber ich versteifte mich und schüttelte den Kopf.

„Schlimm genug.“ sagte ich. „Hilf mir, es loszuwerden, indem du mir zuhörst. *Bitte*. Danach darfst du mich alles fragen, was du willst. Tust du das für mich?“

„Sicher.“ Er betrachtete mich aufmerksam.

„Erinnerst du dich an den Tag, als Ihr mich gefunden habt, deine Kameraden und Herr Faramir?“

Er nickte.

„Also... ich hatte mein Gedächtnis *nicht* verloren. Das war ebenso falsch wie meine armselige Maskerade als Junge. Ich wusste genau, wer ich bin. Und ich wusste auch, wo ich herkam. Ich hatte nur keine Ahnung wo ich war...“

Ich weiß nicht, wie lange ich sprach. Am Anfang lehnte ich noch an der Mauer, dann ging ich langsam hin und her. Als ich anfang, das erste nächtliche Gespräch mit Gandalf zu schildern, lehnte sich Damrod an eine blühende Kastanie, die dicht an der Mauer wuchs; ich sah, wie er die Arme verschränkte und wie sein Gesicht langsam jeden Ausdruck verlor. Mir sank das Herz, aber ich sprach weiter, während die Sonne hinter mir immer höher stieg und meinen Rücken wärmte. Und endlich war ich fertig, und ein langes, tiefes Schweigen legte sich über uns.

Endlich sagte er etwas.

„Du sagst, Gandalf hat es *gewusst*? Von Anfang an?“

Wenigstens glaubte er mir.

„Ja.“ Meine Stimme war ein wenig heiser; es war Ewigkeiten her, dass ich einen derartig langen Monolog gehalten hatte. „Er konnte meine Gedanken lesen. Und er sah, dass ich beim Anblick von Faramirs Erschöpfung an seinen Vater dachte, und er sah meinen Zorn.“

Damrod hob den Kopf und warf mir einen scharfen Blick zu.

„Wusstest du, dass er wahnsinnig war? Dass er versuchen würde, seinen eigenen Sohn bei lebendigem Leibe zu verbrennen?“

„Ja.“ sagte ich tonlos. „Und bevor du fragst – ich wusste von dem sinnlosen Angriff auf Osgiliath, von der Belagerung, und von der Schlacht vor dem Schwarzen Tor, und ich wusste, dass der Ring des Feindes ins Feuer gehen würde. Ich habe alles vorher gewusst... jedenfalls das meiste. Wie ich dir gesagt habe... es war alles aufgeschrieben.“

Ich versuchte, seinem Blick zu begegnen und sah, dass er vermied, mich anzusehen.

„Ich hatte solche Angst, etwas falsch zu machen. Ich hatte Angst, Dinge in Bewegung zu setzen, die sich vielleicht nicht mehr rückgängig machen lassen würden. In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nie so sehr gefürchtet.“

Ich sah, wie sich seine Wangenmuskeln anspannten.

„Komme ich vor in dem Buch dieses Mannes?“ fragte er leise.

„Ja.“ erwiderte ich. „Allerdings nur auf ein paar wenigen Seiten, gemeinsam mit Mablung. Der *Pengolodh* hat beschrieben, wie ihr in Ithilien den Ringträger und seinen Gefährten bewacht habt.“

Plötzlich lachte er. Es klang bitter und zornig.

„Dann bin ich also eine Randfigur, die deinem Gelehrten nicht mehr wert war als eine kurze Bemerkung?“

„Nicht für mich.“ sagte ich leise.

Er holte tief Atem, und ich sah, wie er die Fäuste ballte.

„Der andere Mann, der deinem Geschichtenerzähler so unwichtig war, ist in meinen Armen gestorben. *Er war mein Freund.* Und jetzt sag mir eines: So plötzlich wie du gekommen bist, könntest du auch wieder verschwinden?“

Ich senkte den Kopf.

„Das ist wahr.“ Ich hätte ein Lebensjahr dafür gegeben, wenn er sich mir jetzt genähert und mich berührt hätte. Aber er bewegte sich nicht. „Ich habe mich lange geweigert, darüber nachzudenken – ich habe mich so sehr daheim gefühlt, so sehr am richtigen Platz. Aber Gandalf hat mir geraten... mir *befohlen*... mit dir zu sprechen. Er machte mir klar, wie plötzlich ich von deiner Seite gerissen werden könnte.“

„Er hat es dir befohlen? Sag mir eines: wenn der alte Zauberer nichts gesagt hätte, wie lange hättest du noch gewartet mit diesen Offenbarungen?“ Jetzt kam er, jetzt spürte ich seine Hände... aber nicht mit der vertrauten Zartheit. Er umschloss meine Oberarme, so fest und unbarmherzig wie ein Schraubstock. „*Sieh mich an!* Wie lange hättest du gewartet?“

Ich hob den Kopf und sah ihn an, und wäre sein Griff nicht gewesen, ich wäre zurückgetaumelt. Der eisige Zorn in seinen Augen war wie ein Schlag ins Gesicht.

„Wie lange? Bis ich dich gebeten hätte, meine Frau zu werden? Bis ich dich heimgeführt hätte nach Ithilien? Bis du mein erstes Kind empfangen hättest? Bis es auf die Welt gekommen wäre?“ Die Worte trafen mich wie kurze Peitschenhiebe, und ich starrte ihn an, betäubt von Entsetzen und Schmerz. *Gandalf hatte mich gewarnt. Und wie recht er gehabt hatte!*

„Und natürlich hätte ich dich gefragt!“ Er ließ mich so abrupt los, dass ich schwankte und Mühe hatte, mein Gleichgewicht wieder zu gewinnen. „Ich bin kein Mann für eine Liebelei in Kriegszeiten. Du warst mir mehr als jede andere Frau je zuvor in meinem Leben, und ich wollte, dass du mir gehörst. Und du hast mich ermutigt! Du hast mich geküsst, du hast...“

Er sah mir ins Gesicht und in den Zorn in seinen Augen mischte sich so etwas wie Verachtung.

„... du hast mich in dein Bett geholt! Was war das... ein Spiel? Macht man das so in deiner Welt?“

„Nein!“ Meine Stimme war beinahe ein Aufschrei. „Nein, Damrod, nein! Ich liebe dich! Es tut mir so entsetzlich leid... Ich wollte dir nicht wehtun, ich war so glücklich, so froh, dass es dich gab. Ich hatte solche Angst dich zu verlieren!“

„Nun...“ Seine Stimme brach, und er räusperte sich. „Wärest du von Anfang an bei der Wahrheit geblieben, ich hätte vielleicht noch die Möglichkeit einer Wahl gehabt. Aber du hast geschwiegen und zugelassen, dass ich mich zum Narren mache. *Zur Hölle, Noerwen...*“

Plötzlich machte er einen Schritt vorwärts und packte mich ein zweites Mal. Er drängte mich gegen die Mauer und küsste mich, aber der Kuss war ohne jede Zärtlichkeit, und ich spürte die Wut, den Schmerz und die Verzweiflung in ihm, als er meine Lippen auseinander zwang. Ich bog in jäher Angst den Kopf zurück und versuchte ihn von mir zu schieben, aber sein Körper war unnachgiebig wie Eisen.

Und dann ließ er mich jäh los und trat zurück. Wir starrten einander an, und mein wildes Entsetzen spiegelte sich in seinen Augen wieder. Seine Schultern hoben und senkten sich, und sein Atem ging ebenso keuchend und mühsam wie meiner.

„Es wird besser sein, dass ich gehe, Noerwen.“ sagte er heiser. „ich will nichts tun, was ich später bedauern müsste, und ich will dich nicht so verletzen, wie du mich verletzt hast. Ich denke, ich habe auch so schon genug zu bereuen.“

Er machte auf dem Absatz kehrt und ging. Ich sah ihm nach, wie er die Gärten verließ, ohne sich noch einmal umzudrehen, und dann gaben meine Beine nach und ich fiel neben der Mauer auf die Knie.

Ich kann nicht mehr mit Sicherheit sagen, wie lange ich dort im Gras kniete. Ich war wie betäubt. Mir war klar gewesen, dass ich ein großes Risiko einging, wenn ich ihm die Wahrheit sagte. Ich hatte damit gerechnet, dass er mir vielleicht nicht glauben würde, oder dass er zumindest erschrak. Nur eines hatte ich mir nicht vorstellen können – dass dieser sanfte, zärtliche Mann mich mit einem solchen Zorn und einer solchen Verachtung ansehen würde.

Ich will dich nicht verletzen, wie du mich verletzt hast.

Endlich drehte ich mich um und zog mich an der Mauer hoch, bis ich wieder auf den Füßen stand. Vor mir lag der Pelennor in der Nachmittagssonne; die erste Saat der Bauern nach dem Krieg war bereits aufgegangen und junger Weizen wiegte sich grün im Wind.

Ich habe auch so schon genug zu bereuen.

Ein Schluchzen stieg in meiner Kehle hoch, würgend und schmerzhaft. Er war fortgegangen wie jemand, der nicht die Absicht hatte, jemals wiederzukommen. Meine Schultern krümmten sich und ich umklammerte die Mauer mit beiden Händen. Monatlang hatte ich mich in der trügerischen Sicherheit gewiegt, eine neue Heimat gefunden zu haben, und jetzt hatte mir der Mensch, den ich am meisten liebte, mit einem Schlag den Boden unter den Füßen weggerissen.

„Ist Euch nicht wohl? Kann ich Euch helfen?“

Bitte nicht. Nicht jetzt.

„Merry.“ Ich sprach mit unterdrückter Schärfe und ohne mich umzudrehen. „Ihr könnt mir *nicht* helfen... es sei denn, Ihr hättet gerade festgestellt, dass Ihr nicht mehr sicher seid, wo Ihr hingehört, dass der Weg nach Hause Euch so unwahrscheinlich vorkommt wie eine Wanderung zum Mond und dass das Heimweh Euch das Herz zerreißt, während Ihr Euch gleichzeitig davor fürchtet, die Schwelle Eures Hauses zu überschreiten. Und da das sicherlich nicht zutrifft, lasst Ihr mich wohl besser in Ruhe.“

Es folgte ein langes Schweigen. Dann:

„Ich glaube, ich kann mir ungefähr vorstellen, was Ihr meint.“

Ich drehte mich langsam herum.

Es war nicht Merry, der da vor mir stand. Es war ein Hobbit, aber er war kleiner als der Knappe von Rohan, und sein Haar war dunkler. Und älter war er auch, denn die Sonnenstrahlen ließen überall in den dichten Locken silberne Fäden aufleuchten. Sein Gesicht allerdings war weder alt noch jung und die Augen ruhig und aufmerksam; als er merkte, dass ich ihn anschaute, kräuselte ein halbes Lächeln seine Mundwinkel. Die obersten Knöpfe seines Hemdes standen in der Sommerwärme offen und ich bemerkte eine feine silberne Kette, die darunter auf seiner Brust hing. Und dann sah ich, dass seine Rechte einen leichten Verband trug.

Ich starrte ihn an und spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich. Für einen kurzen Augenblick hatte ich das Gefühl, als ob der Boden unter meinen Füßen schwankte, und wenn ich die Gabe gehabt hätte, aus eigener Kraft spurlos zu verschwinden, ich hätte es getan.

Das war Frodo Beutlin. Das war der Ringträger, und er hatte mir seine Hilfe angeboten und zum Dank war ich ihm über den Mund gefahren.

„Es tut mir leid...“ stammelte ich. „Um Himmels Willen, ich habe gedacht, Ihr wäret Merry!“

„Das erklärt natürlich alles.“ Das leichte Lächeln vertiefte sich zu einem Grinsen. „Wenn er es darauf anlegt, ist mein Vetter eine echte Heimsuchung.“

„Nicht für mich.“ sagte ich. „Ganz im Gegenteil. Er ist klug und freundlich, und ich mag ihn sehr.“

Er sah mich prüfend an, dann nickte er leicht.

„Dann seid Ihr wahrscheinlich Noerwen“ sagte er. „Merry und Pippin haben beide von Euch gesprochen, und Merry hat Euch beschrieben – in leuchtenden Farben, wenn ich das sagen darf.“

„Wirklich?“ Ich schüttelte leicht den Kopf; beim Gedanken an Merry's Stärke, Fröhlichkeit und Humor hob sich unwillkürlich mein Herz. „Ein gefährlicher Bursche ist das - ich wette, dass er unter den Hobbitmädchen im Auenland für reichlich Verwirrung sorgt, wenn er zu Hause ist...“

„Ich kann nicht für das Auenland sprechen.“ erwiderte er zwinkernd, „aber aus Bockland sind mir ein paar Geschichten zu Ohren gekommen, die für die Ohren einer Dame wohl kaum geeignet sind.“

„Dann müsst Ihr sie mir unbedingt erzählen!“

Wir sahen uns an und fingen beide an zu lachen. Ein Teil von mir konnte kaum glauben, dass mir das passierte; fassungsloses Staunen und eine seltsame Art von Ehrfurcht hatten für einen kostbaren Moment den Schmerz und die Angst aus meinem Herzen vertrieben. *Frodo. Frodo Beutlin aus dem Auenland.* Ich konnte einfach nicht fassen, dass er mir plötzlich gegenüberstand, in Fleisch und Blut, wirklich und lachend.

Jetzt hatte ich die Gelegenheit, ihn etwas gründlicher in Augenschein zu nehmen. Ich sah, dass er ziemlich dünn war (für einen Hobbit jedenfalls). Und in dem klaren Gesicht zeichnete sich das Alter bei näherem Hinsehen doch deutlicher ab, als ich zuerst gedacht hatte. Wenn er lächelte, bildeten sich ein Kranz von Krähenfüßen um die Augen, und zwei tiefe Linien zogen sich von seiner Nase hinunter zu den Mundwinkeln.

„Habe ich einen Rußfleck auf der Nase?“ fragte er plötzlich. „Es ist nur, weil Ihr mich jetzt schon eine ganze Weile anstarrt.“

Ich wurde knallrot.

„Ich bitte um Vergebung.“ stotterte ich, „aber ich fürchte, dieser... dieser prüfende Blick ist eine Berufskrankheit. Merry wird Euch vielleicht gesagt haben, dass ich in den Häusern der Heilung arbeite.“

Er seufzte.

„Ja, das hat er – aber ich bitte Euch, fragt mich nicht, wie es mir geht! Das tun nämlich *alle*, und zwar ununterbrochen, und wenn es nach Sam Gamdschie ginge – meinem Gärtner – dann würde ich meine Tage in Minas Tirith in einem Liegestuhl verbringen, so dick in Decken gewickelt, dass ich aussähe wie eine Seidenraupe.“

Er warf mir einen Seitenblick zu, resigniert und humorvoll zugleich.

„Würdet Ihr mir einen Gefallen tun?“

„Was für einen?“

„Setzt Euch ein bisschen zu mir, und wenn ihr Eure Güte auf die Spitze treiben wollt, dann sagt mir doch vorher, wo ich etwas zu essen finde. Mein Appetit ist zwar nicht, was er einmal war, aber ich glaube, ich habe den Elf-Uhr-Imbiss und das Mittagessen verpasst. So langsam bekomme ich doch Hunger.“

Ich lächelte ihn an.

„Ich besorge Euch etwas. Ich habe einen guten Draht zum Refektorium der Häuser. Wenn ich mich recht erinnere, dann hat die Köchin heute Morgen Fleischpastetchen und Nusskuchen gebacken. Klingt das gut?“

„Mehr als gut.“ sagte er. „Von den Fleischpastetchen hat mir Pippin auch schon erzählt, und er hat, seit wir hier sind, mehr als einmal kleine Raubzüge in diese Küche unternommen. Wahrscheinlich bekommt er dort noch Hausverbot.“

„Ich bin gleich wieder da.“

Die Köchin lachte, als ich sie nach Pippin fragte („So ein reizender kleiner Kerl – und immer so hungrig!“) und verriet mir, dass sie seit ein paar Wochen immer ein zusätzliches Blech Pastetchen buk, das bei den Hobbits reißenden Absatz fand. Und als sie erfuhr, dass der Ringträger draußen im Garten saß und auf einen Imbiss hoffte, ließ sie es nicht mit einem schlichten Tablett bewenden. Sie richtete eine großer Weidenkorb her, mit in Papier eingeschlagenen Fleischpastetchen, frischem Nusskuchen und mit Zuckerguss überzogenen Apfeltörtchen. Außerdem packte sie frisches dunkles Brot ein, sahnig gelbe Butter in einem Steinguttopf, ein großes Stück festen Käse und Schinken. Zuletzt brachte sie noch irgendwie Becher, eine Flasche Wein und einen Krug gekühltes Bier in dem Korb unter, und als ich diese Riesenmahlzeit die Treppe hinauf in den Garten gewuchtet hatte, taten mir Arme und Rücken weh.

Frodo stand an der Mauer und schaute hinaus auf den Pelennor. Ich ließ den Korb ins Gras plumpsen, rettete den Bierkrug vor dem Umfallen und sank auf dem Rasen zusammen. Er drehte sich um, sah mich und lächelte; ich schaute zu ihm auf und sah, dass die warme Nachmittagssonne einen Strahlenkranz um seinen Kopf legte, schimmernd und tiefgolden wie ein alter byzantinischer Heiligenschein.

„Nun, Frodo Beutlin,“ sagte ich, immer noch etwas außer Atem, „offenbar ist die Köchin der Ansicht, dass man Euch ein wenig herausfüttern muss.“

„Wahrscheinlich hat sie recht.“

Der Ringträger setzte sich mir gegenüber auf die Wiese, streckte bequem die Beine von sich und inspizierte den Korbinhalt. Die nächste Viertelstunde verbrachten wir in schweigend. Er tat den Fleischpastetchen der Köchin alle Ehre an und verschmähte auch das Bier nicht, danach verlegte er sich auf Brot, Käse und Schinken und wurde erst wieder aufmerksam, als er bemerkte, wie wenig ich aß.

„Nehmt von dem Nusskuchen, solange noch etwas da ist.“ sagte er. Er entkorkte sorgfältig die Weinflasche, füllte einen Becher und hielt ihn mir hin. Gehorsam nahm ich ihn entgegen und trank. Der Wein war weiß, kühl und würzig, und er schmeckte fremdartig und wunderbar zur gleichen Zeit.

Ich biss in den Kuchen und merkte aus den Augenwinkeln, dass er mich nachdenklich betrachtete. Er musste sich fragen, warum ich vorhin an der Mauer gestanden hatte wie ein Sinnbild verlorener Liebe (bevor ich ihm fast den Kopf abriss). Aber er sagte nichts; statt dessen sah er mir zu, wie ich langsam aufaß und an meinem Weinbecher nippte.

Endlich leerte ich den Rest meines Bechers in einem Zug und sah ihn an.

„Ich hatte einen Streit vorhin,“ sagte ich, „mit jemandem, an dem mir sehr viel liegt. Ich habe lange Zeit etwas vor ihm verborgen, und heute habe ich mich entschieden, ihm die Wahrheit zu sagen. Er hat es nicht gut aufgenommen.“

„Ihr seid nicht in Freundschaft geschieden?“

„Nein, geschweige denn in Liebe.“ erwiderte ich, und plötzlich brannten meine Augen.

„Oh.“ Er goss sich selbst ein Glas Wein ein, und plötzlich fragte ich mich, ob er überhaupt wirklich verstand, wovon ich sprach. Er hatte immer allein gelebt, und wenn er in etwas mehr als zwei Jahren in die Unsterblichenlande segeln würde, dann, ohne eine eigene Familie zu hinterlassen.

„Nun...“ sagte er, „manchmal muss man schweigen, um denen, die man liebt, nicht wehzutun. Die Wahrheit ist ein scharfes Schwert; sie kann furchtbare Wunden schlagen.“

Überrascht hob ich den Kopf; es war, als hätte er meine unausgesprochenen Gedanken gelesen.

„Woher...?“ Ich brach ab, als sich unsere Augen trafen, und für einen winzigen Moment sah ich hinter das gelassene Gesicht. Er rührte sich nicht, aber dann wandte er den Blick ab, als hätte ich ihn unerwartet ertappt.

„Fällt es Euch schwer, zu schweigen?“ sagte ich endlich.

„Nun ja...“ Seine Mundwinkel hoben sich in dem halben Lächeln, das ich schon gesehen hatte. „Wahrscheinlich leichter, als zu sprechen... jedenfalls mit denen, die ich liebe.“

Ich wartete.

„Sie sind alle so *besorgt*.“ sagte er plötzlich, und jetzt waren die Linien der Anstrengung sehr deutlich zu sehen. „Wenn ich eine schlechte Nacht habe, wenn meine Schulter schmerzt oder mein Nacken, dann versuche ich das zu verbergen, damit sie mir nicht ständig Fragen stellen. Aber ich weiß, dass sie mich beobachten... jeden Schritt den ich mache, jedes Wort das ich sage, ob ich viel esse oder wenig, oder gar nichts.“

Er betrachtete die Reste aus dem Picknickkorb der Köchin, die vor uns auf dem Rasen ein Stilleben bildeten.

„Ehrlich gesagt war dies das erste Mal seit Wochen, dass ich richtig Hunger hatte.“ gestand er. Ich nahm die Flasche und goss ihm nach, dann bediente ich mich selbst. Ich spürte, wie mir der Wein ganz langsam zu Kopf stieg... ich war sicherlich nicht betrunken, aber es war ein bisschen so, als säßen Frodo Beutlin und ich in einer schillernden Luftblase. Die verblüffende Offenheit mit der er zu mir sprach, obwohl er mich gar nicht kannte... die Tatsache, dass uns niemand störte, obwohl die Gärten der Häuser um diese Tageszeit normalerweise ziemlich bevölkert waren... all das machte die Szene so unwirklich wie ein Traum.

„Träumt Ihr manchmal?“ fragte er, und wieder war es, als hätte er meine Gedanken gelesen. „Und könnt Ihr Euch daran erinnern?“

„Selten.“ erwiderte ich. „Außer an den Traum von letzter Nacht... an den erinnere ich mich ganz genau.“

„Erzählt ihn mir.“ Er schaute mich an. „Erzählt ihn mir, und ich erzähle Euch meinen.“

„Ich habe von einem Tor geträumt.“ sagte ich langsam. „Und ich stand auf der falschen Seite. Ich stand außerhalb des Landes, nach dem ich mich sehnte, und ich konnte nicht mehr hinein. Ich rief und schlug gegen die Torflügel, aber niemand hörte mich.“

„Und ich...“ Er senkte den Kopf, dann hob er ihn wieder und hielt meinen Blick fest. „Ich ritt auf meinem Pony nach Hobbingen hinein, und um den Bühl herum... ein Hügel, unter dem Beutelsend liegt, mein Zuhause.“

Ich nickte.

„In meinem Traum war es Frühling, und überall blühten die Bäume. Ich ritt den Weg hinauf und kam an mein Gartentor.“ Seine Stimme war jetzt sehr leise; ich musste mich vorbeugen, um zu verstehen, was er sagte. „Ich stieg ab und band das Pony an den Torpfosten. Dann ging ich durch den Garten zum Eingang. Die Tür von Beutelsend ist rund und grün, und sie stand einen Spalt offen. Als ich gerade eintreten wollte, kam ein Hobbit heraus, den ich noch nie gesehen hatte. Er starrte mich verwirrt an, und ich merkte, dass es mich so wenig kannte wie ich ihn.“

Er leerte seinen Becher, und ich goss den Rest des Weines hinein. Jetzt sah er mich nicht mehr an; seine Augen folgten den Bildern in seinem Inneren.

„Ich fragte ihn: ‚*Wer lebt hier?*‘ Er starrte mich an, als sei ich verrückt. ‚*Nun, ich.*‘ sagte er. ‚*Ich und meine Familie.*‘ - ‚*Hat denn dieser Smial nicht einmal Bilbo Beutlin gehört, und danach Frodo Beutlin?*‘ fragte ich. Er dachte eine Weile nach, dann hellte sich sein Gesicht auf, als sei ihm etwas eingefallen. ‚*Oh ja...*‘ sagte er. ‚*Aber das ist mehr als hundert Jahre her.*‘ ...Und dann wachte ich auf.“

Er senkte den Kopf und fing abwesend an, mit seiner unverletzten Hand Grashalme abzureißen. Eine ganze Weile sagte keiner von uns beiden etwas. Ich betrachtete kummervoll den Hobbit, der vor mir auf der Wiese saß, während um uns her die Schatten allmählich länger wurden und das Sonnenlicht eine Farbe annahm wie geschmolzenes Kupfer.

„Ich habe Heimweh.“ sagte er endlich, und ich konnte den Schmerz in seiner Stimme hören. „Alles, was ich möchte, ist ins Auenland zurückzukehren und die Fäden meines alten Lebens wieder aufzunehmen. Ich sehne mich nach altvertrauten Wegen, nach dem Geruch der Bücher in meinem

Studierzimmer und dem Klappern der Schere von Sam Gamdschie in meinem Garten. Nach dem sanften Geräusch des Regens auf dem Grasdach von Beutelsend und dem Duft des Geißblatts, das sich neben dem Fenster meines Schlafzimmers hochrankt. Ich will nach Hause.“

„Ich weiß.“

Ich schloss die Augen. Noch nie hatte mir mein Wissen so schwer auf der Seele gelegen. Ich wusste, er würde im Auenland nie wieder wirklich zu Hause sein. Ich wusste, wann die Schulter am meisten schmerzen würde, und wann die Narbe im Nacken, und ich wusste, an welchen Tagen sich seine Seele besonders schwer verdunkeln würde. Ich sah seinen Weg vor mir... einen Weg, der aus dem Schrecken der Fahrt mit dem Ring hineinführte in die qualvolle Erkenntnis, dass er, der die größte Belohnung von allen verdiente, am Ende als einziger mit leeren Händen dastand.

Dann fiel ein Sonnenstrahl zwischen uns und ließ die Glieder der Kette unter seinem Hemd aufblitzen.

„Was tragt Ihr da um dem Hals?“

Er zuckte zusammen, als hätte ich ihn mit meiner Frage von weit her zurückgeholt. Dann streifte er sich die Kette um den Hals und gab sie mir... ein glitzerndes Häufchen Silber, das in meine Handfläche rieselte. gekrönt von einem großen, weißen Juwel. Die Fassung sah aus wie ein zartes Netz unendlich fein miteinander verwobener Blüten, und als ich den Stein in die Sonne hielt, flammte er zwischen meinen Fingern auf wie ein vom Himmel gefallener Stern.

„Das ist unglaublich schön.“ sagte ich leise und ehrfürchtig.

„Ein Geschenk der Königin.“ sagte er, und als ich ihm die Kette wieder zurückgab, fing der Stein das Licht ein zweites Mal ein und versprühte einen Schauer regenbogenfarbiger Funken über unsere Gesichter und Hände. Dort, wo der Juwel meine Haut berührt hatte, spürte ich eine wohltuende Wärme.

„Ich weiß, ich kann nur für mich sprechen.“ sagte ich schließlich. „Aber wenn ich eines gelernt habe, seit ich hier bin, dann dies: Trost und Hoffnung sind oft dort zu finden, wo man sie nicht erwartet. Jedenfalls habe ich heute Nachmittag beides gefunden, und dafür möchte ich Euch danken.“

Er schaute mich überrascht an, dann lächelte er. Es war ein wunderschönes Lächeln, das sein Gesicht von Schatten zu Sonnenschein aufleuchten ließ...aber dieses Mal kam die Helligkeit nicht von dem wundersamen Elbenjuwel, sondern aus einer Quelle tief seinem Inneren.

„Und ich möchte auch *Euch* danken. Lebt wohl, Noerwen.“ Er stand auf und verbeugte sich dann wandte er sich ab und ging über den Rasen zum Tor. Ich blieb still stehen und sah ihm nach, bis er hinter der Hecke verschwand. Ein seltsames Gemisch aus Freude und Trauer erfüllte mich, und plötzlich kamen mir Arwens Worte wieder in den Sinn, die sie zu Frodo gesagt hatte, als sie ihm den Edelstein gab.

Doch an meiner statt sollst du gehen, Ringträger, wenn die Zeit kommt und du es dann willst. Wenn deine Wunden dich quälen und die Erinnerung an deine Bürde schwer auf dir lastet, dann kannst du in den Westen fahren, wo du von all deinen Gebrechen und von deiner Müdigkeit geheilt wirst.

„Leb wohl, Frodo Beutlin.“ sagte ich sehr leise. „*Namarië, Iorhael.*“

Dann ging ich langsam ins Haus zurück. Ich hatte an diesem Tag keinen Dienst mehr, aber der Abend würde leer sein, und ich würde ihn allein verbringen müssen. Vielleicht konnte ich mich ein paar Stunden hinlegen und dann Oroher anbieten, für jemand anderen die Nachtwache zu übernehmen.

Ich ging durch die langen Korridore zu meinem Zimmer. Tagsüber sorgte Ioreth meist dafür, dass jemand mein Bett machte und Staub wischte, und sie vergaß nie, frisch geschnittene Blumen auf meinen Tisch zu stellen. Diesmal waren es frisch erblühte Teerosen, deren Duft mir süß und schwer entgegen drang, als ich die Tür öffnete. Ich sah den üppigen Strauß gelber Blüten und daneben ein Schälchen mit frischem Obst.

Und ich sah, dass das Zimmer nicht leer war. Jemand saß am Tisch, und als ich eintrat und die Tür hinter mir schloss, stand er auf.

Es war Damrod.

12. Abschied im Morgengrauen

An diesem Tag hatte ich Schrecken und Freude erlebt, bittere Scham und Enttäuschung, ungläubiges Staunen und einen gänzlich unerwarteten Frieden. Und jetzt, während ich still an der Tür stand und ihm anschaute, spürte ich seltsamerweise gar nichts. Ich betrachtete ihn sekundenlang wie einen Fremden; sein Gesicht war blass, müde und angespannt.

„Was machst du hier?“ Meine Stimme klang mir selbst unpersönlich in den Ohren, und ich sah, dass er leicht zusammenzuckte und die Stirn runzelte.

„Ich wollte mit dir reden.“ sagte er. „Ich... ich habe die Beherrschung verloren vorhin. Das tut mir leid.“

„Du hattest jedes Recht dazu.“ erwiderte ich ruhig. „Ich habe dich mit einer völlig wahnwitzigen Geschichte überfallen und dir gesagt, dass ich jeden Augenblick spurlos verschwinden könnte. Kein Wunder, dass du wütend geworden bist.“

Er senkte den Kopf und ich sah, dass er tief Atem holte.

„Ich... es...“

Er sah mich wieder an, die grauen Augen dunkel und bedrückt.

„Es war, als ob du mich benutzt hättest, um mich, wenn du gehst, zurückzulassen wie ein vergessenes Spielzeug. Aber... so bist du nicht. Ich bin in den letzten Stunden durch halb Minas Tirith gewandert, um nachzudenken. Und ich habe mich an jeden einzelnen Augenblick erinnert, den wir zusammen verbracht haben. *So bist du nicht*. Du bist freundlich und klug, du bist stark... und du bist großzügig. Dass du mich zum Geliebten genommen hast...“

Ein schwaches Lächeln geisterte um seine Mundwinkel.

„Du hast mich nicht ausgenutzt. Du hast mich *beschenkt*. Und...“

Ich sah, wie er errötete.

„... und ich weiß, dass ich dein erster Mann war. Du hast nicht mit mir gespielt. Ich hätte das nicht sagen dürfen. Und ich hätte dir auch nicht diese Umarmung und diesen... diesen Kuss aufzwingen dürfen. Ich schäme mich deswegen mehr, als ich sagen kann. Kannst du mir vergeben?“

„Natürlich kann ich das.“ sagte ich leise. „Ich hätte dir vertrauen sollen; es war nicht allein deine Schuld. Ich hätte dir besser schon eher die Wahrheit sagen sollen.“

„Du bist wahrhaft großzügig... mehr als ich verdiene, fürchte ich.“

Er seufzte tief, wandte mir den Rücken zu und trat ans Fenster.

„Wie dem auch sei, eine Wahrheit ist der anderen wert.“ Seine Stimme war leise, und ich trat näher, um ihn besser verstehen zu können. Aber ich berührte ihn nicht.

„Ich bin jetzt siebenunddreißig.“ fuhr er fort: „Ich habe dir erzählt, dass ich mit Faramir aufgewachsen bin... und als er seinen Dienst in Ithilien antrat, meldete ich mich freiwillig in seiner Kompanie. Das ist jetzt fast siebzehn Jahre her. Damals lebte meine Mutter noch... Mein Vater hatte ein Haus für sie gebaut, bevor er sie zur Frau nahm, etwa einen Halbstundenritt von Cormallen entfernt, direkt am Ufer des Anduin. Es ist aus Holz und Stein, nicht sehr groß, aber die Räume sind geräumig und hell. Es duftet nach den Zedernschindeln auf dem Dach, und man kann überall das Rauschen und Murmeln des Flusses hören.“

Er legte kurz den Kopf in den Nacken, ohne sich nach mir umzudrehen.

„Als meine Mutter vor fünfzehn Jahren an der Auszehrung starb, habe ich das Haus verschlossen; damals wanderten die Waldläufer schon als heimliche Schatten durch Ithilien, und die Bedrohung aus Mordor war so sehr gewachsen, dass die meisten Bewohner sich in Richtung Minas Tirith und weiter nach Lebennin zurückzogen. Damals kannte ich eine Frau... sie war in den letzten Lebensjahren meiner Mutter in unserem Haus ein- und ausgegangen, und ich mochte sie sehr.“

„Wer war sie?“ fragte ich leise und zögernd; ich war nicht sicher, ob ich das wirklich wissen wollte.

„Sie hieß Idril.“ antwortete er, und jetzt wandte er sich um und sah mich an. „Sie war kleiner als du, sehr flink und hübsch, und ziemlich aufbrausend. Sie machte andauernd Scherze über mich; sie fand, ich sei viel zu ernst, und schrecklich langsam.“

Ein schwaches Lächeln glomm in seinen Augen auf, verschwand aber gleich wieder.

„Und langsam war ich tatsächlich, wie sich herausstellte. Ich war damals ständig mit der Kompanie in irgendwelche Scharmützel verwickelt, weil Orkbanden durch Ithilien zogen und zu einer ständigen Bedrohung für diejenigen wurden, die sich weigerten, ihre Heimat zu verlassen. Und irgendwann hatte Idril genug davon, auf das entscheidende Wort von mir zu warten, und heiratete einen der Bauern, die noch geblieben waren.*“

„Warst du sehr unglücklich darüber?“ fragte ich vorsichtig.

Er zog eine Grimasse.

„Ja, ziemlich.“ sagte er langsam. „Ich hatte sie zu lange als selbstverständlich betrachtet, und jetzt war es zu spät. Ich versuchte, irgendwie damit zurechtzukommen und ließ mich für eine Weile nach Minas Tirith versetzen. Dann beschloss der Truchsess, Ithilien endlich evakuieren zu lassen. Nach und nach zog eine Familie nach der anderen über den Fluss. Idrils Mann aber weigerte sich zu gehen.“

Er seufzte und wandte sich wieder ab; ich sah, wie sich seine Hände so fest um das Fensterbrett schlossen, als wollte er seine Finger in das Holz graben.

„Faramir erzählte mir davon und ich ritt nach Ithilien, so schnell ich konnte. Gondor's Männer und zwei Kompanien der Waldläufer hielten die Straße zum Anduin frei, so gut es ging, und ich erreichte den Hof gegen Abend. Idril war damit beschäftigt, die Hühner zu füttern, als ich kam. Sie wollte mich hereinbitten und mir den Rest des Essens servieren, aber ich lehnte ab. Sie hatten nicht einmal damit angefangen, ihre Habseligkeiten zusammen zu packen. Sie taten einfach so, als würde ihnen nichts geschehen. Sie benahmen sich so, als ob alles, was ich sagte, um sie zur Abreise zu bewegen, nicht mehr sei als unvernünftige, kindische Panik.“

„Konntest du sie nicht überzeugen?“ flüsterte ich. Ich wollte das Ende dieser Geschichte nicht hören; ich konnte es mir bereits vorstellen. Aber ich wollte auch nicht, dass er aufhörte.

Damrod stieß ein kurzes, unfrohes Lachen aus. „Hast du schon einmal versucht, einen Felsen zu etwas zu überreden? Sie stand auf ihrem Hof und verstreute in weitem Bogen Futter, während das Federvieh zu ihren Füßen scharrte und nach meinen Stiefeln pickte. Ich redete auf sie ein, und sie lächelte still vor sich hin und sah mich die ganze Zeit über nicht an. Endlich hob sie den Kopf, kam auf mich zu, legte mir eine Hand auf die Brust und schnitt mir das Wort mitten im Satz ab. *„Ich bleibe hier.“* sagte sie sehr ruhig. *„Wenn Erestor nicht geht, dann gehe ich auch nicht.“*“

Er schwieg eine Weile; das Zimmer war sehr still. Ich trat hinter ihn und berührte sachte seine Schulter. Er wurde einen Moment völlig starr, dann entspannte er sich langsam.

„Ich ritt noch in der selben Nacht zurück; später erfuhr ich, dass der Hof noch am nächsten Tag angegriffen und das Haus über ihren Köpfen niedergebrannt worden war. Sie waren beide tot.“

„Es tut mir so leid.“ flüsterte ich. „Wie entsetzlich...“

„Ja, es war entsetzlich.“ antwortete er. „Und als ich durch die Stadt lief und versuchte, zu begreifen, was du mir gesagt hast – und was es bedeutet – da dachte ich wieder an Idril. Ich habe mir immer Vorwürfe gemacht, dass ich nicht eher gesprochen habe, als ich sie noch hätte zur Frau nehmen können. Oder dass ich sie nicht einfach mitgenommen habe an diesem Abend – notfalls mit Gewalt.“

Er wandte sich mir zu.

„Heute weiß ich, dass es nicht meine Schuld war... sie hatte ihren eigenen Kopf, und sie hat ihr Schicksal selbst gewählt. Aber ich will nicht noch einmal die selben Fehler machen. In den Jahren nach Idrils Tod habe ich mich langsam an den Gedanken gewöhnt, keine eigene Familie zu haben. Die Kompanie war mein Zuhause, die Männer waren meine Brüder – vor allem Mablung, und auch Faramir. Und dann kamst plötzlich du, mit deinem Mut, deiner liebevollen Stärke und deiner Hingabe, und ich konnte dieses Wunder einfach nicht fassen.“

„Ich weiß.“ Ich schluckte. „Ich kenne das Gefühl.“

Er kam zu mir und nahm meine Hände in die seinen. Ich schaute zu ihm auf; sein Gesicht war angespannt und sein Blick eigenartig hart, beinahe streng.

„Ich will dich nicht verlieren.“ sagte er. „Ich will nicht, dass du... *dorthin* zurückgehst. Aber wenn ich dich richtig verstanden habe, gibt es nichts, was du oder ich tun könnten, um zu verhindern, dass es vielleicht eines Tages passiert.“

Ich schüttelte den Kopf, unfähig, zu sprechen.

„Und ich weiß nicht, ob ich dir in deine... in deine Welt folgen kann.“ fuhr er fort. „Deshalb bleibt uns vermutlich nur, was wir jetzt haben... wir sollten die gemeinsame Zeit nutzen, die uns geschenkt worden ist. Und das will ich. Ich habe seit heute Nachmittag Order, morgen nach Hause zurückzukehren; Faramir reist mit seiner Frau nach Rohan, um den alten König zu beerdigen, und wir werden in Ithilien mancherlei vorzubereiten haben. Ich werde das Haus meiner Mutter wieder öffnen und in Ordnung bringen. Und in spätestens drei Wochen komme ich zurück nach Minas Tirith und hole dich.“

Ich schnappte nach Luft.

„Bist... bist du sicher?“

„Ganz sicher.“ Seine Hände umschlossen mein Gesicht, dann glitten sie hinunter zu meiner Taille und er zog mich an sich.

„Ich weiß nicht, ob du je nach unserem Brauch meine Frau sein wirst.“ sagte er leise in mein Haar hinein. „Aber was auch immer geschehen mag, für mich bist du die Meine, und du wirst es immer sein.“ Er sprach leise, aber mit Nachdruck dicht an meinem Ohr, und sein Atem ließ feine Haarsträhnen gegen meine Wangen wehen.

„Du bist verrückt, und es ist ein sträflicher Leichtsin, und du solltest mich zurücklassen und machen, dass du wegstommst... aber ich danke dir dafür, dass du es nicht tust.“ sagte ich, und meine Stimme schwankte zwischen Lachen und Weinen. „Ich liebe dich so sehr, dass es wehtut, weißt du das, du verrückter Kerl?“

„Ja, das weiß ich.“ erwiderte er heiser. Und dann hob er mein Kinn an und küsste mich; kein sanfter, zärtlicher Kuss diesmal, sondern eine leidenschaftliche Attacke auf meinen Mund, drängend und heftig. Der Atem staute sich in meiner Kehle und kam in einer heißen Explosion heraus, als er meine Lippen freigab.

„Ahhh...“

Sein Mund war wieder da, und noch nie zuvor war ich so geküsst worden, auch nicht von ihm. Ich fühlte seine Hände, die meine Kutte aufknöpften und das Hemd von meinen Schultern streiften, und dann waren sie überall auf meiner bloßen Haut. Ich merkte, wie ich zu zittern begann. Er löste sich noch einmal von mir, und ich wusste, dass er die Tür verriegelte und die Spätnachmittagssonne aussperrte, während ich still dastand und auf ihn wartete, die Augen geschlossen. Dann war er wieder da, und er zog mich an sich, und ich spürte seine warme Nacktheit und sein Begehren... und dann hob er mich hoch und trug mich zum Bett.

„Noerwen...“ flüsterte er, „Noerwen, *meine Geliebte...*“ und dann war er über mir und mit einer einzigen, fließenden Bewegung auch in mir, und ich klammerte mich an ihn, überwältigt von seinem Ansturm... und ich begriff, dass er mich mit jeder Berührung, mit jedem kraftvollen Vorstoß für sich beanspruchte, jeder Zentimeter meiner Haut sein Fleisch, seine Frau, *sein eigen*.

Und diese unverhüllte Inbesitznahme ließ mich in seinen Armen aufflammen wie ein Springfeuer, und ich gab mit wachsender Wildheit zurück, was mir geschenkt wurde. Ich hörte meine Stimme und erkannte sie kaum... rau vor Leidenschaft, hilflos um Gnade bittend und gleichzeitig um mehr flehend, um *immer mehr*, während er sich über mir aufrichtete und sich schneller bewegte, schneller und härter, ohne auch nur einen Moment die Augen von mir abzuwenden. Die Gnade, die er mir erwies, war süß und qualvoll zugleich, und sein heftiger Höhepunkt riss mich mit und erlöste uns beide.

Später schlief er ein, noch immer mit mir verschmolzen, und ich presste mein Gesicht in die dunklen Wellen seines Haares und trank seinen Geruch in mich hinein, und ich dachte daran, dass er morgen fort sein würde. Und dann dachte ich an Idril, deren Liebe und Starrsinn ihr den Tod gebracht hatte, und ich spürte ein so tiefes Mitgefühl und Verständnis, dass sich mir die Kehle zuschnürte. *Wenn er es gewesen wäre...*

Ich strich ihm das Haar aus dem Gesicht und küsste seine Schläfe; er murmelte etwas und seine Arme schlossen sich fester um mich, während er in seine Träume zurücksank.

Ich wäre auch bei dem Mann geblieben, den ich liebte... genau wie sie.

Ich erwachte kurz vor Sonnenaufgang, als eine Hand sich auf meine Schulter legte und mich sanft schüttelte. Ich öffnete die Augen. Eine einzelne Kerze brannte auf dem Tisch und Damrod stand über mich gebeugt, vollständig angezogen.

„Was...? Ist etwas geschehen?“

„Nein, mein Herz, es ist alles in Ordnung. Aber die Waldläufer brechen sehr früh auf, und ich wollte mich von dir verabschieden.“

Ich setzte mich auf, noch halb im Schlaf.

„Warum hast du mir das nicht schon gestern Abend gesagt?“ murmelte ich und rieb mir das Gesicht. Er lachte leise.

„Ich wollte nicht an den Abschied denken... nur an dich.“ sagte er sanft; seine Hände griff in mein Haar, das aufgelöst und zerzaust über meine nackte Brust fiel und nahm es zu einem lockeren Zopf zusammen... so wie er es in all den vergangenen Wochen immer wieder getan hatte. Ich seufzte und verschränkte meine Finger mit den seinen.

„Ich werde dich vermissen.“ flüsterte ich.

„Du wirst mich bald wiederhaben, mein Liebstes.“ Er küsste mich und liebte meinen Rücken, bevor er mich losließ und sich aufrichtete. „Würdest du dich anziehen und mit mir in die Gärten hinauskommen, bevor ich gehe? Ich möchte dir etwas geben.“

Also warf ich mir die Kutte über, schlüpfte in meine Sandalen und folgte ihm ins Freie. Hand in Hand gingen wir durch den Kräutergarten bis zur Mauer. Die Beete waren silberweiß vom Tau; es duftete stark und balsamisch nach Rosmarin und Lavendel. Der Himmel im Osten färbte sich von einem blassen Graublau zu einem sanften Rosaton; in wenigen Minuten würde die Sonne aufgehen.

Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Mauer; der frische Wind, der von den Bergen her wehte, fuhr in mein offenes Haar und ließ dicke Strähnen in mein Gesicht flattern. Damrod stand still, lächelte und betrachtete mich schweigend.

„Wie schön du bist.“ sagte er leise. Dann steckte er die Hand in die Tasche seines Umhangs und holte einen kleinen, dunkelblauen Samtbeutel heraus. Er zog sachte an dem Band, das ihn verschloss und ließ den Inhalt in seine gewölbte Handfläche fallen. Dann griff er nach meiner Rechten und plötzlich glitt etwas Kühles, Schweres über meinen Mittelfinger.

Ich hob die Hand, betrachtete den Ring, den er mir angesteckt hatte und hielt staunend den Atem an.

Die Ringschiene sah aus wie eine natürlich gewachsene Ranke mit zarten Blättern, schlank und schmal wie bei einer Pappel. Das Metall wirkte auf den ersten Blick wie Silber, aber es leuchtete

stärker, strahlend hell und kühl, wie mondbeschienenes Wasser. Der Ringkopf erinnerte an eine halb geöffnete Blüte, und ihre äußeren Blätter bildeten die Fassung für einen Stein, der in einem tiefen Moosgrün leuchtete, klar und rund wie ein Waldteich.

„Damrod...“ Ich war beinahe fassungslos über dieses Geschenk; noch nie hatte ich einen so schönen Ring gesehen. Es handelte sich offensichtlich um ein kostbares Erbstück.

„Das ist der Ring, den mein Großvater für meine Großmutter machen ließ.“ sagte Damrod sanft. „Es ist Zwergenarbeit. Meine Mutter bekam ihn, als meine Großmutter starb. Und sie hat ihn bis zu ihrem letzten Tag getragen.“

„Den kannst du mir doch nicht geben!“ Ich starrte ihn an und spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. „Was, wenn ich...“

„Still.“ Er nahm mein Gesicht in beide Hände und verschloss mir den Mund mit einem Kuss. „Ich habe jahrelang nicht mehr geglaubt, dass ich je eine Frau haben würde, die ihn trägt. Und ich möchte ihn an deiner Hand sehen.“

„Damrod...“

„Noerwen.“ Er sah mir in die Augen und zog mich fest an sich. „Erinnerst du dich, wie ich dir einmal gesagt habe, dass blinde Furcht der Tod eines Kriegers ist?“

Ich nickte, das Gesicht in sein weiches Wams gedrückt.

„Sie ist auch der Tod jeder Liebe. Mein Herz, ich weiß nicht, warum du hergekommen bist. Aber ich segne jeden Tag, an dem ich dich in meinen Armen haben darf. Ich will keine Angst davor haben, dich zu verlieren. Ich will mich auf eine Zukunft mit dir freuen. Du wirst mit mir in Ithilien leben.“

„Glaubst du das wirklich?“

„Aber sicher.“ Er lächelte und fing an, mein Haar zu streicheln. „Wir werden ein Kräuterlager anbauen, und die Kranken werden kommen, um sich von dir helfen zu lassen. Und abends werden wir am Ufer des Anduin sitzen, und ich werde dir all die Fragen stellen, für die jetzt keine Zeit mehr bleibt. Dann wirst du mir deine Welt erklären, und wenn es dunkel wird, gehen wir hinein und schließen die Tür hinter uns und ich werde dich lieben und du wirst neben mir einschlafen.“

Ich lauschte wie gebannt, beruhigt und getröstet von der tiefen Zuversicht in seiner Stimme. Endlich hob er mein Kinn an und sah mir in die Augen.

„Es war kein Zufall, dass du hergekommen bist, meine Geliebte.“ sagte er ruhig. „Daran glaube ich von ganzem Herzen... genau so, wie ich daran glaube, dass ich dich in ein paar Wochen holen komme. Ich werde rechtzeitig Nachricht schicken, damit du dich auf die Abreise vorbereiten kannst.“

Er küsste mich noch einmal, zärtlich und lange, und ich hielt ihn fest, erfüllt von seiner Wärme, dem Geruch seines Körpers und der pulsierenden Lebendigkeit seiner Haut unter meinen Fingern. Dann trat er zurück.

„Auf Wiedersehen, Noerwen.“ Sein Blick hielt mich noch, obwohl seine Arme es nicht mehr taten. „Auf bald, mein Herz.“

„Auf bald.“ erwiderte ich. „Ich liebe dich.“

Er drehte sich um und ging. Ich sah ihm nach, bis er hinter der Hecke verschwand, die den Kräutergarten begrenzte, dann wandte ich mich wieder der Mauer zu. Es dauerte fast eine Stunde, bis der Trupp der Waldläufer tief unten durch das große Tor ritt, aber ich rührte mich nicht von der Stelle, bis ich die Männer mit ihren Pferden sah... zwei Dutzend Gestalten in Dunkelgrün und Braun, die auf der Straße über den Pelennor immer kleiner wurden, bis sie endlich ganz verschwunden waren. Erst als ich sie nicht mehr erkennen konnte, drehte ich mich um und ging langsam wieder ins Haus zurück.

Ich hatte glücklicherweise keine Zeit, mich elend und verlassen zu fühlen; ich konnte mich gerade noch waschen und eilig im Refektorium frühstücken, bevor ich meinen Dienst antrat. Und ich hatte gerade erst angefangen, mit Oroher die Runde zu machen, als ein Maurer von einer der zahlreichen Baustellen in Minas Tirith eingeliefert wurde. Er war vom Gerüst gestürzt, und sein Rücken und seine Beine waren mit Prellungen übersät, aber am schlimmsten hatte es sein rechtes Handgelenk erwischt. Es war mehrfach gebrochen, und einige Knochen waren regelrecht zertrümmert.

„Wenn wir das Handgelenk nur schienen, wird es steif bleiben, und dann kann er nicht mehr arbeiten. Man hat mir gesagt, dass er eine Frau und drei Töchter versorgen muss.“ meinte Oroher, während wir uns unter dem hellen Oberlicht des Untersuchungsraumes über die Verletzung beugten.

„Was wollt Ihr denn sonst machen?“ fragte ich. Aus der offenen Wunde ragten weiße Knochenspitzen hervor, und ich war heilfroh, dass der Mann bereits in tiefer Betäubung lag. Zum ersten Mal konnte ich ziemlich genau nachvollziehen, wie sich einer unserer Patienten fühlte.

„Ihr habt ruhige, geschickte Hände. Wenn wir zusammenarbeiten, können wir ihm vielleicht den größten Teil seiner Beweglichkeit erhalten.“

Ich sah den Vorsteher zweifelnd an.

„Oroher, ich weiß nicht... das ist wie ein Zusammenspiel mit ungewissem Ausgang.“ sagte ich, während ich gleichzeitig verzweifelt versuchte, mir die genaue Struktur des Handgelenkes ins Gedächtnis zu rufen. Er deutete mein Stirnrunzeln offenbar ganz richtig, denn er trat an einen Wandschrank, schloss ihn auf und holte ein Pergament heraus, das er sorgsam auseinanderfaltete. Zu meinem Erstaunen sah ich darauf die Silhouette eines Armes mit vollständig eingezeichneten Oberarm- und Unterarmknochen, dazu Handgelenk, Hand- und Fingerknochen, und jeder einzelne davon, soweit ich das beurteilen konnte, anatomisch völlig korrekt.

„Wunderbar.“ hauchte ich. „Wer hat das gemacht – Ihr?“

„Nun...“ Er lächelte. „Mardil's Leidenschaft mögen die Kräuter sein, meine sind die Knochen. Vielleicht kann uns dies hier als Wegweiser helfen.“

Und so mühten wir uns, das zertrümmerte Handgelenk des Maurers einzurichten, so gut wir es vermochten. Der Vormittag ging vorbei, und noch immer standen wir unter dem Oberlicht des Behandlungszimmers über die offene Wunde gebeugt. Plötzlich entstand Bewegung an der Tür. Ich machte mir nicht die Mühe, aufzuschauen, aber ich hörte, wie jemand an den Tisch trat und dann Ioreths leise Stimme, die Oroher etwas ins Ohr flüsterte.

„Noerwen, Ihr solltet das Gelenk ein wenig strecken, bevor Ihr es gleich verbindet.“ sagte er. „Einen kleinen Moment, ich bin sofort wieder da.“

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie er in Richtung Tür ging; ich dehnte das Gelenk behutsam und griff dann nach einer der sauberen Verbandrollen, die neben mir auf einem Tablett lagen. In diesem Moment stöhnte der betäubte Maurer auf und zuckte heftig zusammen, und ich murmelte einen leisen Fluch vor mich hin.

„Vielleicht kann ich helfen?“ Jetzt schaute ich auf und entdeckte einen unbekanntenen Mann, der neben mir stand. Er war hochgewachsen und muskulös, mit einem klaren, scharf gezeichneten Gesicht, und das Haar, das ihm dunkel und glatt bis über die Schultern fiel, war von feinen, grauen Strähnen durchzogen. Trotzdem wirkte er nicht alt; er wirkte sehr lebendig und die Art, wie sich seine Lippen kräuselten, ließen auf einen gewissen Sinn für Humor schließen.

„Vielleicht.“ sagte ich. „Man muss ihn ruhig halten, damit ich den Verband anlegen kann. Bringt Ihr das fertig? - Aber bleibt von der Verletzung fern, Eure Hände sind nicht sauber genug.“

Ein Lächeln tauchte in den tiefgrauen Augen auf, die mich prüfend musterten.

„Ich werde mich bemühen.“ Er trat an das andere Ende des Tisches und legte dem bewusstlosen Mann, der jetzt zunehmend unruhiger wurde, eine Hand auf die Stirn. Der Maurer seufzte tief und lag still.

„Sehr gut!“ sagte ich verblüfft, dann griff ich erneut nach der Verbandrolle und arbeitete so schnell und behutsam ich konnte, bis eine saubere, weiße Bandage um die Wunde lag. Endlich richtete ich

mich auf und legte den Kopf in den Nacken. Mein Rücken war vom stundenlangen, gebeugten Stehen steif, und ich stöhnte unwillkürlich leise auf.

Der Fremde sah mich an und kam zu mir herüber.

„Darf ich?“ sagte er. Ohne meine Antwort abzuwarten, legte er beide Hände auf meine Schultern und ließ sie mit festem Druck entlang des Rückgrates bis hinunter zur Taille gleiten. Die Wirkung war erstaunlich – Wärme breitete sich in den verkrampften Muskeln aus und der dumpfe Schmerz ließ allmählich nach, bis er ganz verschwand. Der Mann trat zurück und ich drehte mich zu ihm um.

Er trug ein Wams aus schlichtem, aber eindeutig kostbarem Samt, der in luxuriöse Falten gelegt war. An der Schulter war eine Art Brosche befestigt; ein Adler spreizte seine Schwingen, und seine Klauen hielten ein Stein von hellem Goldgrün. Die Sonne stand jetzt genau über dem Oberlicht und die Strahlen fingen sich in dem Juwel und ließen es aufleuchten... *wie wenn die Sonne im Frühling durch junges Laub scheint.***

Ich sah dem Mann wieder ins Gesicht und verbeugte mich tief.

„Ich grüße Euch, König Elessar.“ sagte ich. „Ich bitte um Vergebung, dass ich Euch nicht früher erkannt habe.“

Er lächelte und neigte den Kopf.

„Nun, das ist kein Wunder.“ meinte er. „Schließlich sind wir uns noch nie zuvor begegnet.“

„Das stimmt nicht ganz.“ Ich fing an, mir das Blut von den Händen zu waschen. „Ich habe Euch am Tag Eurer Hochzeit gesehen... aber ich stand irgendwo weit hinten in der Menge und Ihr wart nicht größer als mein Daumen.“

„Und obendrein in schwarzer Rüstung und mit Flügelkrone.“ fügte er hinzu, und sein Mund kräuselte sich in einem schwachen Ausdruck humorvoller Resignation. „Vermutlich hätte ich mich selbst nicht erkannt.“

Ich trocknete mir die Hände ab und betrachtete ihn nachdenklich. Plötzlich hatte ich vor meinem inneren Auge das Bild eines Mannes in abgetragenen Leder und weichen Stiefeln, der abends an einem Lagerfeuer saß, dessen rotgoldene Flammen sich in seinen Augen spiegelten. Fast konnte ich den Tabak seiner Pfeife riechen, und ich fragte mich, ob er sich wohl nach dieser Zeit zurücksehnte... wenigstens manchmal.

„Ich bin mir sicher, auch an ein hohes Amt wie das Eure muss man sich erst gewöhnen.“ sagte ich sanft, kontrollierte den Puls des bewusstlosen Maurers und wandte mich dann wieder Aragorn zu. Ich stellte fest, dass er mich mit undurchdringlichem Gesicht beobachtete.

„Ihr sprecht aus Erfahrung, nicht wahr, Noerwen?“

Er beugte sich vor und sein Blick hielt den meinen fest; genau wie bei Gandalf hätte ich nicht wegschauen können, selbst wenn ich es gewollt hätte. Ich begriff schlagartig, wie viel Macht dieser Mann besaß.

„Ja.“ sagte ich mühsam. „Und offenbar wisst Ihr das.“

„In der Tat.“ erwiderte er. „Und zwar deshalb, weil Gandalf mit mir gesprochen hat.“

„Er hat... oh.“

„Nun...“ bemerkte er sanft, „ich nehme an, es ist ziemlich hilfreich für einen König, zu wissen, was in seiner Stadt vorgeht. Vor allem bei einem derart... *ungewöhnlichen* Gast.“

Ich holte tief Luft.

„Wer weiß noch davon?“

„Ich fürchte, ich, mein Kind.“

Ich zuckte zusammen und fuhr herum. Oroher war hereingekommen und betrachtete mich mit einer Mischung aus Schuldbewusstsein und Neugier. Ich starrte ihn fassungslos an.

„Wie lange?“

„Seit gestern. Gandalf hat nicht nur mit dem König gesprochen, sondern auch mit mir.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Um Himmels Willen, und was geschieht als nächstes? Ein öffentlicher Aushang auf allen großen Plätzen von Minas Tirith? Fanfaren und Herolde?“

Der König lachte leise, aber seine Augen blieben ernst.

„Gandalf hat es auf meinen Wunsch getan. Solltet Ihr plötzlich verschwinden, ist es sicherlich besser, wenn wir die Verwirrung in Grenzen halten.“

„Wie überaus vorausschauend.“ sagte ich trocken.

Jetzt lächelten auch seine Augen.

„Oh, ich bin sehr neugierig, mein Fräulein.“ meinte er zwinkernd. „Und sobald wir vom Begräbnis König Théodens zurückgekehrt sind und uns von unseren Freunden verabschiedet haben, werde ich Euch zu einem langen Gespräch bitten; dann möchte ich alles über die Welt hören, aus der Ihr stammt. Und ich bin sicher, Oroher brennt vor Eifer, zu erfahren, mit welcher geheimnisvollen Methode dort geheilt wird.“

Ich verneigte mich.

„Nun, ich weiß nicht, wer mehr vom anderen lernen kann - er oder ich.“ sagte ich.

„Ich habe keinen Zweifel, dass auch diese Gespräche hochinteressant sein werden.“ bemerkte der König. „Aber jetzt werde ich gehen; zwei Dutzend Ratgeber warten auf mich, um mich mit Fragen zu überhäufen... und ich bin sicher, wenigstens die Hälfte könnten diese Herren mühelos auch ohne mich beantworten.“

Er seufzte und ging in Richtung Tür; dann blieb er plötzlich stehen und drehte sich noch einmal zu mir um.

„Ach ja... ich habe keine Geheimnisse vor meiner Königin. Sie würde Euch gern kennenlernen, und sie erwartet Euch in zwei Stunden in ihren Gemächern.“

Er war kaum draußen, als Ioreth hereingewirbelt kam und mich mit strahlenden Augen in die Arme schloss.

„Meine Güte, Liebes!“ rief sie, atemlos vor Aufregung. „Eine Audienz bei der Königin... was für eine unglaubliche Ehre!“

Ich erwiderte die Umarmung, dann schob ich sie sanft von mir.

„Wahrhaftig, Ioreth.“ sagte ich und schaute an meiner grauen Kutte mit der blutbefleckten Schürze herunter. „Aber Ihr werdet ein anständiges Kleid für mich auftreiben müssen. So kann ich ja wohl kaum gehen, oder?“

Ich nahm ein hastig vorbereitetes Bad; währenddessen fand Ioreth innerhalb von einer Stunde tatsächlich ein passendes Kleid. Ihre Nichte Aragwen, deren Sandalen ich bis nach der Schlacht auf den Pelennorfeldern getragen hatte, nahm sich meiner Frisur an, flocht meine Haare zu zwei dicken Zöpfen und steckte sie mit Hilfe einer Unzahl von Haarnadeln aus ihrer Gürteltasche zu einer Krone auf. Das Kleid war tiefgrün, mit einem runden Ausschnitt und weiten Trompetenärmeln; sämtliche Säume und die Taille waren mit verschlungenen, silbernen Blättern bestickt. Es saß erstaunlich gut, ebenso wie die seidenen Schuhe. Als ich fertig angekleidet war, gingen die beiden Frauen prüfend um mich herum.

„Schön.“ sagte Ioreth und rieb sich das Kinn. „Aber irgend etwas fehlt noch.“

„Zu schade, dass Ihr keinen Schmuck besitzt, eine silberne Kette, oder vielleicht Ohrringe...“ meinte Aragwen.

„Aber ich habe etwas.“

Ich trat an die kleine Kommode, die mittlerweile in meinem Zimmer stand und zog die oberste Schublade auf. Oben auf einem Stapel weißer Unterkleider lag der kleine Samtbeutel. Ich holte ihn heraus, zog den Bündel auf, ließ den Ring in meine Hand gleiten und steckte ihn auf meinen Mittelfinger. Dann drehte ich mich um.

Ioreth schaute hinunter auf meine Rechte und ihre Augen weiteten sich.

„Liebe Güte, Kind, aber der ist ja wundervoll!“ Sie nahm meine Hand, hob sie hoch, drehte sie hin und her und betrachtete entzückt die leuchtenden Reflexe in dem runden Stein. Dann hob sie den Blick, sah mir in die Augen und ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. „Damrod?“

Ich nickte und spürte, wie ich errötete.

Sie umarmte mich mit einiger Vorsicht, um das Kleid nicht zu zerdrücken oder unwiderruflichen Schaden bei meiner Frisur anzurichten.

„Ich freue mich so für Euch!“ sagte sie. „Wann hat er ihn Euch gegeben? Werdet Ihr bald nach Ithilien abreisen? Werdet Ihr dort leben? Oh, wie ich Euch vermissen werde... aber Ihr werdet sicherlich sehr glücklich sein, jetzt, wo die Dinge sich auch dort zum Besseren gewendet haben, und Ihr werdet uns sicher besuchen, und wenn erst einmal Kinder da sind...“

„Hoppla, langsam!“ sagte ich lachend. „Noch bin ich hier, und der einzige Ort, wo ich im Augenblick hingehöre, sind die Gemächer der Königin.“

Die Tür öffnete sich und Oroher steckte den Kopf herein.

„Noerwen? Draußen steht eine Hofdame, um Euch abzuholen. Ihr... *Donnerwetter!*“ Er starrte mich verblüfft an, und dann tat er etwas, das ich dem gesetzten Vorsteher der Häuser nie zugetraut hätte – er piff anerkennend durch die Zähne.

Ich verneigte mich grinsend, dann richtete ich mich wieder auf, raffte die rauschenden Röcke und segelte hoch erhobenen Hauptes an ihm vorbei aus dem Zimmer.

Die Frau, die mich abholte, war in keiner Weise hochmütig, sondern sehr freundlich und sichtlich aufgeregt über ihren brandneuen Status als Mitglied von Arwens Hofstaat. Sie machte mir Komplimente über mein Aussehen und geleitete mich nach einem kurzen Fußweg das letzte Stück der Serpentinstraße hinauf an zwei schwarz gekleideten Wachen vorbei in einen weiten, gemauerten Hof. In der Mitte stand ein Springbrunnen, um den sich eine breite Marmorbank zog, über die Kissen verstreut lagen. Daneben erhob sich ein ganz junger Baum mit schneeweißer Rinde.

Die Hofdame bemerkte meinen Blick und strahlte vor Stolz.

„Ja, Fräulein!“ sagte sie. „Das ist ein Schössling des Ältesten Baumes. Unser König hat ihn mit eigenen Händen ausgegraben und eingepflanzt, und Herr Gandalf hat ihm geholfen. Und fast jeden Tag kommt unsere Königin, setzt sich dort hin und singt elbische Lieder. Manche meinen, davon wächst er besser.“

Sie führte mich über den Hof an weiteren Wachen vorbei in den Palast, und ich folgte ihr durch eine ganze Flucht prächtiger Empfangsräume bis zu einer breiten Treppe, die in ein anderes Stockwerk führte. Ich hätte gern mehr Zeit gehabt, mich umzusehen; ich kam mir vor wie in einem prachtvollen Museum. Teilweise waren die marmornen Wände wunderbar bemalt, teilweise von kostbaren, seidig schimmernden Draperien und Gobelins verhüllt. An einigen Stellen wurden die Mauern von hohen Buntglasfenstern durchbrochen, und die Sonnenstrahlen, die durch dieses Glas fielen, ließen die weißen, elegant geschwungenen Stufen in allen Farben des Regenbogens aufleuchten.

Endlich waren wir oben, und ein Diener öffnete und mit einer tiefen Verbeugung eine reich geschnitzte Tür aus Eichenholz. Ich trat ein und hörte, wie die Hofdame mich ankündigte; ich weiß noch, dass die zwei Dutzend Haarnadeln, die meine Flechten an Ort und Stelle hielten, sich alle gleichzeitig in meine Kopfhaut bohrten. Die mehrschichtigen Röcke meines Hofgewandes, die mir nach der losen, weiten Kutte sehr füllig vorkamen, drohten sich um meine Knie zu wickeln und ich trat ungeduldig und möglichst unauffällig danach. Ungeachtet der großen Ehre, die mir erwiesen wurde, wünschte ich mich plötzlich brennend in ein friedliches Krankenzimmer, um ein gebrochenes Bein zu schienen oder einen Hautriss zu nähen.

„Willkommen, Noerwen.“

Die Königin von Gondor kam mir entgegen, und was immer ich auch als höfliche Begrüßung hatte sagen wollen, erstarb mir auf den Lippen.

Ich hatte immer Schwierigkeiten gehabt, mir vorzustellen, wie Elronds Tochter aussah; die Beschreibung des *Pengolodh* hatte mich nicht so recht zufrieden gestellt. Weiße Haut, schwarzes Haar und graue Augen... das hätte genauso gut Schneewittchen sein können oder irgendeine andere farblose Märchenprinzessin. Aber jetzt stand mir die Frau, die man den *Undómiel*, den Abendstern ihres Volkes nannte, in Fleisch und Blut gegenüber, und sie nahm mir den Atem.

Weiße Haut, wahrhaftig, aber nicht ohne Farbe – sie war wie Alabaster, durchscheinend und von innen erleuchtet. Ihre Augen waren so grau wie der Ozean nach einem Sturm, freundlich und vielleicht ein wenig neugierig, aber voller Tiefe von ertragenem und überwundenem Leid, und strahlend von Leben und neuer Freude. Und das schwarze Haar war ein mitternächtlicher Mantel, der ihr in seidnen Wellen über die Schultern und den Rücken fiel.

Ihr Gewand war lang und weit und scheinbar aus vielen dünnen Seidenschleiern von der Farbe von blassestem Mondlicht bis zu dunkelstem Anthrazit gemacht. Ihre Arme und Hände waren entblößt und ohne jedes Geschmeide; ihr einziger Schmuck war eine Perle wie ein Tränentropfen an einem zarten Silberfaden auf ihrer hohen Stirn. Ihre Lieblichkeit war so überwältigend, dass das prunkvollste Kleid und die kostbarsten Juwelen ihrer Schönheit nichts hinzufügen konnten; nichts konnte schöner sein als die Vollkommenheit. Neben ihr fühlte ich mich hoffnungslos übertrieben herausgeputzt.

„Herzlich willkommen in Gondor.“ sagte sie mit einer warmen, musikalischen Stimme, die jedes Wort so klingen ließ, als sei es Teil eines Liedes. „Obwohl Ihr, wenn ich es recht bedenke, schon länger hier seid als ich.“ Und dann lachte sie, und ich verlor einen wenig von meiner ehrfürchtigen Scheu und schaffte es endlich, mich angemessen zu verneigen.

Sie dirigierte mich zu einem kleinen Tischchen mit Einlegearbeiten in Emaille und Gold, das am Fenster stand. Er war mit kleinen Tellern und kostbaren Kristallgläsern gedeckt, und auf einem Tablett stand eine üppig gefüllte Obstschale und eine Platte mit feinem Gebäck. „Der Ringträger hat mir erzählt, Ihr esst nicht genug.“

Sie setzte sich und bedeutete mir, das selbe zu tun. Als ich mich in dem dick gepolsterten Stuhl zurücklehnte, stach eine der Haarnadeln schmerzhaft in meine Kopfhaut, und ich zuckte heftig zusammen.

„Habt Ihr Schmerzen?“ Die Königin runzelte die Stirn. „Man hat mir gesagt, Ihr habt während der Schlacht vor Minas Tirith eine Verletzung davongetragen.“

„Nein, Majestät, die ist längst verheilt.“ erwiderte ich. „Um die Wahrheit zu sagen, eine freundliche Seele hat mir die Haare hochgesteckt, um mich bei Hofe präsentabel zu machen, und diese Nadeln bringen mich um.“

Ich schlug mir die Hand vor den Mund – *sagte man so etwas zu einer Königin? Was würde sie nur von mir denken!*

Aber Arwen lachte fröhlich und schüttelte den Kopf, so dass ihr dunkles Haar flog.

„Nehmt sie heraus, liebes Kind!“ sagte sie. „Und dann trinkt Ihr ein Glas Wein und esst eines von diesen Mandeltörtchen, damit ich Frodo morgen sagen kann, dass es Euch geschmeckt hat.“

Ich pflückte eine Nadel nach der anderen aus der komplizierten Hochsteckfrisur und erinnerte mich an das Picknick mit Frodo im Garten der Häuser der Heilung. Ich rief mir sein ruhiges Gesicht in Erinnerung, das seine Ängste und seinen Schmerz so geschickt hinter einer Maske der Gelassenheit verbarg, und seine leise Stimme, die davon erzählte, wie er sein eigenes Zuhause nicht mehr wiederfand.

„Wir haben zusammen gegessen und uns gegenseitig unsere Träume erzählt...“ sagte ich versonnen, goss mir aus dem Krug ein, der in einer Schale auf einem Bett aus klein gehackten Eisbrocken stand und griff gehorsam nach einem der Törtchen. „Er sehnte sich danach, heimzugehen, und ich hatte Angst davor.“

„Tatsächlich?“ Die Königin beugte sich vor.

„Aragorn sagte mir, dass Ihr aus der selben Welt stammt wie der *Pengolodh*. Ich kannte ihn; eine Zeitlang kam er regelmäßig nach Bruchtal und verbrachte ganze Tage in der Bibliothek meines Vaters.“ Sie lächelte. „Er wusste, dass es mein Vater nicht mochte, wenn er das Pfeifenkraut der Hobbits zwischen den Schriftrollen und Büchern rauchte, also ging er abends immer hinaus auf eine der Terrassen. Ich erinnere mich, wie er auf und ab wanderte, eine blaue, würzig duftende Wolke um den Kopf, und das Rauschen der Wasserfälle mischte sich mit seiner Stimme, die irgendetwas auf *Quenya* oder *Sindarin* zitierte.“

„Er kannte Bilbo, nicht?“

„Oh ja – und schon, *bevor* der nach Bruchtal kam. Er hat ihn oft im Auenland besucht. Aber seit mindestens zehn Jahren habe ich ihn nicht mehr gesehen.“

„Er wird herkommen.“ sagte ich. „In ein paar Wochen oder Monaten vielleicht, aber kommen wird er. Er hat die ganze Geschichte des Ringkrieges aufgeschrieben, und in meiner Welt haben viele Tausende von Menschen sie gelesen. Und er wird jemanden brauchen, der sie ihm erzählt.“

Mittlerweile war ich auch die letzte Haarnadel losgeworden, ließ die Haare mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung über meine Schultern hinunterfallen und nahm einen Schluck Wein. Dieser war süßer und fruchtiger als der letzte, den ich gemeinsam mit Frodo gekostet hatte; er hatte eine tiefgoldene Farbe und ein reiches, fülliges Aroma, wie ein schwerer Muskateller.

„Wisst Ihr, ich zerbreche mir den Kopf, warum ich hierher gekommen bin.“ Ich sah die Königin an und seufzte. „Der *Pengolodh* reist durch diese Welt, er betritt und verlässt sie so mühelos wie ein Kind im Spiel. Vielleicht ist er so etwas wie der Chronist von Mitteleerde. Aber ich...?“

Die Königin betrachtete mich aufmerksam. „Ihr habt in den Häusern der Heilung gedient und Euch großen Respekt erworben. Und nach dem, was Gandalf gesagt haben musst, habt Ihr ihn mehrmals aufgerichtet, wenn er den Mut verlor. Meint Ihr nicht, dies ist auch ein Verdienst?“

„Ich weiß nicht.“ Ich nippte an meinem Wein und wich ihrem Blick aus. „Ich habe auch gewusst, dass der alte Truchsess versuchen würde, sich und seinen Sohn zu verbrennen, aber ich habe nichts unternommen. Und der Ringträger...“

Ich brach ab. Arwen beugte sich vor, die Augen scharf, das Gesicht angespannt. In diesem Moment hatte ich eine ziemlich deutliche Vorstellung davon, wie ihr Vater aussah.

„Was ist mit dem Ringträger?“

Ich holte tief Luft.

„Es war ein guter Einfall, ihm Euren Juwel zu geben. So hat er wenigstens diesen Ausweg, wenn er seine Erinnerungen nicht mehr erträgt.“ sagte ich leise, und dann versagte mir die Stimme und ich brach zu meiner eigenen Überraschung in Tränen aus.

„Kind... *Kind*...“ Das graue Gewand rauschte und plötzlich stand die Frau des Hohen Königs von Gondor neben meinem Sessel. Eine kühle, weiche Hand legte sich auf meine Wange, die andere streichelte mein Haar, ihre Stimme ein beruhigendes, wortloses Murmeln in meinen Ohren.

„Es tut mir leid...“ Ich versuchte erfolglos, die Tränenflut einzudämmen. „Ihr müsst verstehen, ich kannte Frodo Beutlin nur aus einem Buch, und selbst als Figur aus einer Geschichte war er mir

unendlich teuer. Aber jetzt habe ich ihn mit eigenen Augen gesehen, und..." Ich vergrub mein Gesicht in dem seidenen Tuch, das mir in die Hand gedrückt wurde.

„Frodos Schicksal liegt nicht in Eurer Hand.“ sagte Arwen ruhig. „Ihr seid nicht für seinen Seelenfrieden zuständig.“

„Das ist nicht das einzige, was mich bekümmert.“ Ich wischte mir die Augen. „Es gibt einen Mann in meinem Leben, und er ist aus *dieser* Welt, nicht aus meiner. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, und für eine Weile war er sehr, sehr zornig auf mich. Aber er ist zurückgekommen, und ich liebe ihn, und er hat mir einen Ring gegeben und ist verrückt genug, mich zur Frau nehmen zu wollen, dabei weiß ich nicht einmal, ob ich hierbleiben kann..." Ich presste die Hand auf meinen Mund und schüttelte hilflos den Kopf.

„Ist das der Ring, den ich die ganze Zeit an Eurer Hand sehe?“ Die Stimme der Königin war sanft. „Darf ich ihn einmal näher anschauen?“

Ich zog ihn vom Finger und legte ihn in ihre Hand. Sie drehte ihn behutsam hin und her. Der Stein leuchtete grün und tief auf ihrer Haut, und das Metall der Fassung und der Schiene strahlte wie weißes Feuer.

„Das ist herrliche Schmiedearbeit,“ sagte sie, „und ein wunderbarer Stein. Sehr Ihr, hier oben ist er ganz glatt geschliffen, aber die Unterseite ist mit kleinen, sternförmigen Facetten übersät. Deswegen glitzert das Licht darin wie Sonnenstrahlen auf einem Teich. Wisst Ihr, woher der Ring stammt?“

„Mir wurde gesagt, es sei Zwergenarbeit.“ erwiderte ich.

„Das erklärt das Material.“ sagte sie und nickte. „Hat den Ring vor Euch schon jemand getragen?“

„Ja. Seine Mutter und seine Großmutter.“

„Das heißt, er muss an die hundert Jahre alt sein. Seht Ihr, dass der Ring nirgendwo Kratzer oder Gebrauchsspuren hat?“ Die Königin fuhr mit einem schlanken, weißen Finger an der Schiene entlang. „Das wäre kaum möglich, wenn es Silber wäre. Das ist ein Ring aus *Mithril*, mein Kind.“

Meine Augen weiteten sich, und Arwen lächelte mich warm an, während sie meine Hand nahm und den Ring behutsam wieder an meinen Finger steckte.

„Wenn ein Mann Euch ein solches Schmuckstück schenkt, dann muss er Eurer und seiner selbst sehr sicher sein. Ihr habt so viel Liebe gegeben und empfangen, seit Ihr hier seid, und unendlich viel Mut bewiesen, Noerwen. Ihr solltet ihn jetzt nicht sinken lassen.“

Ihr Lächeln vertiefte sich.

„Und wo Ihr in Zukunft auch leben werdet – in Ithilien, hier in Minas Tirith oder in Eurer eigenen Welt – Ihr werdet an diesem Hof immer willkommen sein.“

Als ich gegen Abend in die Häuser der Heilung zurückkehrte, wartete Ioreth auf mich. In meinem Zimmer half sie mir, das enge Mieder des grünen Kleides zu öffnen und hängte das Prachtstück auf einen Bügel, während ich erleichtert in meine dünne Kutte schlüpfte und mir das Gesicht wusch.

Nach einer Weile hörte sie auf, mich mit Fragen über die Audienz zu bombardieren, drückte mich auf den Stuhl und fing an, mir mit langen, gleichmäßigen Strichen die Haare zu bürsten.

„Ioreth?“

„Ja, Liebes?“

„Möchtet Ihr Euch nicht langsam mit Mardil versöhnen?“

Die Hand mit der Bürste hielt inne.

„Wieso sollte ich das?“ Ihre Stimme klang angespannt.

„Wie Ihr ihn einmal geliebt habt... genauso, wie er Euch geliebt hat.“ Ich drehte mich zu ihr um und schaute in das alte, freundliche Gesicht mit den dunklen Vogelaugen, das mir so vertraut geworden war.

„Es macht mich traurig, mit anzusehen, wie Ihr mit ihm umgeht. Mardil ist ein wunderbarer, weiser alter Mann, und er ist wie ein Großvater für mich. Was macht es, dass er manchmal etwas vergisst? Ihr beide solltet das Alter miteinander genießen... statt dessen läuft er ständig vor Eurer spitzen Zunge davon.“

„Kind, das ist über vierzig Jahre her...“ murmelte sie abwehrend.

„Genau.“ Ich nahm ihr die Bürste aus der Hand. „Und die Kränkungen, die er Euch in seiner Zerstretheit unabsichtlich zugefügt hat, ebenfalls. Deshalb wird es Zeit, ihm zu vergeben.“

Ich umarmte sie und roch den Duft konzentrierter Kräuter und frisch gebügelten Leinens, der sie umgab, und den ich für immer mir ihr und den Häusern der Heilung verbinden würde.

„Ich möchte, dass meine liebsten Freunde sich vertragen.“ flüsterte ich ihr ins Ohr und küsste sie auf die Wange.

In der Nacht zuvor hatte ich wenig geschlafen und der Tag war anstrengend genug gewesen; während des Abendessens im Refektorium fielen mir ein paar Mal die Augen zu. Deshalb ging ich zu Bett, noch bevor es richtig dunkel geworden war, und ich glitt langsam in einen Traum hinein.

Ich wanderte über eine Sommerwiese; das Gras streifte meine bloßen Füße und über meinem Kopf wiegten sich die dicht belaubten Zweige von Eichen und Buchen. Sonnenlicht und der bewegte Schatten der Bäume tauchten die Landschaft in ein grüngoldenes Licht; plötzlich öffnete sich das Gehölz zu einer weiten Lichtung, die an ihrem entfernten Ende von Weiden begrenzt wurde; ich konnte dahinter das satte Rauschen eines breiten Flusses hören.

Auf der linken Seite der Lichtung stand ein Haus; das Erdgeschoss war aus grauem Naturstein gebaut, das niedrige Obergeschoss mit den tief heruntergezogenen Gauben war aus Eichenholz gezimmert, das mit der Zeit eine warme, dunkle Patina angenommen hatte. Die Sonne, die warm durch die Bäume schien, ließ die schmalen Schindeln auf dem Dach silbrig aufschimmern.

Ich wusste, wessen Haus das war, und ich wusste, er wartete dort auf mich. Gleich würde ich ihn wiedersehen.

„Damrod?“

Ich beschleunigte meinen Schritt und kam dem Haus immer näher, aber plötzlich verdunkelte sich das warme Tageslicht erst zu einem trüben Grau, und dann übergangslos zu tiefem Schwarz. Ich stolperte, zögerte und blieb stehen.

Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Finsternis. Mein Blick wanderte aufwärts und sah vertraute Tengwar-Beschläge und silbrig schimmerndes, massives Metall. Ich stand zum zweiten Mal vor dem Tor... und wieder auf der falschen Seite.

Ich öffnete die Augen.

Das Zimmer war dunkel und still. Ich konnte meinen schweren Atem hören und meinen jagenden Herzschlag fühlen, der nur zögernd ruhiger wurde. Ich stand auf, trat ans Fenster und stieß die Flügel auf. Kühle Luft strömte herein, und der Himmel zeigte den zarten, rosigen Widerschein des nahenden Sonnenaufgangs.

Ich hatte fast acht Stunden geschlafen, bevor mich der Traum hochschrecken ließ; jetzt war ich hellwach. Nach kurzem Zögern zog ich die Kutte über mein Nachthemd, legte ein Schultertuch um, das mir Ioreth vor zwei Tagen geliehen und noch nicht wieder abgeholt hatte, und ging hinaus ins Freie.

Die Kräutergärten lagen still im Zwielflicht; während ich auf bloßen Füßen über die Raseneinfassungen der Beete zur Mauer hinüberging, verstärkte sich das Leuchten und der Himmel wurde heller.

Ich erreichte meinen Lieblingsplatz an der Mauer und setzte mich unter der hohen Kastanie ins Gras. Irgendwo krächte ein Hahn; seine Stimme klang wie eine schrille Fanfare, die den Tag herbeirief. In wenigen Stunden würde die große Gesellschaft aufbrechen... Théoden auf dem Weg zu seiner letzten Ruhestätte, Faramir und Éowyn, die in Edoras ihr Verlöbnis bekannt geben würden, Aragorn und seine schöne Königin, und die vier Hobbits.

Ich lehnte meinen Kopf an den Baumstamm; mir fiel ein, dass ich noch immer nicht Sam kennen gelernt hatte, ebenso wenig wie Galadriel und Celeborn, und auch nicht Legolas und Gimli. Wahrscheinlich würden viele Bürger der Stadt ihren König verabschieden wollen, warum also nicht ich? Ich würde mich waschen und anständig anziehen – das grüne Kleid hing ja noch an der Tür meines Zimmers – und dann würde ich mich verabschieden. Ich dachte an Merry und seinen mutmachenden Humor, an Pippin, der neben seinem Vetter in den letzten Wochen seine Fröhlichkeit wiedergefunden hatte, und an Frodos stilles, bedrücktes Gesicht...

Ich sehne mich nach altvertrauten Wegen, nach dem Geruch der Bücher in meinem Studierzimmer und dem Klappern der Schere von Sam Gamdschie in meinem Garten.

Aber ich nicht, dachte ich. Ich habe keine Sehnsucht nach zu Hause, wenigstens nicht nach dem Ort, an dem ich geboren wurde. Ich möchte das Haus am Fluss finden und den Mann, von dem ich weiß, dass er dort ist und alles für meine Ankunft vorbereitet. Ich möchte bei Damrod sein.

Allmählich drang die Feuchtigkeit des Taus bis auf meine Haut. Ich stand auf, bürstete mir Rindenstückchen und Grashalme von der Kutte und machte mich auf den Rückweg ins Haus. Vielleicht konnte ich genügend warmes Wasser für ein Bad auftreiben.

Plötzlich schien die Erde zu wanken und schleuderte mich zu Boden. Ich spürte, wie sich der Kies des Weges schmerzhaft in meine Handfläche und Knie bohrte. Der Garten rings um mich her verschwand hinter dichtem, lautlosen Weiß und ich hob den Kopf, verwirrt und erschrocken. *Was geschah mit mir?*

Und dann wusste ich es und hörte mich wie von weit her aufschreien. *Oh nein.* Das durfte nicht sein, nicht jetzt. *Nicht ausgerechnet jetzt.*

Krampfhaft krallte ich die Hände in den Boden und versuchte, mich an meine Welt zu klammern, aber ich hatte keine Kontrolle mehr. Ich wurde herumgeworfen wie ein Stock in einer Stromschnelle, geradewegs aus der zerbrechlichen Hülle meines Körpers und hinein in ein blindes Nichts. Aber selbst dort durfte ich nicht bleiben, obwohl ich mit der ganzen Verzweiflung meines letzten bewussten Gedankens danach verlangte. Vergessen schlug über mir zusammen, und ein Name hallte in meinem Geist wider und in dem Abgrund, in den ich gestürzt war.

Damrod, Oh mein Gott, Damrod.

Ich kann kaum etwas sehen. Dicker Nebel wirbelt vor meinen Augen und meine Ohren dröhnen. Ich merke, dass meine Füße mich mit stolpernden, unsicheren Schritten vorwärts tragen, aber ich weiß nicht, wohin. Meine Knie sind weich und ich taste mit ausgestreckten Armen verzweifelt nach Halt. Endlich bleibe ich stehen, keuchend und zitternd vor Angst.

Ich friere entsetzlich. Ein schneidender Wind fährt unter meinen Pullover; es fühlt sich an, als würde mir jemand einen Schwall Eiswasser über Brust und Rücken gießen.

Es ist stockfinster, und es ist kalt. So kalt.

*Die eigentliche Evakuierung von Ithilien fand schon 50 Jahre früher statt (HdR, Anhang B, „Zeittafel der Westlande“, Zitat: „2954: ... die letzten Bewohner Ithiliens flüchten über den Anduin“). Ich habe mir für die Erzählung von Damrods unglücklicher Liebe die Freiheit genommen, diese Flucht 50 Jahre weiter nach hinten zu verlegen, in das Jahr 3004.

**Das kursive Zitat mit der Beschreibung der Brosche (oder Spange) stammt aus „Die Gefährten“ (2. Buch, 8. Kapitel: „Abschied von Lòrien“). Galadriel übergibt den „Elbenstein“ als eine Art vorgezogener Hochzeitsgabe an Aragorn.

13. Pilgerreise

Ich wurde Anfang März aus dem Sanatorium entlassen – nicht „geheilt“, aber wenigstens stabil. Damit würde ich zufrieden sein müssen.

Ich sah zu , wie der Taxifahrer sich ans Steuer setzte und los fuhr und lehnte mich mit einem tiefen Seufzer in den Fond zurück. *Endlich nicht mehr Theater spielen. Endlich niemanden mehr täuschen müssen.* So elend ich mich auch fühlte, wenigstens das war eine Erleichterung.

Das Taxi rollte eine baumgesäumte Landstraße entlang, und ich sah, das die Baumkronen von weißen Blüten übersät waren. *Frühling...* Die Nacht, in der ich mich im winterlichen Park wiedergefunden hatte, blind am Teich entlang stolpernd, lag beinahe zwei Monate zurück. *Beinahe zwei Monate, und beinahe ein ganzes Leben.*

Eine Woche, bevor ich gehen durfte, hatte ich Frau Meinhardt angerufen; sie kam seit dem Tod meines Vaters einmal in der Woche als Putzfrau zu mir, und ich machte eine heroische Anstrengung, ihr zu erklären, was mit mir passiert war. Sie hörte sich meine stockend vorgebrachte (und selbstverständlich erfundene) Geschichte an, schnalzte ein paar Mal mitfühlend mit der Zunge und machte sich danach mit ihrer Tochter daran, mein Haus auf Vordermann zu bringen.

Als ich das Gartentor aufstieß, über den gepflasterten Weg zur Tür ging und aufschloss, kam mir der Geruch gut gelüfteter Räume und Orangenöl-Möbelpolitur entgegen. Alles war sauber und aufgeräumt und spiegelte vor Reinlichkeit. Der Küchenfußboden war auf Hochglanz poliert und der Kühlschrank mit Butter, Käse und kaltem Fleisch bestückt. *Nach mehr als vier Monaten muss es verdorbene Lebensmittel gegeben haben,* dachte ich, aber Frau Meinhardt war sehr gründlich gewesen, und es gab keinerlei Gestank, sondern nur frische Sauberkeit. Da war auch ein Laib frisches Brot, und die Tonschüssel, die meine Mutter aus einem lang vergangenen Urlaub in Italien mitgebracht hatte, stand auf dem Küchentisch, gefüllt mit *Granny Smith-Äpfeln.*

Eine Tonschüssel mit Juniäpfeln, in einer anderen Küche. Licht, das durch große Fenster hereinfliegt und ein sauber geschrubberter Holztisch. Und ein Zauberer mit weißem Bart, der mir gegenüber saß.

„Eure wahre Heimat ist nicht hier. Wenn Ihr diese Tatsache weiter missachtet, reißt Ihr euch über kurz oder lang selbst in Stücke.“

Ich zuckte zusammen und starrte einen Augenblick blind ins Leere. Dann sah ich den Zettel mit Frau Meinhardts großer runder Schrift, der auf dem Tisch lag.

„Liebe Frau Steinenberg! Ich hab die Gardinen gewaschen und alles sauber gemacht. Wenn ich nichts von Ihnen höre, komm ich am Freitag, so wie immer.“

Ich starrte auf den Wandkalender mit Friesenhäusern, den ich mir jedes Jahr kaufte, seit ich das erste Mal bei meiner Großmutter zu Besuch gewesen war. Heute war Montag. Die ganze Woche erstreckte sich lang und leer vor mir. Außer meiner Putzfrau wusste niemand, dass ich wieder da war.

Faith.

Ich drehte mich um und ging hinüber ins Arbeitszimmer. Die Platte meines Schreibtisches war wie der Rest des Zimmers makellos sauber, und auf der Lederunterlage, die ich von meinem Vater übernommen hatte, stand der zugeklappte Laptop.

Ich öffnete ihn und schaltete ihn ein. Der Bildschirm leuchtete auf; ich setzte mich auf meinen Schreibtischstuhl und ging ins Netz. Ich konnte ihr eine Email schreiben. Ich konnte ihr sagen, dass ich wieder da war, und dass ein Bericht folgen würde, der mein langes Schweigen erklärte. Aber als ich die Unzahl der Nachrichten sah, unter der mein Postfach fast in die Knie ging, verlor ich plötzlich den Mut. Ich wusste, ich hätte jede einzelne anschauen und Hunderte von Antworten geben müssen, aber ich konnte es einfach nicht.

Ich schaltete das Laptop ab und blieb einen Augenblick reglos sitzen. Dann stand ich auf und verließ das Zimmer. Neben der Haustür stand noch immer die kleine Reisetasche, die mir eine freundliche Schwester im Sanatorium gekauft hatte. Sie enthielt die Kleidungsstücke zum Wechseln, die sie mir besorgt hatte, etwas Kosmetika, mein geheimes Tagebuch und die Sachen von jenem schicksalhaften Abend. Ich nahm die Tasche und ging die Treppe hinauf ins Schlafzimmer.

Das Bett war frisch bezogen; die Patchwork-Tagesdecke meiner Großmutter lag darüber ausgebreitet, und eine kühle Brise blähte die Vorhänge. Ich stellte die Tasche darauf ab und zog den Reißverschluss auf.

Ganz oben lag der bunte Pullover, den ich getragen hatte, als ich zu dem Spaziergang aufbrach, der mich nach Mittelerde führte. Ich zog ihn heraus, faltete ihn sauber zusammen und legte ihn in den Schrank. Der Himmel mochte wissen, wann ich ihn jemals wieder anziehen würde; allein der Anblick sorgte dafür, dass sich in meinem Magen ein harter Knoten zusammenzog.

Darunter lagen Unterwäsche, zwei Blusen, drei Jeans und ein Paar Hausschuhe, die ich im Sanatorium benutzt hatte. Als ich sie aus der Tasche nahm, rutschte aus einem davon ein kleines, sorgsam zusammengefaltetes Papertütchen. Ich öffnete es und die Kette mit meinem keltischen Kreuz fiel mir entgegen. Den Schmuck hatte man mir abgenommen, als ich bewusstlos in die Klinik eingeliefert worden war; ich hatte ihn völlig vergessen. Da waren auch die beiden großen, breiten Silbercreolen, die mein Vater in einer seltenen Anwandlung von trockenem Humor meine *Zigeunerpreziosen* genannt hatte. Eine davon rollte über das Bett und ich kroch hinterher. Als ich sie eingesammelt hatte und die Papiertüte wegwerfen wollte, merkte ich, dass ich noch etwas darin befand. Ich schüttelte die Tüte kräftig, und dann lag etwas Schweres, Leuchtendes in meiner Handfläche.

Ich starrte ungläubig und spürte, wie mir der Atem stockte. Ein schweres Gewicht schien sich auf meine Brust herabzusenken.

Es war der Ring aus *Mithril* – Damrod's Ring.

Ich verstand es nicht. Jedes einzelne Kleidungsstück, das ich in Mittelerde getragen hatte, war dort geblieben... aber der Ring war hier. *Auf welche Weise? Und wieso?*

Ich habe jahrelang nicht mehr geglaubt, dass ich je eine Frau haben würde, die ihn trägt. Und ich möchte ihn an deiner Hand sehen.

Die Erinnerung traf mich wie ein Schlag in die Magengrube. Ob er es wohl schon wusste? Und wenn ja – wann hatte er es herausgefunden? Als das Haus fertig war, das er für mich vorbereitet hatte? Als er nach Minas Tirith kam, um mich heim zu holen?

Damrod.

Ich ließ mich auf die Tagesdecke sinken, den Ring fest an meine Brust gedrückt. Irgendwann schlief ich ein, für ein paar wenige, kostbare Stunden tatsächlich *daheim*.

Als ich wieder erwachte, suchten meine Augen in dem kurzen Moment zwischen Traum und Wirklichkeit instinktiv die grauen Steinmauern und das Spitzbogenfenster meines Zimmers in den Häusern der Heilung. Aber ich sah nur die alt vertraute, fliederfarbene Wand, die ich vor ein paar Jahren mit einer Wickenranke bemalt hatte, und es roch nicht etwa nach Holzfeuer und Kräuternessen, sondern nach der Stärke, die Frau Meinhardt für meine Übergardinen verwendet hatte.

Den Ring hielt ich immer noch fest. Ich öffnete die Hand und der Stein leuchtete mir in tiefem, ruhigen Grün entgegen. Ich betrachtete ihn, ohne zu blinzeln und den Blick abzuwenden, und erst, als er vor meinen Augen verschwamm, wurde mir klar, dass ich weinte.

In den darauf folgenden Wochen versuchte ich, die Fäden meines alten Lebens wieder in die Hand zu nehmen. Ich arbeitete erst einmal nicht mehr für die Zeitung; mein Chefredakteur war sehr freundlich gewesen, erleichtert, dass ich wieder da war und sehr verständnisvoll meinem Bedürfnis nach Erholung gegenüber. Statt dessen fing ich an, die Notizen, die ich im Sanatorium gemacht hatte, in den Computer zu übertragen.

Es war ein mühsames Unterfangen; teilweise konnte ich meine eigene, verkrampfte Handschrift nicht richtig lesen. Außerdem musste ich mich jeden Tag auf's Neue zwingen, die Erinnerung wachzurufen... an Stimmen, Worte, an jedes einzelne Ereignis, und das war eine Qual. Manchmal musste ich schon nach zwei kurzen Absätzen aufhören zu schreiben, weil mir die Welt, aus der ich so plötzlich wieder verstoßen worden war, so klar und deutlich vor Augen stand, dass ich es kaum noch aushielt. Und wenn ich ein oder zwei Seiten zustande brachte, war ich anschließend so erschöpft, dass ich mich hinlegen musste und ganze Nachmittage verschlief.

Manchmal versuchte ich, mich abzulenken, aber ich musste feststellen, dass es nicht funktionierte. Beispielsweise war ich nicht mehr ohne weiteres imstande, mir Fernsehprogramme anzusehen; die Bilderflut, die lauten Werbeblöcke waren wie ein überwältigender Angriff auf meine Sinne. Politische Tagesereignisse, Nachrichten über Kriege und weltweite Katastrophen rauschten verstörend rasch und eigenartig fremd an mir vorüber. Ich stieg auf das Radio um, aber das machte es auch nicht viel besser. Die ständig gut gelaunten Stimmen der Moderatoren und die Musik zerzten so sehr an meinen Nerven, dass ich irgendwann Fernseher und Radio gar nicht mehr einschaltete. In der ersten Zeit konnte ich nicht einmal meine geliebten, klassischen CD's hören, ohne dass das erste Orchester-*fortissimo* mich heftig zusammensucken ließ.

Und ich dachte an Damrod. Ich dachte fast ununterbrochen an ihn; ich erinnere mich noch an einen meiner seltenen Ausflüge in die nächstgrößere Stadt, etwas zwei Wochen nach meiner Heimkehr. Es war ein Samstag, und die Straßen waren voller Menschen. Ich befand mich schon wieder auf dem Heimweg, erschöpft und betäubt von dem ungewohnten Gedränge und dem unglaublichen Lärm, als ich plötzlich von einem Mann angerempelt wurde. Er blieb kurz stehen und entschuldigte sich, und ich erhaschte einen Blick auf graue Augen, ein gut geschnittenes Gesicht und dunkles Haar. Er lächelte mir zu, wandte sich ab und ging weiter, und ich blieb stehen, stumm und reglos, während mir das Herz in der Brust raste.

In dieser Nacht fing ich an zu träumen. Ich träumte von Begegnungen mit Damrod, von gemeinsamen Nachmittagen, von langen Gesprächen. Ich träumte, dass er mich in den Armen hielt, dass er mich küsste, und endlich auch, dass wir uns liebten – und diese Träume waren am schlimmsten. Denn danach erwachte ich von meinem eigenen Schluchzen in einem leeren Bett und in einer anderen Welt, und den Rest der Nacht lag ich hellwach, starrte ins Leere und rang mit dem Schmerz, der mich verschlang und aushöhlte, bis ich mir vorkam wie eine leere Hülle.

Tagsüber versuchte ich dann wieder, die Geschichte für Faith fortzusetzen, musste erneut in meine Erinnerungen eintauchen und litt noch mehr. Es war ein Teufelskreis, und es gab kein Entkommen. Ich schlief immer weniger und schrieb immer weniger; irgendwann gab es Tage, an denen ich stundenlang vor dem eingeschalteten Bildschirm saß, ohne ein einziges Wort zu tippen, während der Cursor vor meinen Augen blinkte... *an... aus... an... aus... an... aus...*

Ich gewöhnte mir an, die Freitage mit langen Spaziergängen zu verbringen, um Frau Meinhardt aus dem Weg zu gehen, denn ich fürchtete die Fragen, die sie mir vielleicht stellen würde, wenn sie mein blasses Gesicht sah, die dunklen Ringe unter den Augen, und wenn sie die Tatsache bemerkte, dass das schmal geschnittene Sommerkleid anfang, wie ein Sack an mir herunter zu hängen.

Mittlerweile war es Juli geworden; Frau Meinhardt verabschiedete sich mit einem ihrer vertrauten Notizzettel in den jährlichen Familienurlaub an der Nordsee. Ich nahm es beiläufig zur Kenntnis; meine Tage hatten ihre Konturen verloren und verschmolzen zu einer Abfolge von Hell und Dunkel. Die Träume waren unerträglich geworden, und ich träumte nicht mehr nur von Damrod allein. Ich träumte auch wieder von dem Abend nach der Schlacht auf den Pelennorfeldern, und von dem Angriff. Aber diesmal war niemand bei mir, wenn ich erwachte... keine Arme, die mich festhielten, keine liebevolle Stimme, kein warmer Körper, der ein Trost war und ein Schutzschild gegen die Erinnerung. Ich fürchtete mich vor dem Aufstehen, vor dem Versuch, meine Geschichte zu erzählen, vor dem Schlafengehen. *Ich fürchtete mich davor, weiterzuleben.*

Eines Abends kam ich im Wohnzimmer zu mir, ohne eine Ahnung zu haben, womit ich den Tag verbracht hatte. Die Wohnung war stickig, heiß und abgedunkelt. Alle Rollos waren heruntergezogen. Vor mir auf dem Tisch brannte eine Kerze. Daneben stand eine offene Weinflasche und ein gefülltes Glas. Direkt neben dem Glas lagen zwei Röhrchen Schlaftabletten.

Ich starrte auf das makabre Stilleben und spürte, wie das nackte Entsetzen den dumpfen Nebel durchbrach, in dem ich seit Wochen gelebt hatte. Ein erstickter, wimmernder Laut drang an mein

Ohr; es war meine eigene Stimme, und das Geräusch erschreckte mich so sehr, dass ich zitternd aufsprang. Der Stuhl fiel um, die Kerze flackerte und ging aus.

Ich stolperte die Treppe hinunter, verließ das Haus und schlug die Tür hinter mir zu. Der Himmel hing voller dicker Wolken, und als ich das Gartentor öffnete und auf die Straße trat, zuckte ein gegabelter Blitz durch die Schwärze und die ersten schweren Tropfen prasselten auf den erhitzten Asphalt.

Ich blickte zurück auf das leere Haus mit den dunklen, regenglänzenden Fenstern. Dann drehte ich mich um und rannte.

Ich rannte stadtauswärts, durch stille Wohnstraßen, in denen die Laternen eingeschaltet wurden. Ohne nachzudenken, bog ich in einen Seitenweg ein, der zwischen zwei Hecken auf einen kleinen Platz führte. Mitten auf dem Platz blieb ich stehen.

Der Regen durchweichte mein dünnes Sommerkleid und lief mir den Rücken hinunter, und meine leichten Sandalen quietschten vor Nässe. Vor mir befand sich eine kleine Kirche, nicht besonders groß oder eindrucksvoll. Aber sie war erleuchtet, und der Lampenschein fiel durch quadratische Buntglasfenster und malte farbige Spiegelbilder in die Pfützen. Ich setzte mich wieder in Bewegung und ging hinüber. Das Tor war nicht verschlossen, und die Flügel öffneten sich leicht; bevor ich eintrat, sah ich aus dem Augenwinkeln noch eine kleine, schlichte Bronzeplatte mit der Aufschrift *St. Agnes*.

Ich schloss das Tor leise hinter mir, und plötzlich war ich von Stille umgeben. Ein leichter Duft vom Weihrauch der letzten Messe lag in der Luft und mischte sich mit dem Geruch nach warmem Wachs; an der Seitenwand stand eine kleine Heiligenstatue, vor der ein paar Dutzend Kerzen brannten. Links und rechts standen Bänke aus dunklem Holz, und ganz vorne sah ich den rötlichen Schimmer des Ewigen Lichtes. Ich ging zu der Statue hinüber; es war eine Maria mit dem Jesuskind. Sie musste irgendwann in der Barockzeit geschnitzt und bemalt worden sein... sie hatte ein freundliches Gesicht mit rosigen Wangen und geduldigen, blauen Augen, und das Baby in ihren Armen lächelte.

Ich ließ mich auf eine der Bänke sinken und schloss die Augen. Das Entsetzen, das ich empfunden hatte, als ich aus meiner Betäubung erwachte und den Wein und die Tabletten vor mir sah, überflutete mich erneut. *Mein Gott... um ein Haar hätte ich mir das Leben genommen.*

„Ich halte das nicht länger aus.“ flüsterte ich. „Ich bin am Ende meiner Kraft, ich ertrage es nicht mehr. Wenn das ein Spiel war, dann war es ein grausames Spiel, und ich bin kein Spielzeug. Wie konntest Du mir das antun?“

Meine Stimme brach, und ich verstummte. Die Madonna sah mich weiterhin geduldig an. Tropfen liefen mir über das Gesicht, und ich war nicht sicher, ob es Tränen waren oder Regenwasser aus meinen triefnassen Haaren.

Hinter mir wurde die Kirchentür wieder geöffnet. Ich wandte den Kopf und sah einen Mann ohne Eile durch den Mittelgang gehen. Vor dem Hauptaltar blieb er stehen, beugte das Knie und bekreuzigte sich. *Ein Priester*. Ich saß ganz still und wagte kaum zu atmen; ich wollte mich nicht bemerkbar machen. Der Mann trat zurück und setzte sich auf die erste Bank. Ich konnte nicht mehr von ihm sehen als einen breiten Rücken und kurz geschnittenes, graumeliertes Haar.

Allmählich wurde mir bewusst, wie nass ich wirklich war. Das Kleid klebte durchweicht an meinem Körper, meine Haare hingen mir in dicken, feuchten Strähnen über den Rücken und ich fing an zu frieren... nicht zuletzt wegen des Schocks, der mich noch immer fest im Griff hielt. Vielleicht konnte ich mich heimlich hinaus schleichen; bei dem Gedanken, in mein stickiges leeres Haus zurückzukehren (*zurück zu den Tabletten*), graute mir, aber ich wusste mir keinen anderen Rat.

Ich rutschte aus meiner Bank, aber ich war nur ein paar Meter weit in Richtung Tür gekommen, als ich niesen musste. Das Geräusch brach in der tiefen Stille wie eine Explosion aus mir heraus; ich sah, wie der Mann sich jäh aufrichtete und herumfuhr.

„Hallo?“

Er stand auf und kam durch den Gang auf mich zu. Er war groß, mehr als einen Kopf größer als ich, und er war nicht mehr jung. Er hatte ein kräftiges, rustikal wirkendes Gesicht mit dichten Brauen über graugrünen Augen, und sein Kinn war von einem sauber und kurz gestutzten Bart bedeckt.

„Ich hatte keine Ahnung, dass ich nicht allein bin.“ sagte er freundlich; seine Stimme war warm und tief, mit einem singenden Nachhall wie von einem Cello, und mit einem hörbar fränkischen Dialekt, der sich in den weichen „g“s und „l“s bemerkbar machte. Als er mich etwas näher in Augenschein nahm, runzelte er die Stirn. „Aber *Mädla* – Sie sind ja nass wie eine ersäufte Katze!“

Ich verschränkte die Arme vor der Brust und tat mein Bestes, nicht mit den Zähnen zu klappern. „S... sind Sie der Priester hier?“

„Nicht ganz.“ Er lächelte mich an. „Ich vertrete ihn für eine Woche; er ist in Urlaub. Ich bin Bruder Anselm, und ich bin Franziskanermönch.“

Nun betrachtete ich ihn meinerseits etwas genauer. Erst jetzt fiel mir auf, dass er die dunkelbraune Franziskanerkutte mit dem einfachen Strickgürtel trug.

„Ich möchte nicht aufdringlich sein,“ unterbrach er meine Gedanken, „aber sicher haben Sie einen Grund, warum Sie tropfend in dieser Kirche sitzen. Kann ich Ihnen vielleicht helfen?“

Kaum. Es sei denn, er konnte die Grenze zu einer anderen Welt durchbrechen und die Herren – oder den Herrn – dieses Universums davon überzeugen, mich dort wieder aufzunehmen.

„Ich denke, eher nicht.“ sagte ich müde; wieder überlief mich eine Gänsehaut. „Ich sollte nach Hause gehen.“

„Sind Sie sicher?“

Ich sah ihn an, und dann dachte ich an die beiden Tablettenröhrchen auf dem Tisch in meinem Wohnzimmer, und wieder krampfte das Entsetzen seine Faust um mein Herz.

„Nein.“ murmelte ich, und dann verschwamm sein Gesicht vor meinen Augen und ich schluchzte auf, versuchte krampfhaft, mich zusammen zu nehmen und nieste erneut.

„Ach du lieber Himmel!“ Eine überraschend kräftige Hand legte sich auf meine Schulter. „Jetzt kommen Sie erst mal mit, *Mädla*, und ich schaue, ob ich bei Pfarrer Leonhard nicht etwas Trockenes für Sie zum Anziehen finde. Und dann koche ich Ihnen einen Tee.“

Eine halbe Stunde später saß ich am Küchentisch in der Wohnung des Pfarrers von St. Agnes, in einen riesigen Bademantel gehüllt, in dessen plüschigen Falten ich fast unterging. Vor mir stand ein großer Becher Tee mit Honig, aus dem wohlthuender Dampf aufstieg.

Bruder Anselm wirtschaftete neben der Spüle herum, schnitt Brotscheiben ab, belegte sie mit Schinken und Käse und schichtete sie auf einen Teller, den er vor mich auf den Tisch stellte. Dann goss er sich selbst Tee ein und setzte sich mir gegenüber hin.

„So.“ sagte er. „Und jetzt erzählen Sie mir, was los ist mit Ihnen.“

Ich starrte in den Tee.

„Ich weiß nicht, ob ich das kann.“ sagte ich heiser. „Sie werden denken, ich wäre verrückt.“

Er lehnte sich zurück und lachte leise.

„Kind,“ sagte er, „ich glaube an einen Mann, der aus fünf Broten und zwei Fischen genügend Essen für Tausende von Menschen machte, der Tote auferweckte und über das Wasser wandeln konnte. Vertrauen Sie mir, mich überrascht so schnell nichts mehr.“

Ich hob den Kopf.

„Kennen Sie den *Herrn der Ringe*?“

Er nahm einen Schluck Tee.

„Ja, das tue ich.“ erwiderte er bedächtig. „1955 veröffentlicht von einem völlig unbekanntem Professor in Oxford und mittlerweile das meistverkaufte Buch nach der Bibel. Großartige Geschichte. Und der Film, der letztes Jahr in die Kinos kam, ist auch nicht schlecht.“

„Das kann ich nicht beurteilen.“ sagte ich. „Ich habe ihn nicht gesehen. Aber ich... bitte, Sie müssen mir etwas versprechen.“

„Was?“

Dass du mich nicht unterbrichst. Und dass du nicht gehst, bevor ich fertig bin. Oh Damrod, mein Geliebter...

„Dass Sie mir zuhören und versuchen, mir zu glauben.“ Ich konnte hören, dass meine Stimme schwankte.

„Versprochen.“

Und so machte ich mich daran, die Geschichte meiner Odyssee noch einmal zu erzählen. Ich begann bei dem Abend, an dem ich meinen folgenschweren Spaziergang machte und folgte der Chronik der Ereignisse, so sorgfältig ich konnte. Dass ich seit Monaten versuchte, die Geschehnisse für Faith aufzuschreiben, half mir dieses Mal dabei, nicht den Faden zu verlieren. Ich sprach über Minas Tirith, über die Häuser der Heilung, über Ioreth und Mardil. Die Bilder kamen zu mir zurück, farbenfroh und intensiv, und jetzt war es keine Qual mehr, mich ihnen auszuliefern, sondern eine unfassbare Erleichterung. Ich konnte reden, ich *durfte* reden. Ich sprach über die Schlacht, über Gandalfs Gesicht, als er sich aus dem Sattel zu mir herunterbeugte und über den sterbenden Krieger aus Rohan, und die Worte strömten unaufhaltsam aus mir heraus, von Lachen begleitet, von durchdringender Freude und nicht wenigen Tränen. Und die ganze Zeit hörte er mir zu, die Augen aufmerksam auf mein Gesicht gerichtet; von Zeit zu Zeit stellte er eine Frage, wenn ich eine Pause machte, aber er unterbrach mich nicht.

Endlich hatte ich den Tag erreicht, als ich aus dem Sanatorium entlassen wurde, und ich fasste die nebelhaften Wochen, die ihm gefolgt waren, knapp zusammen. Dann verstummte ich, sah zu, wie er mir noch einmal Tee nachgoss und trank, ohne ihn anzusehen.

Er schwieg. Er schwieg so lange, dass ich es mit der Angst zu tun bekam.

„Nun?“ fragte ich endlich mühsam beherrscht. „Glauben Sie mir?“

Er seufzte.

„Ich kann sehen, dass *Sie* es glauben.“ erwiderte er, die Stirn gerunzelt. „Und ich gebe zu, dass man sich eine derart phantastische Erzählung wohl kaum ausdenken kann. Aber...“ Er zögerte.

„... aber Sie hätten gern einen Beweis.“

„Ich weiß nicht, ob ich den gerne hätte.“ erwiderte er; seine Stimme klang ein wenig schroff. Er schloss die Augen und rieb sich die Stirn. „Kind, Sie stellen meine Vorstellung von diesem Universum auf den Kopf.“

Ich musste lächeln... zum ersten Mal seit Wochen.

„Versetzt der Gedanke, dass Ihr Schöpfer mehr als eine Welt ins Leben gerufen hat, Sie in Angst und Schrecken?“

Er lächelte ebenfalls, wenn auch widerwillig.

„Nein, eigentlich nicht. Aber die Vorstellung ist trotzdem ungewöhnlich. Und... ja, vielleicht hätte ich wirklich gern einen Beweis. Denn, *Mädla*, wenn Sie sich das alles nur eingebildet haben...“

Er beugte sich vor und die Augen unter den schweren Brauen bohrten sich in meine.

„... dann wäre es besser, Sie hätten den freundlichen Leuten im Sanatorium die Wahrheit gesagt. Denn dann haben Sie ein großes Problem, und dann sollten Sie dringend wieder dorthin zurück, um sich richtig helfen zu lassen.“

Ich streckte die Hand aus und zog Damrods Ring vom Finger.

„Kennen Sie jemanden, der Ahnung von Schmuck hat?“

Er nahm mir den Ring ab und drehte ihn staunend hin und her.

„Ja...“ sagte er. „Einer meiner Mitbrüder im Konvent war vor seiner Berufung Juwelier und und ist jetzt Kunstsachverständiger für kirchliche Juwelen im Mittelalter. Aber ich weiß nicht, was eine Expertise von ihm beweisen soll...“

„Zeigen Sie ihm den Ring und fragen Sie ihn.“ sagte ich und nahm einen weiteren Schluck Tee. „Und Sie irren sich, Bruder Anselm... selbst wenn ich Ihnen beweisen kann, dass es den Ort, wo ich war, wirklich gibt, habe ich immer noch ein Problem. Denn der Mann, der mir diesen Ring geschenkt hat, ist immer noch dort, und ich glaube nicht, dass ich ihn jemals wiedersehe.“

Gegen Mitternacht fuhr mich Bruder Anselm in dem klapprigen VW Käfer des Pfarrers nach Hause. Er kam mit hinein und steckte die beiden Röhrchen mit Schlaftabletten in die Tasche seiner Kutte.

„Die brauchen Sie nicht mehr, *Mädla*.“ sagte er ruhig. „Heute Nacht werden Sie Ihre Ruhe haben.“

Und er hatte Recht; mir fielen die Augen zu, sobald mein Kopf das Kissen berührte, und ich schlief traumlos... bis mich gegen acht Uhr morgens stürmisches Klingeln vor Schreck fast aus dem Bett fallen ließ.

Heller Sonnenschein sickerte durch die herabgelassene Jalousie; ich rieb mir die Augen, stand auf, ging zum Haustelefon und hob gähmend den Hörer ab.

„Wer ist da?“

„Bruder Anselm.“ kam die muntere, energische Stimme des Franziskanermönches aus der Gegensprechanlage. „Ich komme Sie abholen. Wir können zusammen frühstücken, und ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

„Schlafen Sie eigentlich nie?“

„Doch, natürlich!“ sagte er fröhlich. „Aber ich habe schon eine Frühmesse in *St. Agnes* hinter mir. Kommen Sie, ziehen Sie sich an, ich warte so lange hier unten.“

Ich seufzte gottergeben, nahm eine hastige Dusche, schlüpfte in ein frisches Sommerkleid und Sandalen und schloss zehn Minuten später die Tür hinter mir zu.

Er nickte anerkennend, als ich neben ihn auf den Beifahrersitz schlüpfte.

„Wirklich schnell.“ bemerkte er. „Und hübsch sehen Sie aus.“

„Dürfen Mönche so etwas denn bemerken?“

Er lachte herzlich.

„*Mädla*, der Herrgott hat uns Augen gegeben, und mit denen dürfen wir schauen wie andere Männer auch!“ Er warf mir einen Seitenblick zu. „Reichlich dünn sind Sie. Und dass Sie sich in Ihrem großen Haus einschließen, tut Ihnen nicht gut. ich finde, Sie brauchen etwas zu tun.“

Ich starrte ihn an.

„Und was?“

„Sie haben mir doch erzählt, Sie haben etwas Medizin studiert. Und bei Ihrem... Aufenthalt dort ...*drüben* haben Sie sich als Krankenpflegerin und Heilerin nützlich gemacht, nicht wahr?“

Ich nickte.

„Na wunderbar!“ Er zwinkerte mir zu, sichtlich zufrieden mit sich selbst. „Unser Orden unterhält hier ein kleines Hospiz. Das Ganze bekommt eine regelmäßige Finanzspritze von oben, aber es ist nicht gerade viel. Der Rest stammt aus Spenden und Legaten, und wir können freiwillige Helfer immer brauchen. Krempeln Sie Ihre Ärmel hoch und fangen Sie an!“

„Was für ein Hospiz ist das?“ fragte ich.

„Wir haben es für Menschen eingerichtet, die ihre letzten Tage in Würde verbringen wollen. Wir bieten den Angehörigen an, dort zu schlafen, wenn sie möchten, und wir machen es unseren Patienten so leicht wie möglich, diese Welt zu verlassen. Und selbst, wenn sie keine Familie mehr haben, sie sind sie bei uns am Ende nicht allein.“

„Ein Ort zum Sterben?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, ob ich das will... ich weiß nicht einmal, ob ich das *kann*.“

„Aber Sie haben es doch schon getan!“ sagte er gelassen. „Wenn Ihre Geschichte stimmt, dann haben Sie den Tod von Menschen schon erlebt, und unter viel dramatischeren Umständen als bei uns. Kindchen, bei uns sterben die Menschen nicht an Verletzungen von einer Schlacht. Bei uns dürfen sie in Frieden gehen, und glauben Sie mir, das ist etwas ganz anderes.“

„Ich weiß nicht...“ sagte ich wieder.

„Aber ich weiß.“ Die weiche Stimme klang plötzlich sehr bestimmt. „*Mädla*, Sie haben sich in den letzten Wochen nur um sich selbst gedreht, und wohin hat Sie das gebracht? Vor einen Wohnzimmertisch mit einem Glas Wein und zwei Röhrchen Schlaftabletten, und dann dank der Güte Gottes in meine Kirche. Es wird Zeit, dass Sie lernen, auch den Schmerz anderer zu sehen, und dazu haben Sie bei uns jede Gelegenheit.“

Er zwinkerte mir zu, um seinen Worten die Schärfe zu nehmen.

„Obendrein braucht man als Hospiz-Mitarbeiterin nur ein paar Kurse, und nicht etwa eine angeschlossene Ausbildung zur Krankenschwester. Ich bin sicher, Sie werden das sehr gut machen. Jetzt schauen Sie sich erst einmal gründlich um, und dann haben Sie ein paar Tage, um darüber nachzudenken.“

„Wie lange?“ fragte ich, und plötzlich schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. „Bis Ihr Mitbruder den Ring begutachtet hat?“

Seine Augenbrauen stiegen in die Höhe.

Ich lachte leise. „Ich kann es Ihnen nicht verübeln. Schließlich möchten Sie sicher sein, dass Sie nicht etwa eine Psychopathin auf Ihre Kranken loslassen.“

„Sie sind keine Psychopathin.“ sagte er ernsthaft. „Offen gestanden weiß ich nicht so genau, was Sie sind.“

Der Wagen hielt vor einem großen, weißen Haus an, vor dem sich eine mit Gänseblümchen übersäte Rasenfläche bis zur Straße hinunter erstreckte. Der Motor erstarb und ich sah den Franziskanermönch an, der mir am vergangenen Abend wahrscheinlich das Leben gerettet hatte – einfach, in dem er mir zuhörte.

„Also gut.“ sagte ich. „ich schaue mich hier um und ich denke darüber nach, und Sie schicken den Ring an den Bruder in Ihrem Konvent. Danach dürfen Sie immer noch das Sanatorium anrufen, wenn Sie es für nötig halten.“

„Abgemacht.“ Er zog den Zündschlüssel ab. „Und jetzt gehen wir frühstücken.“

Beinahe zwei Wochen später saß ich mit Silja, einer achtzehnjährigen Patientin des Hospizes, in dem kleinen Aufenthaltsraum, der auf den hinteren Garten hinaus sah; wir spielten *Mensch-ärgere-dich-nicht*. Silja war zerbrechlich schlank, bildhübsch und fröhlich, und sie hatte Lymphdrüsenkrebs

im Endstadium. Dies war einer ihrer „guten“ Tage, so dass sie das Bett verlassen konnte, und sie freute sich darüber wie ein Kind. Gerade hatte sie zum dritten Mal erfolgreich verhindert, dass ich meine letzte Figur in Sicherheit brachte, und sie lachte laut auf, während ich theatralisch stöhnte und mir mit der Hand vor die Stirn schlug. Dabei fiel mein Blick auf Bruder Anselm, der in der Tür stand und mich beobachtete. *Kommen Sie bitte!* formten seine Lippen lautlos.

„Du hast gewonnen, Silja.“ sagte ich. „So wie du würfelst, bekomme ich kein Bein mehr auf den Boden. Außerdem möchte Bruder Anselm irgend etwas von mir.“

„Aber wir spielen noch eine Runde, ja?“

„Gewiss doch.“ Ich stand auf und tätschelte die knochige Schulter unter dem dicken Bademantel. „Und ob wir das tun... damit du mich endgültig *schlachten* kannst, meine Süße.“

Silja kicherte entzückt und ich schnitt ihr eine Grimasse, als ich an ihr vorbeiging.

Bruder Anselm eilte mir voraus in sein kleines Büro. Als ich neben seinem Schreibtisch stand, ging er zur Tür und schloss sie ab.

„Was soll das werden?“ Ich musterte ihn verblüfft.

Er betrachtete mich mit einem undeutbaren Gesichtsausdruck.

„Bruder Valentin hat angerufen.“ sagte er. Ich starrte ihn immer noch verständnislos an. „Der Juwelier.“ fügte er hinzu. „Der Kunstsachverständige.“

Der Ring. Damrods Ring.

„Aha.“ Ich spürte, wie das Herz in meiner Brust plötzlich schwerer schlug... vor Erwartung? Vor Angst? *Was, wenn Arwen sich nun geirrt hatte?* „Und? Was sagt er?“

Bruder Anselm holte tief Luft, und jetzt sah ich, dass er unter seiner gesunden Sonnenbräune merkwürdig blass war.

„Er sagt, dass er das Metall nicht identifizieren kann.“ erklärte er. „Er sagt, es hat eine Dichte wie mehrfach gefalteter Stahl, nur viel härter, und er kennt kein Edelmetall auf dieser Erde, das sich so verhält. Er hat sogar versucht, es mit einem Diamanten zu zerkratzen, aber der hat keinerlei Spuren hinterlassen. Den Edelstein hält er wegen seines Gewichts und seiner Härte für einen Turmalin, obwohl er meint, er hätte noch nie einen in einem solchen Grün in der Hand gehabt, und auch noch nie auf diese Weise geschliffen. Als er über die Fassung und die Schmiedearbeit der Ringschiene gesprochen hat, hat er vor Aufregung gestottert.“

Der Mönch fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Er meint, in seiner ganzen Laufbahn hat er noch nie ein Schmuckstück von derartiger Kunstfertigkeit gesehen. Er würde den Ring am liebsten behalten, um ihn noch gründlicher zu untersuchen. Und er will unbedingt mit Ihnen reden.“

„Nein.“ sagte ich entschieden. „Nein zu beidem.“

„Woraus ist er gemacht?“ fragte Bruder Anselm; der fassungslose Ausdruck in seinen Augen wäre höchst amüsant gewesen, hätte der Kummer, den ich in diesem Moment empfand, nicht so schwer gewogen.

„Aus *Mithril*.“ sagte ich. „Der Großvater von Damrod hat ihn in einer Zwergenwerkstatt anfertigen lassen, und zuletzt hat ihn Damrods Mutter getragen. Und ich bekam ihn als seine zukünftige Frau.“ Ich straffte den Rücken. „Sagen Sie Bruder Valentin bitte, ich will ihn schnell zurück. So schnell wie möglich.“

Bruder Anselm starrte mich immer noch an.

„Ich möchte mich entschuldigen.“ sagte er langsam. „Ich habe gewusst, dass Sie das, was Sie mir erzählt haben, für die Wahrheit hielten. Aber jetzt herauszufinden, dass es wirklich die Wahrheit ist...“

Sein Adamsapfel hüpfte heftig auf und nieder, als er schluckte.

„Wie gesagt, *Mädla*." Er lächelte schwach. „Sie stellen meine Welt auf den Kopf. Sie ahnen ja nicht, wie viele Fragen ich habe.“

„Und ich werde sie alle beantworten, wenn ich kann.“ sagte ich. „Bei einem Glas Wein, wenn Sie möchten, und meinetwegen auch bei einer ganzen Flasche. Aber jetzt gehe ich zurück zu Silja, damit sie mich bei unserer nächsten Partie *Mensch-ärgere-dich-nicht* schlagen kann.“

Ich wandte mich zur Tür, aber seine Stimme hielt mich auf.

„Bleiben Sie?“

Ich drehte mich noch einmal zu ihm um und lächelte.

„Natürlich bleibe ich. Als ob Sie das nicht von Anfang an gewusst hätten!“

Zwei Jahre später

„Wieso musst du das Bild unbedingt in der Eingangshalle aufhängen?“

„Weil es mir *gefällt*." Bruder Anselm grinste. „Und weil es dorthin gehört.“

Ich starrte ihn kampflustig über den dunklen Holzrahmen hinweg an.

„Nur über meine Leiche.“ sagte ich finster. „Ich hänge mir das Bild ins Wohnzimmer; das reicht völlig aus, um meine Eitelkeit zu befriedigen. Wenn ich irgendwann nicht mehr hier bin, dann kannst du damit machen, was du willst.“

Er lachte.

„Einverstanden, *Mädla*. Haben wir morgen viele Besucher-Familien?“

„Drei. Ich kann sie durch das Haus führen, wenn du möchtest.“

„Fein. Ich werde mich heute ein bisschen um die Mutter von Patrick Schweitzer kümmern müssen. Der Junge hält sich prächtig, aber sie macht es ihm unnötig schwer. Danke, dass du mir den Rücken freihältst.“

Ich nahm das Bild, das Anlass für diesen Streit gewesen war und trug es die Treppe hoch nach oben. Im Dachgeschoss angekommen, schloss ich die Tür auf und stand in meiner Wohnung; drei lichtdurchflutete Zimmer mit schrägen Wänden, eine schmale Küche, eine kleine, in das Dach hineingebaute Terrasse mit genügend Platz für einen Tisch, ein paar Stühle und ein paar Blumentöpfe. Ich lehnte das Bild an die Wand, blieb einen Moment stehen und schaute mich um, als sähe ich mein Refugium zum ersten Mal.

Als Bruder Anselm damals in seinem Büro gesagt hatte, ich würde seine Welt auf den Kopf stellen, da hatte er zweifellos Recht gehabt. Aber für mich galt das selbe.

Nachdem ich mich einmal entschieden hatte, im Hospiz zu arbeiten, hatte ich sämtliche Kurse absolviert und vier Monate später meinen Dienst angetreten. Ich war Ansprechpartnerin für die Familien, half im Büro und kümmerte mich um die Patienten. Die eigentliche, medizinische Versorgung blieb dabei den drei Krankenschwestern und dem Arzt überlassen; aber was darüber hinausging, war meine Aufgabe, und die des guten Dutzend freiwilliger Helfer, die sich ebenfalls für das Hospiz engagierten.

Es lag in der Natur der Sache, dass unsere Gäste uns nicht gesund und geheilt wieder verließen, aber ich lernte, damit umzugehen. Und Bruder Anselm hatte Recht gehabt: es war gut, über meinen Schmerz hinauszusehen.

Er hatte seine Fragen gestellt, und wir hatten viele Abende damit verbracht, dass ich erzählte, und dass er mir zuhörte. Die Schilderungen meiner Erlebnisse waren eine endlose Quelle der Faszination für ihn; er wollte einfach alles wissen, und ich war glücklich, darüber zu reden. Endlich

gelang es mir auch, den Bericht an Faith fertig zu stellen; ich fügte ein Photo der Narbe auf meinem Arm und ein Bild von Damrods Ring hinzu, ebenso wie die Expertise von Bruder Valentin (der im übrigen so lange keine Ruhe gab, bis ich im Sommer des ersten Jahres eine Urlaubswoche in Franken verbrachte und ihn im Konvent besuchte. Die Erinnerung an sein Gesicht, als er erfuhr, aus welchem Material der Ring gemacht war, brachte mich noch Monate später zum Schmunzeln).

Faith kam nach Deutschland, nachdem sie den Bericht erhalten hatte – vermutlich aus Besorgnis um meinen Geisteszustand – und dass sie diesen Aufwand auf sich nahm, rührte mich sehr und bewies mir, wie sehr sie mich schätzte. Sie blieb zwei Wochen, am Ende ebenso überzeugt wie Bruder Anselm und Bruder Valentin; seitdem tauschten wir wieder regelmäßig Emails und Briefe aus, und unser Kontakt wurde noch enger und herzlicher als zuvor.

Im Frühling des zweiten Jahres wäre es um ein Haar zur Schließung des Hospizes gekommen. Ich erfuhr von Bruder Anselm, dass der Orden das Haus nur angemietet hatte, und jetzt wollte der Besitzer sich davon trennen. Unglücklicherweise konnte der Orden nicht genügend Geld zur Verfügung stellen, um den geforderten Preis zu zahlen: eine Spendenaktion, die wir mit Hilfe der Zeitung ins Leben riefen, half zwar ein wenig, aber es reichte nicht.

Einmal im Jahr traf ich mich mit dem Rechtsanwalt meines Vaters, der mein Erbe für mich verwaltete. Mit meinem 25. Geburtstag fiel mir eine stattliche Summe zu, die meine Tante mir hinterlassen hatte, und angesichts der Tatsache, was ich Bruder Anselm und dem Hospiz zu verdanken hatte, fasste ich einen Entschluss.

Ich verkaufte das Haus, in dem ich bisher gelebt hatte, an den Arzt, der Vaters Praxis nach seinem Tod übernommen hatte. Der junge Internist war begeistert; er hatte vor zwei Jahren geheiratet und wünschte sich eine große Familie, und für die war in dem Haus wahrhaftig Platz genug. Ich verbrachte einen erschöpfenden Monat damit, auszusortieren, was ich nicht mehr brauchte. Ich nahm nur meine Lieblingsmöbel, ein Portrait meiner Mutter, ein paar andere, kleine Erinnerungsstücke und meine Bücher mit; alles, was übrig blieb, wurde ebenfalls verkauft. Mein Rechtsanwalt setzte einen Vertrag auf und baute eine Klausel ein, die mit ein Wohnrecht in der kleinen Mansarde unter dem Dach des Hospizhauses zusicherte; der Erlös aus dem Verkauf von Möbeln und anderen Gegenständen, die ich nicht mehr haben wollte, sowie ein Teil vom Erbe meiner Tante wurden dafür verwendet, die Mansarde zu einer hübschen Wohnung auszubauen (Der Anwalt kannte mich, seit ich ein Kind war, und ich brauchte Wochen, ihn davon zu überzeugen, dass ich wusste, was ich tat).

Dort lebte ich jetzt, und es war ein gutes Leben. Ich hatte viel zu tun, und ich hatte Freunde unter den Helfern und den Schwestern im Hospiz. Sie alle bildeten das Rückgrat, das mich hielt; die stille Atmosphäre dieses Ortes und der gemächliche Rhythmus, der ihn zu einer Oase in der Hektik der Stadt machte, schenken mir einen gewissen Frieden. Und wenn die Erinnerungen mich doch zu schwer bedrängten, war immer jemand da... nicht zuletzt Bruder Anselm, der im Laufe der Zeit für mich geworden war, was mein Vater nicht hatte sein können. Ich vertraute ihm völlig; ich wusste, mein seltsames Geheimnis war bei dem Franziskanermönch gut aufgehoben.

Es war spät, und der Tag war arbeitsreich gewesen; ich zog Damrods Ring vom Finger, legte ihn auf den Nachttisch und schlüpfte ins Bett. Die Worte, die ich jetzt sagte, hatte ich in den letzten zwei Jahren so oft wiederholt, dass sie zu einer Meditation geworden waren, zu einer Beschwörung... oder wohl doch eher – wenn man bedachte, wem ich ein Gutteil meiner Heilung verdankte – zu einem Gebet.

Möge deine Nacht gesegnet sein, mein Liebster. Ich wünsche dir Frieden und ein geheiltes Herz. Denk an mich mit Freude und Dankbarkeit, so wie ich an dich denke. Ich segne die Zeit, die wir zusammen haben durften. Ich werde dich nie vergessen.

Ich schloss die Augen und schlief ein. Und ich träumte.

Ich stand in einem hohen, hellen Raum. Überall waren große Fenster, und als ich hinüberging und aus einem davon hinausschaute, sah ich die Weiße Stadt und die grünen Wogen des Pelennor, der sich im kühlen Sonnenlicht eines Vormittags bis zum Horizont erstreckte. Plötzlich waren hinter mir Stimmen zu hören, und als ich mich umdrehte, kamen Faramir und Damrod zur Tür herein. In meinem Traum war ich nicht im geringsten überrascht, sie zu sehen.

„... und dann hat er mir noch zwanzig Stuten geschickt.“ sagte Faramir gerade lachend. „Wieso denkt König Éomer, ich hätte nichts anderes im Kopf als Pferde?“

Ich stand auf, verneigte mich und lachte ebenfalls.

„Weil er nichts anderes im Kopf hat, mein Fürst.“ sagte ich. „Und Ihr dürft Éowyn nicht vergessen. Sie liebt Pferde mindestens ebenso.“

„Oh, ich weiß!“ warf Damrod ein. „Ich werde nie vergessen, wie die Weiße Herrin mein Weib rufen ließ, kurz bevor Euer Sohn“ – er nickte dem Fürsten von Ithilien zu – „auf die Welt kam. Ich dachte, sie sollte bei der Geburt helfen.“ Er kam zu mir herüber, küsste mich auf die Wange und schlang einen Arm um meine Taille. Ich schaute hinunter auf die gebräunte Hand, die sich schützend auf meinen deutlich gewölbten Bauch legte. In diesem Moment spürte ich die Bewegung in meinem Inneren, kraftvoll und überraschend, und Damrod lachte entzückt.

„Endlich!“ sagte er. „Wie lebendig er ist!“

„Er?“ Ich musterte ihn mit leichtem Spott, und er biss sich auf die Lippen, ein Lachen in den Augen.

„Du bist zurückgekommen, platzend vor Stolz, und du hast auch tatsächlich von einer Geburt berichtet. Aber erst, als du angefangen hast, von ‚Nüstern‘ und ‚Vorderbeinen‘ zu reden, habe ich begriffen, dass du geholfen hast, ein Fohlen auf die Welt zu bringen! Ich hatte schon angefangen, mich zu wundern...“

„Es war die Lieblingsstute meiner Frau.“ erklärte Faramir grinsend. „Und es wird Zeit, dass wir nach Hause kommen. Éowyn beschwert sich, dass sie in Minas Tirith nicht richtig reiten kann.“

„Für dich wird es auch Zeit.“ sagte Damrod, und wieder legte er die Hand auf meinen Bauch. „Mir ist lieber, unser S... das Kind kommt in unserem Haus zur Welt. Fühlst du dich auch wohl?“

„Gewiss!“ sagte ich, hob den Kopf und küsste ihn. „Mein Liebster, mir ist es nie besser gegangen.“

Ich lag hellwach im Dunkeln, und ich spürte den Nachhall des Traumes bis in die Fingerspitzen. Instinktiv legte ich beide Hände auf meinen Bauch; er war ebenso flach wie zuvor. *Fühlt es sich so an?* dachte ich staunend. *Ist es so, wenn man ein Kind erwartet?* Damrod und ich hatten uns oft genug geliebt und ich hatte nichts getan, um eine Empfängnis zu verhindern. Ich war einfach nicht schwanger geworden, und wenn ich an die fürchterliche Zeit nach meiner Rückkehr dachte, war ich dankbar dafür.

Aber in meinem Traum hatte ich s ein Kind getragen; die Erinnerung an die unfassbar lebendige Bewegung in meinem Inneren und an Damrods Hand auf meinem Bauch jagte mir einen Schauer über den Rücken.

So lebendig. *So wirklich.* Was bedeutete das?

Hatte ich gesehen, was gewesen wäre, wenn ich die Chance gehabt hätte zu bleiben? Oder... *hatte ich einen Blick auf etwas werfen dürfen, das noch kam?*

Bei diesem Gedanken setzte ich mich auf und stieg aus dem Bett. Vor ein paar Tagen hatte ich zum ersten Mal wieder ein Buch von Tolkien in die Hand genommen, seine gesammelten Briefe, die Korrespondenz vieler Jahre. Es war seltsam gewesen, zu sehen, wie er die Geschichte im Austausch mit anderen analysierte und von allen Seiten betrachtete, als sei sie wirklich nicht mehr als eine – wenn auch außergewöhnliche – Erzählung.

In einem der Briefe hatte ich den Versuch einer Erklärung gefunden, warum Frodo die Erlaubnis erhielt, in die Unsterblichenlande zu segeln. Arwen war es, die diese Erlaubnis erwirkte: *ihr Verzicht und ihr Leiden waren mit Frodos Schicksal verwandt und verknüpft*, schrieb Tolkien, *Beide waren sie Teil eines Planes zur Erneuerung der Menschen. Ihre Bitte konnte daher besonders wirksam sein, und für ihren Plan sprach eine gewisse Billigkeit des Austausches. Ohne Zweifel war Gandalf die Autorität, die ihrer Bitte stattgab.**

Gandalf, der Mittelerde inzwischen verlassen hatte, an Bord des selben Schiffes, mit dem auch Frodo gesegelt war. Die Zeitachse zwischen seiner Welt und der unsrigen mochte um ein paar

Monate verschoben sein (ich hatte Mittelerde im Sommer verlassen und mich nach der Rückkehr im Winter wiedergefunden), aber die Zeitabstände waren die selben. Vier Monate hatte ich in Minas Tirith gelebt, vier Monate war ich verschwunden gewesen. Frodo war inzwischen ziemlich sicher auf Tol Eressëa, und Gandalf ebenfalls.

Gandalf. Der Maia, der mich davor gewarnt hatte, mich aus Liebe selbst in Stücke zu reißen. Gandalf, die Autorität, die Arwens Bitte stattgab, den Ringträger an ihrer Statt mitzunehmen.

Gebt uns Hoffnung hatte er zu mir gesagt, als er von mir wissen wollte, ob Frodos Mission eine Chance hatte. *Wird Minas Tirith noch stehen, um diesen Sieg zu erleben?* hatte er gefragt, als Rohan in Gondors größter Bedrängnis auf sich warten ließ.

Ich nahm Damrods Ring vom Nachttisch und steckte ihn an meinen Finger. Dann ging ich ans Fenster und öffnete es. Kalte Luft überflutete mich, drang durch mein Nachthemd und überzog meine Arme und Beine mit einer Gänsehaut.

Ich will nicht in den Westen, Herr. sagte ich leise in die Nacht hinein. *So groß ist mein Ehrgeiz nicht, und ich habe auch nichts getan, um das zu verdienen. Aber ich habe eine Bitte, Herr. Wenn Ihr erlauben könnt, dass ein Hobbit – nein, drei Hobbits – ihre Füße auf Tol Eressëa setzen, könnt Ihr dann nicht die Herrscher – den Herrscher – Eurer Welt davon überzeugen, die Grenze nach Mittelerde für mich zu öffnen? Nur noch einmal? Oh bitte... lasst mich nach Hause gehen.*

Ich schloss die Augen und spürte die Tiefe meiner Sehnsucht, ungemildert von dem Frieden, den ich mir in zwei Jahren hart erkämpft hatte.

Ich bitte Euch, Herr. Ich habe Euch Hoffnung gegeben, als Ihr sie gebraucht habt. Jetzt gebt mir welche zurück. Ich will nach Hause.

Und mein Zuhause war nicht mehr hier.

Ist meine Geschichte zu Ende?

Ich weiß es nicht. Vielleicht werde ich es nie wissen. Vielleicht werde ich noch als alte Frau, den Rücken gebeugt von der Last der Jahre, jeden Morgen aus Träumen erwachen, die von einer anderen Welt erzählen.

Ich weiß es nicht.

Mein Verstand rät mir, zufrieden zu sein mit dem, was ich hatte und habe. Es gibt weiß Gott Menschen, die weniger glücklich sind als ich. Ich bin gesund und ich habe eine Aufgabe, die mich ausfüllt. Ich habe kostbare Erinnerungen. Viele haben weder das eine noch das andere.

Aber mein Herz...

... mein Herz ist voll von Bildern, mein Herz klammert sich an Träume und ist nur zu bereit, sie für bare Münze zu nehmen. Mit den Augen des Herzens sehe ich mich auf den Pelennorfeldern stehen; wieder sind sie von den Wunden des Krieges geheilt und bewachsen mit früchteschweren Obstbäumen und Weizen, reif zur Ernte. Ich sehe die strahlenden Mauern der Weißen Stadt vor mir, und vom höchsten Turm flattert das Banner des großen Königs und seiner lieblichen Königin.

Und irgendwo wartest du auf mich... Im Garten von Gondor lebt mein Geliebter, der Mann, zu dem ich gehöre. Mein Herz erinnert sich an deine Stimme und mein Körper an die Berührung deiner Hände.

Ich werde dich immer lieben.

Und ich gebe die Hoffnung nicht auf.

*Aus „J.R.R. Tolkien, Briefe“ (herausgegeben von Humphrey Carpenter), Brief 246, Fußnote 3

Epilog 1: Ein Zeitungsartikel

Zeitungsartikel vom 2. Oktober 2003

Das Rätsel Sabrina Steinberg

Von Brigitta Schmitz

Das Gemälde hängt in der Eingangshalle des Franziskaner-Hospizes; es ist etwa fünfzig Zentimeter hoch und vierzig Zentimeter breit, auf Leinwand gemalt. Es zeigt eine Frau, die an einem Schreibtisch sitzt. Eine Hand liegt entspannt auf der Arbeitsplatte; der Mittelfinger ist mit einem ungewöhnlichen Ring geschmückt. Das silberfarbene Metall sieht aus, als sei es natürlich gewachsen und nicht geschmiedet und es leuchtet von innen heraus; der Edelstein ist wie grünes Feuer... ungläublich, dass es sich nur um Farbtupfer auf Leinwand handelt.

Die Frau hat langes, kupferrotes Haar; ein dick geflochtener, glänzender Zopf hängt über ihre Schulter. Ihre Augen sind grün und fast zu groß für ihr schmales Gesicht. Ein leichtes Lächeln umspielt den vollen Mund, aber die Augen sind traurig und sie sieht nicht so aus, als würde sie oft lächeln.

„Das hat eine der Schwestern unseres Hospizes gemalt.“ sagt eine Stimme hinter mir. Bruder Anselm Bräuning, der Leiter des Hospizes, stellt sich neben mich, eine hohe, ein wenig massige Gestalt in seiner Franziskanerkutte. „Vor etwa einem halben Jahr.“

Das Bild zeigt Sabrina Steinberg. Bis vor zwei Jahren hat sie regelmäßig für unsere Zeitung geschrieben. Es waren gute Artikel, sorgfältig recherchiert, manche davon spannend, andere mit einer guten Portion Humor. Freunde hatte sie keine, jedenfalls keine engen Freunde. Eher die Sorte, mit der man mal einen Kaffee trinken geht oder eine Party feiert... wobei Sabrina Steinberg nicht der Typ Frau war, die gerne auf Parties ging. Sie war ein Bücherwurm, still, freundlich, ein wenig verschlossen und mit einem gewissen, ironischen Witz.

Dann, von einem Tag auf den anderen, war sie spurlos verschwunden. Sie antwortete weder auf Telefonanrufe noch auf Emails. Es war, als würde sie nicht mehr existieren. Nach zwei Monaten gab die Redaktion eine Vermisstenanzeige auf, nachdem es keine Verwandten mehr gab (und keine Freunde), die das hätten tun können.

Zwei weitere Monate später war sie plötzlich wieder da. Sie befand sich in einem Sanatorium außerhalb der Stadt; scheinbar hatte man sie nachts im Stadtpark aufgefunden, verwirrt, in Panik und ohne jede Erinnerung daran, wo sie gewesen war.

Sie erholte sich, aber sie schrieb nie wieder für die Zeitung. Statt dessen machte sie ein Jahr später auf andere Weise von sich reden. Sie verkaufte ihr Elternhaus und spendete den Erlös für den Kauf eines Hospizes, in dem sie in der Folgezeit arbeitete.

„Sie hat ein Händchen für die Patienten.“ sagt Bruder Anselm, als er einen Kaffee serviert. „Sie liest ihnen vor, unterhält sie mit Geschichten und schafft es, dass auch die ängstlichsten Verwandten zur Ruhe kommen. Sie bringt eine Tugend mit, die in dieser Zeit nicht mehr viele haben; sie kann schweigen und zuhören. Manchmal hat man den Eindruck, dass sie eine Atmosphäre der Stille um sich verbreitet.“

Die Frage, ob Sabrina Steinberg glücklich war, bereitet dem Mönch sichtliches Kopferbrechen.

„Ob sie glücklich war, kann ich nicht sagen.“ meint er. „Ich denke, dass die verlorenen Monate vor zwei Jahren sie tief geprägt und verunsichert haben. Die Frage, ob sie zufrieden und ausgeglichen war, lässt sich leichter mit ‚Ja‘ beantworten.“

Dass es Bruder Anselm ist, der die Frage beantworten muss und dass Sabrina Steinberg nicht selbst etwas zu ihrem Befinden sagen kann, liegt daran, dass sie vor exakt einer Woche zum zweiten Mal verschwunden ist. Sie machte sich am Abend des 27. September auf den Weg zu einem Spaziergang; die Schwester, die Feierabend hatte und gleichzeitig mit ihr das Haus verließ, sagt, sie hätte sie in Richtung Stadtpark gehen sehen. Bruder Anselm sagt, er hätte bis Mitternacht auf sie gewartet und am nächsten Morgen die Polizei verständigt.

Nein, unruhig oder aufgewühlt sei sie nicht gewesen, sondern ruhig und normal. Beim Abendessen, sagt Bruder Anselm, habe er noch mit ihr und den anderen Mitarbeitern die Planung des nächsten

Tages besprochen. Danach sei er zur Abendmesse nach *St. Agnes* gegangen, und seitdem hat er sie nicht mehr gesehen.

Bevor ich gehe, stehe ich noch einmal vor dem Bild und versuche, in dem ruhigen Gesicht mit den undurchdringlichen Augen zu lesen.

Wo sie wohl gewesen ist in den fehlenden Monaten, die jetzt schon zwei Jahre zurückliegen? Scheinbar hat sie ihr Gedächtnis nie wirklich wiedererlangt, und es gab eine dauerhafte, schmerzhaft Lücke von vier Monaten in ihrem Leben. Und wo ist sie jetzt? Ist sie entführt worden - was allerdings kaum vorstellbar ist, denn bisher hat niemand Forderungen gestellt - oder ist sie einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen? Hat sie einem plötzlichen Impuls nachgegeben und ist verreist? Falls ja, dann aber, ohne auch nur ein einziges Kleidungsstück mitzunehmen, außer den Sachen, die sie am Leibe trug, als sie verschwand.

Das Rätsel lässt sich nur lösen, wenn sie zurückkommt und erklärt, was mit ihr passiert ist - falls sie denn ein zweites Mal zurückkommt.

Wo ist Sabrina Steinenberg?

Epilog 2: Ein Traum vom Frühling

Dezember 2003, kurz vor Weihnachten

Gestern ist zum ersten Mal Schnee gefallen; die Reifen der Autos, die vor dem Hospiz vorbeifahren, klingen gedämpft, und als der Mönch die Treppe zur Mansarde hinaufsteigt, hört er das gleichmäßige Kratzen der Schneeschaukel des Hausmeisters auf dem vereisten Gehsteig.

Er zieht den Schlüssel zu Sabrina Steinenbergs ehemaliger Wohnung aus der Tasche seiner Kutte und schließt auf. Die Räume sind gut gelüftet und es wird regelmäßig Staub gewischt; es scheint, als sei die Bewohnerin nur kurz verreist.

Er knipst die Leselampe im Wohnzimmer an und lässt sich Sabrina's Ohrensessel nieder; es ist eines der wenigen Erbstücke, die sie aus ihrem Elternhaus mitgebracht hat. Sie hat ihm einmal erzählt, dass ihre Mutter immer in diesem Sessel saß, wenn sie ihr abends Märchen vorlas. Er hat es der jungen Frau nie gesagt, aber er hat sie unendlich dafür bewundert, dass sie imstande war, ihre Vergangenheit loszulassen und ihr Leben so radikal zu verändern. Er hat sie damals sehr genau beobachtet, um sicherzugehen, dass sie imstande war, den völligen Wechsel ihrer Lebensumstände zu verkraften... aber alles was er gesehen hat, war ein Mensch, der leichten Herzens hinter sich ließ, was ihm zur Last geworden war, und der sich aus ganzen Herzen einer neuen Aufgabe verschrieb, ohne zurückzuschauen.

Sabrina.

So viel Mut und so viel Schmerz.

Kurz bevor sie verschwand, hat sie sich noch einmal verändert. Er hat immer ihre Sehnsucht nach dieser fremden Welt gespürt, die er nur aus Tolkien's Büchern und aus ihren leidenschaftlichen Erzählungen kennt. Er hat immer gewusst, dass sie dorthin zurückwollte, und er hat in den zwei Jahren ihrer Freundschaft voller Mitgefühl beobachtet, wie sie unter Qualen darum rang, zu akzeptieren, dass dies wohl nicht möglich war.

Aber vor diesem schicksalhaften zweiten Abendspaziergang hat er ein neues Licht in ihren Augen gesehen... als hätte sie etwas erfahren, das ihre Meinung änderte. Über Tage hinweg umgab sie so etwas wie ein ungläubiges Staunen, und er hat sie mehrmals in der Kapelle des Hospizes vorgefunden... ganz still, die Hände im Schoß gefaltet, die Augen weit offen, als stünde sie vor der gänzlich unerwarteten Lösung eines Rätsels. Er hat damals nicht gefragt; er war zuversichtlich, dass sie ihm zur rechten Zeit sagen würde, was sie beschäftigte, so wie sie es immer getan hatte, seit er sie mitten in der Nacht nass und verzweifelt in der Kirche fand. Aber es ist nicht mehr dazu gekommen.

An der Wand neben dem Ohrensessel hängt ein Regal; die Bücher von Tolkien stehen darin aufgereiht. Der Mönch zieht den Band mit den gesammelten Briefen heraus. Er ist relativ neu und

noch nicht so oft in die Hand genommen worden wie die Trilogie, die deutliche Spuren jahrelangen Lesens zeigt. Das Buch öffnet sich von allein an einer Stelle, die durch ein Lesezeichen markiert ist.

Aus einem Brief an Mrs. Eileen Elgar, liest er. Es ist ein langer Brief aus dem Jahr 1963, und er handelt von Frodo, von seinen Entscheidungen an den Schicksalsklüften und von seinem Weg in den Westen, und es gibt gleich drei Fußnoten. In der letzten sind ein paar Sätze dünn mit Bleistift angestrichen.

Ihr Verzicht und ihr Leiden waren mit Frodos Schicksal verwandt und verknüpft. Beide waren sie Teil eines Planes zur Erneuerung der Menschen. Ihre Bitte konnte daher besonders wirksam sein, und für ihren Plan sprach eine gewisse Billigkeit des Austausches. Ohne Zweifel war Gandalf die Autorität, die ihrer Bitte stattgab.

Der Mönch lässt das Buch sinken und starrt ins Leere, die Stirn gerunzelt. Dann liest er die Stelle noch einmal; seine Lippen bewegen sich lautlos. Er lehnt sich in den Sessel zurück, das aufgeschlagene Buch im Schoß, und er sitzt lange Zeit reglos im warmen Lichtkreis der Leselampe. Der Raum ist ganz still; das einzige Geräusch ist das leise Ticken einer alten Uhr an der Wand. Der Tag ist lang und anstrengend gewesen, und er ist müde; nach einer Weile schließen sich seine Augen, und sein Atem wird tief und regelmäßig. Das Buch rutscht aus seinen Händen und landet auf dem Teppich.

Er öffnet die Augen und der Winter ist vorüber... jedenfalls an dem Ort, an dem er sich in seinem Traum befindet. Er steht am Ufer eines schnell dahinströmenden Flusses; er führt Hochwasser, und unter den Bäumen wachsen Winterling, letzte Schneeglöckchen und wilde Narzissen. Das Land um ihn her ist von jubelndem, jungen Grün und von einer überwältigenden Frische.

Der Mönch entfernt sich langsam vom Flussufer; er spürt das feuchte, hoch sprießende Gras unter seinen bloßen Füßen und das Sonnenlicht, das durch dichte, neu belaubte Zweige dringt und wohltuend sein Gesicht wärmt. Vor ihm öffnet sich eine Lichtung. Am anderen Ende dieser Lichtung steht ein Haus, das er noch nie gesehen hat, aber es ist ihm trotzdem vertraut. Jetzt weiß er, wo er ist, und er weiß auch, wer in diesem Haus lebt. Plötzlich hört er ein Rascheln hinter sich. Sein Herz schlägt rascher; er tritt zurück und seine braune Kutte verschmilzt mit dem Schatten der Bäume.

Dann sieht er sie. Ihr Haar fällt offen über ihren Rücken; sie trägt ein langes, schlichtes Gewand im blassen Grün der Frühlingsblätter, das größtenteils von einem weiten Reiseumhang verdeckt wird. Keine zehn Meter von ihm entfernt tritt sie auf die Lichtung. Als sie das Haus bemerkt, bleibt sie jäh stehen; er hört einen Schrei, leise und hoch und sofort wieder von ihren Händen unterdrückt. Sie macht wieder ein paar Schritte, zögernd und unsicher. Und dann hört er den gedämpften Klang von Hufschlägen.

Er wendet den Kopf und sieht das Pferd, das auf die Lichtung trabt. Der Reiter, der im Sattel sitzt, trägt einen kurzen, dunkelblauen Mantel, Hosen aus weichem Leder und hohe Stiefel. Vor dem Gartentor steigt er ab, klopf dem Pferd den Hals und führt es hinüber zu einem kleinen Stall auf der linken Seite. Für ein paar Minuten bleibt er verschwunden.

Der Mönch schaut zurück zu ihr. Ihr Gesicht hat alle Farbe verloren, und doch sieht es lebendiger aus als in den gesamten zwei Jahren, in denen er sie gekannt hat. Sie bewegt sich langsam quer über die Richtung auf den Stall zu, eine Hand ausgestreckt. Dann hört er, wie die Stalltür aufgestoßen wird.

Der Mann tritt ins Freie, leicht unter dem Türsturz gebeugt, dann richtet er sich auf. Langes, dunkles Haar fällt ihm in Wellen bis auf die Schultern hinunter. Er hat ein klares, schön geschnittenes Gesicht mit leuchtenden, grauen Augen, aber der Mönch, erfahren von vielen Jahren der Seelsorge, erkennt die Spuren, die ein tiefer Kummer auf der Stirn und um die Mundwinkel herum hinterlassen hat. Er weiß, wer das ist. Er hat ihn nie gesehen, aber er erinnert sich an ihre Beschreibungen, an die tiefe Liebe in ihren Augen, wenn sie von ihm sprach und an ihren Schmerz, der dem dieses Mannes glich wie ein Spiegelbild.

„Damrod...!“

Der Mann erstarrt, dann schaut er in die Richtung, aus der der halb erstickte Ruf gekommen ist und seine Augen weiten sich. Er wird so blass wie die Frau, die jetzt kaum noch drei Meter von ihm entfernt steht, die Arme ausgestreckt, das Gesicht tränenüberströmt. Dann, als löste sich ein Bann, macht er drei, vier lange Schritte vorwärts.

Sie rennt ihm entgegen, die Röcke gerafft, und vor dem Gartentor treffen sie zusammen und er fängt sie auf. Der Mönch sieht ihre Umarmung, die so aussieht, als würde sie niemals enden, und er sieht, wie der Mann ihre Wange berührt, ungläubig und zart. Dann küssen sie sich, und wieder presst der Mann die Frau an sich, als würde er sie nie wieder loslassen. Der Mönch steht im Schatten der Bäume und das Lächeln auf seinem Gesicht ist so warm wie das Sonnenlicht. Er wartet geduldig, bis sie sich nach einer Ewigkeit voneinander lösen und Hand in Hand durch das Tor und den Garten zum Haus gehen; keiner von ihnen nimmt auch nur für einen Moment den Blick vom Gesicht des anderen. Dann schließt sich die Tür hinter ihnen.

Bruder Anselm schreckt hoch. Er braucht eine Weile, bis ihm klar wird, wo er ist, dann rappelt er sich hoch, hebt das Buch auf und stellt es ins Regal zurück. Er schaltet die Leselampe aus, geht langsam durch den Raum und tritt ans Fenster. Die eisige Kälte hat es mit Eisblumen bemalt, die im Licht der Straßenlaterne glitzern, und draußen fallen große, weiche Schneeflocken. Der Mönch schaut hinaus, seufzt leise und lächelt; die Wärme in seinem Inneren ist groß genug, um den Eindruck des wunderbaren Frühlings in seinem Traum andauern zu lassen.

*„Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“** zitiert er, und die Erinnerung an das, was er gesehen hat, erfüllt ihn mit Staunen und einer tiefen Freude, ungetrübt von jeglichem Zweifel. *„Deo gratias, mein liebes Mädla. Deo gratias, wirklich.“*

Er verlässt die Wohnung und schließt die Tür hinter sich ab. Dann steigt er die Treppe hinunter, geht an dem Weihnachtsbaum in der Eingangshalle vorbei und streift das Bild von Sabrina mit einem lächelnden Blick. Er wiederholt leise die Worte, die er den Mann in seinem Traum hat sagen hören, als er seine Geliebte endlich an der Hand nahm und in Haus führte.

„Willkommen daheim, Noerwen.“

ENDE